



auftrag

April 1986

153/154

● **auftrag**

April 1986

Heft 153/154 — 26. Jahrgang

| | | |
|-----|--|-----------------------------|
| 3 | Aus dem Glauben | |
| | Glaubensbekenntnis = Bekennen des Glaubens im Alltag | <i>H.F.</i> |
| 6 | Epiphanie | <i>Heinrich Bücker</i> |
| 8 | „Pietas“ — nicht mehr oder wieder gefragt? | <i>Wilhelm Lehmstämpfer</i> |
| 21 | Leben aus dem Glauben der Kirche | <i>Johannes Cofalka</i> |
| 38 | Befehl, Gehorsam, Gewissen und Verantwortung | <i>Lothar Groppe, SJ</i> |
| 52 | Confessio — Kann der Glaube tragen? | <i>Helmut Fettweis</i> |
| 66 | Im Glauben getragen — bis zum Tod | <i>Ruprecht Heringer</i> |
| | Ansprache zur Beisetzung des Generalmajors G. Pape | <i>Josef Vennemann</i> |
| 70 | Durstmarsch der Kriegsgefangenen unterm Kreuzifix | <i>Helmut Richter</i> |
| 72 | Ich möcht' dir vieles sagen... | <i>Hans Babrs</i> |
| 73 | Frieden | |
| | Soldat und Bergpredigt | <i>Lothar Groppe SJ</i> |
| 84 | BDKJ auf gefährlichem Kurs | <i>Norbert M. Schütz</i> |
| 92 | Dienst für den Frieden | <i>Helmut P. Jermer</i> |
| 105 | Kirche | |
| | 89. Deutscher Katholikentag | <i>Wilhelm Lehmstämpfer</i> |
| 108 | Aus GKS und PGR | |
| | München | <i>Lothar Größl</i> |
| 114 | Rom | <i>Günter Thyé</i> |
| 119 | Kaufbeuren | <i>Hans Ritter</i> |
| 120 | Hammelburg | <i>Eva Albert</i> |
| 121 | Pöng | <i>Arthur Schopf</i> |
| 123 | Diez — Limburg — Rennerod — Daaden | <i>Karl-Heinz Denzin</i> |
| 125 | Hildesheim | <i>Emil Kladrwa</i> |
| 127 | Frankenberg | <i>Peter Moryson</i> |
| 128 | Koblenz | <i>Wieland Oden</i> |
| 129 | Köln | <i>Hans-Dieter Vogels</i> |
| 130 | Bonn — Zdk | <i>Willy Trost</i> |
| 134 | Freyung | <i>Franz Pauli</i> |
| 136 | Wehrbereich IV | <i>Richard Riffel</i> |
| 139 | Das aktuelle Buch | |
| 156 | Informationen aus Kirche und Welt | |
| 161 | Ein neuer Tag | <i>Sigo Lehming</i> |
| 162 | Der Königsteiner Engel | |

Aus dem Glauben

„Glaubensbekenntnis = Bekennen des Glaubens im Alltag“

In diesem Jahr, da die katholische Militärseelsorge auf 30 Jahre erfolgreicher Arbeit im Bereich der Deutschen Bundeswehr zurückblicken kann, findet die Jahrestagung der zentralen Versammlung als „26. Woche der Begegnung“ in Freising statt.

Vom 27. April bis 2. Mai werden die Delegierten über Fragen des Laienapostolats nachdenken und neue Ziele aufzeigen.

Das Thema aber zeigt bereits, um welche Fragen die Gedanken kreisen werden. Es soll daher versucht werden, mit Heft 153 den Teilnehmern Anregungen zu geben.

Glaubensbekenntnis

Unter Glaubensbekenntnis versteht man im kirchlichen Sprachgebrauch weniger das persönliche Bekennen des Glaubens als vielmehr die vom Lehramt und der Tradition der Kirche vorgenommene Formulierung des Glaubensinhaltes.

Die ersten Formulierungen des Glaubensbekenntnisses sind wahrscheinlich aus der Tauffliturgie entstanden. Ging es doch darum, daß der Taufbewerber vor Empfang des Sakramentes sagen mußte, was er glaubt, damit er dieses Sakrament auch in der rechten Gesinnung empfangen konnte.

Die einfachste und zugleich wichtigste Aussage war (aramäisch bei 1 Kor 14,22 bezeugt) „Kyrios Jesus Christus“. Damit sprachen die Gläubigen, die Kirche der ersten Tage, das Bekenntnis aus: Jesus ist Gott.

An diesem Bekenntnis zur Gottheit Jesu entzündete sich der Streit mit den Juden, aber auch mit dem heidnischen Kaiser.

Es soll nun nicht auf die Aussagen des Glaubensbekenntnisses im einzelnen eingegangen werden.

Für uns Christen im heutigen Leben sind zwei Schritte notwendig:

- den Glauben kennen
- den Glauben bekennen.

Dank der Kirche

Unsere Kirche hat sich nicht beirren lassen in der Auffassung, daß der Soldat Teil dieser Kirche ist. Sie hat weiter aus der Erkenntnis der speziellen Situation des Soldaten eine besondere, aber im Gesamttraum der Kirche beheimatete Seelsorge eingerichtet. An der Stelle, an der jungen Menschen ein schwerer Dienst abverlangt wird, da, wo sich die Linie von Leben und Tod, von Macht und Ohnmacht schneiden, steht sie dem einzelnen Menschen hilfreich zur Seite. Sie sagt — ob gelegen oder ungelegen — dem Vorgesetzten, wie er mit

der ihm anvertrauten Macht umzugehen hat, wenn er bestehen will; sie sagt dem Untergebenen, was er im Gehorsam verantworten kann und muß. Sie weist aber allen das Ziel: Jesus Christus.

Um das Bekennen

Im Gedränge des Alltags kommt jedoch zuweilen die Rückbesinnung auf die Grundlage menschlichen Lebens — auf Gott — zu kurz. Früher war die Einbindung des Alltags in den Glaubensvollzug stärker.

Um so wichtiger ist, daß immer wieder an Stationen haltgemacht wird, um an die Einbindung in den Glauben erinnert zu werden.

Dank daher unserem Erzbischof, daß er als Hirte zu solchen Tagen der Sammlung einlädt. Dank dem Generalvikar und den Geistlichen, daß sie aus solchen Tagen der Begegnung auch Tage der Besinnung werden lassen.

Denn das ist die Tragik der heutigen Zeit, es wird ob so vieler vordergründiger Probleme das Wichtigste so oft vergessen: Wir sind auf Erden, um Gott zu dienen.

Daß dieses „Gott-Dienen“ dem einzelnen helfen kann, wird leider ebenfalls oft vergessen.

In diesen Tagen aber soll es vor allen Augen lebendig werden, daß man als ganzer Mann seine Pflicht erfüllen, seine Aufgaben bewältigen kann, obwohl, besser *weil* man im tiefsten Herzen glauben kann. Zu uns werden „viri probati“ sprechen, Männer, die im Krieg und Frieden ihre Aufgaben erfüllt haben, weil sie im Glauben standen. Und in diesem Heft werden Sie Aufsätze über Probleme finden, die nur aus dem Glauben Antworten erkennen lassen.

In Zukunft

Die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) bemüht sich — mit dem Vorläufer KOK — seit nunmehr mehr als 25 Jahren, auf die Fragen des Alltags Antworten zu finden. Sachverstand und von der Kirche geleitetes Gewissen können dazu befähigen. Daß das so ist, zeigen die Aussagen auch in diesem Heft.

Aber die Generation, die Fragen auf Leben und Tod am eigenen Leibe erfahren hat, wird bald ganz aus der Geschichte verschwunden sein. Ihre Erfahrungen und ihr Erbe — auch mit Fehlern und Versagen — gilt es weiterzugeben, damit in Zukunft Leid erspart bleibt.

Es geht jedoch auch um unsere heilige Mutter Kirche. Sie hat als Stiftung Jesu Christi sein Leben, sein Wort, sein Werk treu überliefert. Sie vollzieht immer wieder aus seiner Kraft das Ereignis seiner heiligen Anwesenheit im Gebet, im Sakrament. Sie wird damit zum heiligen Zeichen, ja zum heiligen Weg. Denn der in der Kirche lebendige Christus ist der Weg zum Leben.

Unsere Tagung endet im Marienmonat Mai. Und zwei Wochen nach unserer Zeit in Freising feiern wir Pfingsten. Daher ist hier der Anlaß gegeben, auf den Weg der Kirche hinzuweisen.

Maria, in besonderer Weise in das Geheimnis der Gottheit Christi einbezogen, wird als Mutter unserer Kirche verehrt. Sie ist zwar selbst Frucht der Erlösung durch ihren Sohn, dennoch Mittlerin des Heiles. Denn sie wurde ausersehen, den Menschen das Wort Gottes zu gebären.

Als die Apostel und Jünger, zu Tode betrübt, sich im Saal zu Jerusalem einschließen, wird sie eine der ersten Zeugen der Auferstehung und wird dann auch ergriffen vom Wunder zu Pfingsten. Der auferstandene Herr schickt seiner Kirche den verheißenen Beistand, den heiligen Geist. Und in diesem Geist werden dann die Talente der Gläubigen wach. Sie erkennen ihre Aufgaben, ihre Dienste.

Es finden sich Berufene zum priesterlichen Dienst, aber es erkennen auch die Laien ihre Aufgaben im weltlichen Bereich.

Wir nun, die wir in Freising das Wort unserer Hirten und Lehrer hören werden, müssen nun mit unserer Sach- und Fachkenntnis die Aussage für die Welt, für den Schwachen, für den Abtrünnigen im Glauben finden. Das bedeutet, daß wir uns um Kenntnis bemühen müssen, um dann im Bekennen im Alltag helfen zu können.

*„Komm, Heiliger Geist,
und erfülle die Herzen
Deiner Gläubigen
und entzünde in ihnen
das Feuer Deiner Liebe.“*

(aus dem Gebet der GKS)

H.F.

Epiphanie ist Licht in der Dunkelheit

Ich möchte herausstellen, daß die Dunkelheit im Leben nicht nur negativ betrachtet werden muß. Sie wird zum Träger des Lichtes. Da ist schon etwas von der „felix culpa“ des Osterexsultet spürbar.

Liebe Christen!

Wir feiern Epiphanie, Erscheinung des Herrn, die Offenbarung seiner Herrlichkeit. Dargestellt wird das Ganze wie durch ein Traumbild. Die Geschichte von den Weisen aus dem Heidenland, die nach langem Suchen den Herrn der Herrlichkeit finden, ist Traum, Legende. Der Glaube an die Erscheinung der göttlichen Herrlichkeit ist Traum. „Ich habe einen Traum“, heißt es in einem Lied. Wir Christen haben einen Traum. Wir träumen von Gottes Herrlichkeit in dieser Welt; wir sehen einen leuchtenden Stern in aller Dunkelheit.

Jeder von uns macht die Erfahrung von Dunkelheit. Von Gottes Herrlichkeit, von seinem Licht ist oft wenig zu spüren. Aber wir haben einen Traum. Dieser Traum ist der Glaube, daß die Dunkelheit grundsätzlich überwunden ist; daß ein Licht angezündet wurde, das immer heller wird. Zwar möchten die Mächte der Finsternis dieses Licht auslöschen. Herodes steht hier für die Macht des Dunklen. Aber die Macht der Finsternis ist begrenzt. Sie wird paradoxerweise noch zum Werkzeug des Guten. Ohne Herodes hätten die Weisen Jesus nicht so leicht gefunden; Nacht ist nötig, damit man Sterne sieht. Nacht ist nötig, damit man träumen kann.

Die Dunkelheit der Welt wird zum Gefäß des Lichtes. Wer die Herrlichkeit des Herrn einmal erfahren hat, und sei es nur durch einen Stern, ein kleines Licht, einen Lichtblick, der wird nicht mehr aufhören, die ganze Fülle seiner Herrlichkeit zu suchen.

Gottes Licht ist faszinierend. Wer den kleinsten Strahl davon erhalten hat, sucht zeitlebens mit großer Sehnsucht die ganze Sonne. Wenn auch noch viel Dunkelheit bleibt, so ist doch durch diesen Traum, durch diesen Glauben vieles, ja alles anders geworden. Seine Dunkelheit ist uns oft verborgen, sein Glanz ist verhüllt, aber sie ist uns bereits erschienen in der Geburt Jesu. Sie wird vollkommen aufleuchten, wenn Er am Ende kommt mit großer Macht und Herrlichkeit.

Wie sehr in der Dunkelheit Hoffnung und Licht stecken kann, das soll folgende Geschichte wiedergeben:

„Wenn es dunkel wird, bin ich es“

Es war einmal ein Junge von acht Jahren. Beim Spielen fiel er in einen tiefen Schacht, der noch keine vierzig Zentimeter breit war. Überall Verwirrung, überall Panik, Menschen, die hin und her rannten, Geschrei, Rufen, daß dies getan werden müsse oder dies und dann wieder das. Männer mit Leitern, Schaufeln und Stricken kamen angerannt. Sie

horchten in den Schacht hinein, ob das Kind noch lebte. Einer will sogar einen Bagger holen, um direkt neben dem Schacht einen neuen Schacht zu graben. Das ist die einzige Möglichkeit, das Kind noch zu retten, sagt er.

Die einzigen, die bei all diesem Geschrei und Gerenne ruhig blieben, sind die Eltern des Jungen. Als sie zum Schacht kommen, wird es still. Jeder sieht, wie der Vater sich über die Öffnung beugt. Aber im selben Augenblick ertönt aus dem Schacht ein herzerreißender Schrei: Sein Sohn lebt also noch, aber weil der Vater sich über den Schacht beugte, wurde es dunkel im Loch, so daß der Junge noch mehr in Angst und Panik geriet.

Da sagte der Vater: „Keine Angst. Wenn es dunkel wird, bin ich es!“ Das Geschrei verstummte, und sorgfältig gab der Vater seinem Sohn Instruktionen, was er zu tun und zu lassen habe. Er ließ ein langes Tau herunter, sagte seinem Sohn, es unter den Achseln zu befestigen, und begann dann, behutsam zu ziehen. Wenig später war der Junge gerettet, keinen Augenblick Angst hatte er noch gehabt, auch nicht, wenn es nochmal dunkel wurde im Schacht. Jedesmal, wenn das passierte, dachte er an das, was sein Vater gesagt hatte: „Wenn es dunkel wird, bin ich es!“

Aus: shalom 9/78, S. 125

„Pietas“ — nicht mehr oder wieder gefragt?

— *Was ist der Welt noch heilig?* —

Wilhelm Lehmkämer

Leitlinien

1. Über dem Schulportal eines der ältesten Gymnasien Westfalens stand bis zu seiner Zerstörung Ende des 2. Weltkrieges der Leitspruch: „*pietati, virtuti, litteris*“.

Wann immer die Schüler dieses Portal durchschritten, sollten sie sich die Forderungen des Leitspruches vergegenwärtigen und zu eigen machen: Frömmigkeit als erstes, als zweites tugendhafte Tüchtigkeit und als drittes Ziel wissenschaftliche Bildung. Allein auf dieser Grundlage sah sich die Schule im Stande, nicht nur Wissen zu vermitteln, sondern auch zu erziehen und zu bilden. Gott war das Maß aller Dinge.

Als das Gymnasium 1944 in Schutt und Asche fiel, zerbrach zugleich eine Welt, in der Erziehung und Bildung über Jahre hinweg nicht mehr stattfanden, sondern eine ganz und gar entgegengesetzte Zielrichtung erfahren hatten.

2. In dieser Welt war das Christentum nicht mehr gefragt, trat an seine Stelle die nationalsozialistische Weltanschauung; eine Ideologie, nach der Gott und die Liebe zu Gott nicht mehr zeitgemäß, ja verhaßt waren. Der Religionsunterricht wurde nach und nach aus den Schulen verbannt. Bekenntnis- und Privatschulen eingeschränkt bzw. abgebaut. Die Lehrerschaft wurde in besonders eingerichteten Schulungskursen umerzogen, um damit sicherzustellen, daß fortan nach den Grundsätzen der nationalsozialistischen Weltanschauung unterrichtet werde. Die Lehrbefähigung erhielt schließlich nur, wer auch den Nachweis, auf nationalsozialistischem Boden und zu den nationalsozialistischen Erziehungsprinzipien zu stehen, erbringen konnte. Wer dafür nicht die Gewähr bot und auf Grund dessen als politisch unzuverlässig galt, erhielt, sofern er noch nicht im Schuldienst stand, keine Einstellung oder wurde, soweit es sich um im Dienst befindliche Lehrkräfte handelte, in andere Amtsbereiche versetzt bzw. entlassen.

Die Anpassung der Schule an den NS-Staat brachte es mit sich, daß dem Komplex der deutschkundlichen Fächer höchste Bedeutung beigemessen wurde. „Als immanentes Unterrichtsprinzip aller deutschkundlichen Fächer hatte die Rassenkunde zu gelten. Am Geschichtsverlauf war nachzuweisen, daß die stärksten und besten Rassen sich durchgesetzt hatten. In den Mittelpunkt der Geschichtsbetrachtung sollte die „nationale Revolution“ gestellt und Hitler als Retter aus Not und Elend gefeiert werden. Der Deutschunterricht sollte stark an der volkhaften Dichtung orientiert werden. In den Richtlinien von 1937 hieß es: „An die Stelle der nur betrachtenden, kritisch-wissenschaftlichen, historischen und ästhetischen Einstellung tritt die wertende, schaffensbereite und kämpferische Haltung.“¹⁾

Das waren die Leitgedanken, unter die der NS-Staat die Erziehung an den Schulen stellte. Frömmigkeit wurde zur Ideologie der Rassen und zu Gefolgstreue zum Führer umfunk-

tioniert; tugendhafte Tüchtigkeit durch schaffensbereite und kämpferische Haltung ersetzt, der wissenschaftlichen Bildung die bis dahin geltende gemeinschaftliche geistige und sittliche Grundlage entzogen.

Das Maß aller Dinge waren die Rassen-, die Partei- und die Führer-Ideologie; Gott wurde geleugnet.

I. „Pietas“ — ein komplexer Begriff

1. Bei den Griechen

ist „Pietas“ „Eusebeia“. Das Verbum „eusebein“ beinhaltet: fromm, gottesfürchtig sein, ehrfürchtig, liebevoll handeln; sich pflichtgetreu und gewissenhaft verhalten.

Sokrates ruft das Ewige im Menschen an und auf. In seiner Preisrede auf Eros und sein Seelenmythos ist er davon überzeugt, daß der Liebende sehr wohl in der Lage sein kann, an Gott — soweit es einem Menschen möglich ist — teilzuhaben, sofern er auf das Göttliche im Geliebten und in sich selber schaut.²⁾

Als Sokrates mit Euthyphron über das Fromme und Frömmigkeit diskutiert, meint Euthyphron: „Wenn jemand im Gebet und durch Opfer zu sagen und zu tun versteht, was den Göttern wohlgefällig ist, so ist dies das Fromme und ein solches Tun schützt die eigenen Häuser einzelner und die staatlichen Gemeinschaften; das Gegenteil aber von dem, was wohlgefällig ist, ist das Gottlose, das natürlich alles umkehrt und vernichtet.“³⁾

Für Sokrates ist Frömmigkeit Gottesdienst, Gottesverehrung; ehrfürchtig tritt er den Göttern gegenüber und ist um ein sittlich gutes Leben bemüht.⁴⁾

„Sokrates“, so sagt Xenophon, „führte seine Gespräche immer über Fragen, die den Menschen angehen. Er forschte, was fromm und gottlos, was sittlich schön und was häßlich, was recht und unrecht, was Besonnenheit und was Leidenschaft, was Tapferkeit und was Feigheit, was ein Staat und ein Staatsmann, was eine Regierung und Regent der Menschen sei, und über andere Dinge, deren Wissen ihm gleichbedeutend mit sittlicher Tüchtigkeit war, deren Unkenntnis aber nach ihm mit Recht den Namen Knechtsgesinnung trug.“⁵⁾

Wenn Platon, der Schüler des Sokrates, dem Philosophen und bedeutendsten Vertreter der Sophisten Protagoras auf dessen These: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge“ sein: „Aller Dinge Maß ist Gott“ entgegensetzt, spricht er im Sinne seines Lehrers, der ja auch schon das Göttliche dem Menschlichen überordnete.

„Die das ganze All durchwaltende Gottbezogenheit ist“, wie Josef Sellmair es herausstellt, „Grund und Gesetz der Weltenordnung, des Kosmos, in dem der Mensch die ihm angemessene Stellung findet, wenn er sich bewußt einfügt in die große Ordnung. Entscheidet er sich aber für die Willkür, dann wird er Unordnung stiften und mit ihr Unheil.“⁶⁾

Bei den Griechen verlangt „Eusebeia“:

- sich der großen Ordnung fügen;
- dem Anruf Gottes folgen;

- ehrfürchtig und gewissenhaft handeln;
- der Tugend den Vorzug geben.

2. Bei den Römern

erfährt „Pietas“ einen derart hohen Stellenwert, daß „Pietas“, personifiziert als Göttin, in zwei Tempeln Roms (neunte und elfte Region) noch im ersten Jahrhundert v. Chr. Vereh- rung genießt.

„Pietas sahen die Römer vor allem in der Symbolgestalt ihres mythischen Stammvaters Äneas verkörpert. Dem Ahnherrn Roms schuf Vergil in seiner Dichtung „Äneis“ ein Denkmal, das Jahrtausende überdauert hat und wohl noch überdauern wird. In der „Äneis“ hinterließ er der Welt ein bleibendes Bild römischen Wesens. Hier gelang dem Dichter, nach Meinung von Theodor Haecker, die Gestaltung des römischen Idealmen- schen, und durch dieses Idealbild ist Vergil Bildner und „Vater des Abendlandes“ gewor- den.“⁷⁾

Äneas vereinigt in sich die Züge des Menschenbildes, die Cicero in all seinen Schriften rühmt, weil sie Roms Größe begründet haben. Äneas fühlt sich als Werkzeug der Gott- heit. Ihr gegenüber hält er es für seine Pflicht, die Altäre der Väter aus dem brennenden Troja nach Latium hinüberzuretten, um dort, vereint mit denen, die er aus der zerstörten Heimat herausführt, ein Gemeinwesen zu gründen, dessen Grundlage die „Pietas“ ist.

„Göttergeheiß“ treibt uns dahin, heißt es im dritten Gesang (4) der Äneis, und weiter: „Vertrieben fahr ich aufs Meer mit Sohn, Genossen, Penaten und Göttern“ (11.12).

„Pietas“ bändigt auch den Rachedurst des Helden Äneas. Als er die Frau, die das Unheil über Troja gebracht hat, am Altar der Vesta in der ringsum brennenden und umkämpfen Stadt kauern sieht, beschließt er haßvoll ihren Tod: „...So kann ich kühlen der Rache Flammen im Herzen und so die Asche der Meinigen sühnen...“ (II., 586/87).

Doch es kommt nicht dazu, denn seine Mutter, die erhabene Göttin Venus, erscheint und gebietet ihm anderes: „Sohn, ...hast du die Not der Deinen vergessen? Willst du nicht vorher schau'n, wo dir dein altersgebeugter Vater Anchises blieb, ob noch der Gattin Kräusa, ob noch Askanius lebt?“ (II., 595-98) „Sohn, ergreife die Flucht und mach der Mühsal ein Ende...“ (II., 619). Äneas hört auf das Wort der Gottheit, verzichtet auf Rache und folgt der Göttin Gebot: die Familie zu finden, zu versammeln und aus dem zer- störten Troja hinauszubringen.

Äneas bezeugt in diesem Kontext nicht allein seine liebende Sorge um die Familie, son- dern auch seine fromme Demut vor göttlichem Gebot (pius Äneas): Bevor er mit Vater, Gattin und Sohn zum Tempel der Ceres, bei dem er sich mit der Dienerschaft, die ihm ge- blieben und für die zu sorgen Äneas sich ebenfalls gehalten sieht, aufbricht, regelt und be- stimmt er, was an Gerätschaft aus elterlichem Haus vor allem mitzunehmen ist! „...Du nimm, Vater, das heil'ge Gerät und die heimischen Götter. Mir, der ich frischem Gemet-

zel und schwerem Kampf einteilte, ist die Berührung verboten, bevor mich nicht rinnendes Wasser reinigte.“(II., 718/19).

Den Sohn an der Hand, gefolgt vom Vater und der Gattin, führt Äneas, voll von Angst, die ihm sonst fremd, die Seinen zum Tempel der Ceres. Dort angekommen, vermisst er Kräusa. Sein Suchen und Klagen bleiben erfolglos; wohl erlebt er ihr Abbild und eine Erklärung für ihr Fernsein: „... Nicht ohne den Willen der Gottheit traf es sich so“ (II., 777/78). „... Hier hält mich zurück die erhabene Mutter der Götter...“ (II., 788). Alles ist gottgewollt: der Verlust der Gattin, die Rettung des Vaters, des Sohnes und all jener Männer und Frauen, die ihm, im Vertrauen auf seine Führung, Fürsorge und Umsicht, zu folgen bereit sind.

Gottesfurcht, fromme Demut, Gehorsam, Liebe und Sorge bestimmen und prägen den Aufbruch zu neuen Ufern: „Also entwich ich und stieg in die Berge, geschultert den Vater.“ (II, 804)

In der Äneis haben „pietas“ und „religio“ eine klassische Form gefunden. Hier gestaltet Vergil einen Grundtypus römischer Religiosität. „Pietas“ gemahnt den Helden an seine Pflichten gegenüber dem Vater, dem Sohn, der Familie und den Nachkommen. „Pietas“ und „religio“ kumulieren im Gehorsam des Äneas gegenüber dem göttlichen Gebot.

„Pietas“ fundiert auch das Vermächtnis des Äneas an seinen Sohn Askanius: „Lerne von mir, mein Sohn, den Mut und echtes Beharren. Aber von andern das Glück. Jetzt wird meine Rechte im Kampfe dich noch schützen und dich zu hohen Zielen geleiten. Dessen gedenke treulich, sobald du zu reiferem Alter auferblühst, und bewahre im Herzen das Vorbild der Deinen: Eifre dem Vater nach und deinem Oheim, dem Hektor.“ (XII. 435—440)

Auch in der Weisung des Anchises:*)

„Du aber, Römer, gedenke die Völker der Welt zu beherrschen (darin liegt deine Kunst) und schaffe Gesittung und Frieden. Schone die Unterworfenen und ringe die Trotzigenden nieder“ (VI. 851-54), findet sich „pietas“ als ein zukunftsweisender Aspekt.

II. „Pietas“: Norm und Gebot

1. „pietas“ gebietet über das Pflichtgefühl bzw. die pflichtgemäße Gesinnung hinaus pflichtgemäßes Handeln.

Cicero schreibt im ersten Buch seines Werkes „De officiis — Vom pflichtgemäßen Handeln“ — an seinen Sohn Marcus in diesem Zusammenhang: „...wenngleich es ... viele drängende und nützliche Probleme gibt, die gründlich ... von den Philosophen erörtert worden sind, so haben doch ... die Lehren und Ermahnungen, die über das pflichtgemäße Handeln von jenen gegeben worden sind, die weiteste Geltung. Kein Bereich des Lebens nämlich — weder in politischen noch im privaten, weder in die Öffentlichkeit noch

*) Vater des Äneas s.o.

die eigene Familie betreffenden Fragen, weder wenn du, auf dich allein gestellt, etwas unternimmst noch mit einem anderen dich zusammentust — kann von Verpflichtung frei sein: es beruht in ihrer Beachtung aller Ehrenhaftigkeit der Lebensführung, in ihrer Nichtachtung alle Schande.“⁸⁾

Cicero weist Marcus dann darauf hin, daß die pflichtgemäßen Leistungen nicht nivelliert zu betrachten sind, sondern einer Rangordnung unterliegen. „Gerade in der Gemeinschaft gibt es Abstufungen unter den pflichtgemäßen Leistungen, aus denen, was jeweils das Bessere ist, eingesehen werden kann, so daß die erstrangigen den unsterblichen Göttern, die zweiten dem Vaterland, die dritten den Eltern, die folgenden in Abstufungen den übrigen geschuldet werden.“⁹⁾

2. Welche Grundwerte die Römer unter „Pietas“ verstanden, läßt sich wie folgt zusammenfassen:

- Ehrfurcht gegenüber den Göttern und Ahnen;
- Liebe zu Eltern, Vaterhaus und Vaterland;
- Sorgende Elternliebe;
- Dankende Kindesliebe;
- Gehorsam und Treue gegenüber Eltern und Obrigkeit;
- Verantwortliches Verhalten und Handeln gegenüber allem Hauspersonal;
- Menschlichkeit gegenüber im Kampf Unterworfenen;
- Festhalten an der Sitte der Vorfahren.

Auf die Frage nach den Ursachen der Größe Roms antwortet Cicero: „Durch Frömmigkeit (pietas) und richtiges Verhalten gegen die Götter (religio) und durch dies eine Wissen, daß wir erkannt haben, daß alles durch die Macht der Götter regiert und geleitet wird, haben wir alle Stämme und Völker bezwungen.“¹⁰⁾ Im Kontext dazu meint Aulus Gellius: „Durch die Ausübung und Pflege von Tugenden aller Art hat das römische Volk von kleinem Ursprung den Gipfel solcher Bedeutung erreicht; am meisten aber von allen Tugenden hat es die Treue (Fides) gepflegt und heiliggesprochen in privaten wie in öffentlichen Geschäften.“¹¹⁾

3. An der Größe Roms hat die altrömische Familie höchsten Anteil. Sie gilt als Hort des Individuums und tragende Kraft des Staates. In ihr wird der Mensch „zum Dienst an dieser Gemeinschaft, durch sie zum Dienst am Staat erzogen“.¹²⁾

Auch darin herrscht „Pietas“, wie Erich Burck bei seiner Beschreibung der altrömischen Familie festhält: „Wie die Existenz der Familie und ihr Wohlstand in letzter Linie von den Göttern abhängen, so erwirbt und erhält die Beachtung der göttlichen Zeichen, die ‚religio‘, und die tägliche Erfüllung der Pflichten gegen die Schutzgötter des Hauses und des Feldes, die ‚pietas‘, den Menschen das Wohlwollen der Überirdischen. Zugleich aber gebietet diese ‚pietas‘ dem Hausvater bei seinem Regiment die Beachtung der sittlichen Verpflichtungen gegenüber seinen Gewaltunterworfenen, zumal den Kindern, die ihrerseits

durch die gleiche Tugend angehalten werden, ihren Kindespflichten gegenüber den Eltern gewissenhaft nachzukommen.“¹³⁾

4. Solange sich die griechische und römische Geisteswelt an den Werten von „Eusebeia“ und „Pietas“ orientierten, be- und erhielten der Mensch und das menschliche Leben Sinn und Zielrichtung.

Als Scheinwerte und erlösungsverheißende Pseudo-Kulte die Menschen verlockten und der Zeitgeist die Oberherrschaft gewann, war der Wegfall von Sitte, geistiger Führung und staatlicher Macht vorprogrammiert.

Ideologien traten an die Stelle der Religion.

Geistige Bildung war nicht mehr gefragt.

Lust und Lebensgenuß bestimmten die Zielrichtung. Nichts schien mehr heilig.

Die vorchristliche Antike war am Ende, eine Neuorientierung dringend notwendig.

III. „*Novus saeculorum ordo*“*)

Das Christentum brachte die Neuordnung, mit ihm gewann der „*novus saeculorum ordo*“ Bahn und Raum.

Mit der Menschwerdung Gottes beginnt ein neuer Abschnitt der Menschheitsgeschichte. Der Mensch empfängt eine neue Würde, aber auch einen neuen Auftrag. Alle, die an Christus glauben, sind zum neuen Leben und zur neuen Würde berufen. „Durch ihn“, sagt der heilige Paulus, „haben wir . . . Zugang zum Vater. Ihr seid also jetzt nicht mehr Fremde ohne Bürgerrecht, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen ‚Gottes‘“ (Eph. 2,18–19). „Ich . . . ermahne euch“, fährt der Apostel fort, „sein Leben zu führen, das des Rufes würdig ist, der an euch erging. . . Seid demütig, friedfertig und geduldig, ertrag einander in Liebe . . . Wir wollen uns, von der Liebe geleitet, an die Wahrheit halten. . . Legt den alten Menschen ab, der in Verblendung und Begierde zugrunde geht, ändert euer früheres Leben und erneuert euren Geist und Sinn. Zieheth den neuen Menschen an, der nach dem Bild Gottes geschaffen ist in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit“ (Eph: 4,1–24).

Die Liebe erhebt Paulus zur höchsten Tugend. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“, schreibt er im Brief an die Galater (5,14). „Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, alles übersteht sie“ (1 Kor. 13,7).

2. „Der Mensch“, schreibt J. Sellmair in seiner „*Humanitas Christiana*“, wird neu berufen zur Mitwirkung am Weltenplane, der zuletzt ein Heilsplan ist. Eine kosmische Aufgabe wird ihm übertragen, über die er im Weltgerichte Rechenschaft ablegen muß: die Miterlösung der Welt — nicht nur die Herrschaft über die Elemente — ist in seine Hand gelegt — aber vielleicht auch die Möglichkeit der Weltvernichtung, wenn er von neuem versagt und

*) Der Zeiten Neuordnung

von seiner Bestimmung abfällt. Darum werden die Lehrer des Christentums nicht müde, den Menschen an seine hohe Würde zu erinnern: „Erkenne, oh Christ — ruft Leo der Große*) am Weihnachtsfest seinen Hörern zu —, erkenne deine Würde, und nachdem du in Christus und durch Christus der göttlichen Natur teilhaftig geworden bist, wirf dich nicht selbst weg, indem du durch einen entarteten Lebenswandel wieder zu deiner alten Niedrigkeit zurückkehrst.“

3. Nicht in die alte Niedrigkeit zurückzufallen ist auch das Geheiß des heiligen Benedikt von Nursia. In Rom, wo Benedikt Ende des 5. Jahrhunderts studiert, herrschen Korruption und Verfall. Inmitten der historischen Wirren seiner Zeit erlebt er den Untergang des römischen Imperiums als die Wende der Antike zum Mittelalter. Seine Zeit ist der heutigen nicht unähnlich, denn auch damals war geistige Bildung wenig gefragt, verloren viele Menschen Sinn und Zielrichtung, Angst überwog. Selbst Papst und Bischöfe fürchteten um den Bestand der Welt.

Dennoch, oder gerade deswegen, gelingt es Benedikt, Brüder um sich zu sammeln, die mit ihm gemäß seiner Mönchsregel leben wollen. In dieser Regel verbindet er in unnachahmlicher Weise „das Wertvollste der antiken Lebensform, die Idee des *ordo*, mit dem christlichen Lebensprinzip“ (Sellmair) und leistet damit seinen und des Ordens Beitrag zum Werden des christlichen Menschenbildes. Dieses Menschenbild trägt ganz die Züge der Lebensauffassung des heiligen Benedikt; sie steht unter dem Gesetz der Form. „Sie ist“, wie es Hermann Hefele einmal ausgedrückt hat, die „reinste und vollkommenste Verkörperung jenen Geistes der Objektivität und Ordnung, aus dem die griechische Kunst, der römische Staat, die Demokratie des Mittelalters und die klassische Bildung geboren sind.“¹⁴⁾

4. Benedikt fordert als Grundhaltung von seinen Mönchen: Bescheidenheit, einfaches Leben, Demut und Gehorsam. Diese Grundhaltung hat er dem Leben Jesu und der urchristlichen Jüngergemeinde nachgezeichnet.

Benedikt erhebt das Leitmotiv „Treue zum Ursprung“ des Christentums zum Leitbild seiner Brüdergemeinschaft.

„Die wichtigsten Elemente benediktinischen Mönchsleben sind“, so hat P. Winfried Kämpfer OSB definiert, „in dem biblischen Text vorgezeichnet und werden von Benedikt konkret entfaltet. Einige Schlüsselbegriffe“:¹⁵⁾

- Das „Beharren in der Lehre der Apostel“, d. h.:
 - Treue und Liebe zu Jesus;
 - Festhalten am Ursprünglichen („*Stabilitas*“).
- „Brüderliche Gemeinschaft“, d. h.:
 - die Gemeinschaft bildet eine Familie, Familienvater ist der Abt: der gute Vater, der für seine Kinder sorgt und sie liebt, der sich vornehmlich um das geistig-seelische Wohl der Bürger kümmert;

*) Anm. d. R.: Papst Leo I. (440—461)

- die Brüder sollen sich gegenseitig achten und lieben (nicht zuerst den eigenen Vorteil suchen, sondern mehr den des anderen);
- die familienähnliche Gemeinschaft erstrebt eine Kirche im kleinen („ecclesiola“).
- „Gütergemeinschaft“, d. h.:
 - „alles soll allen gemeinsam sein“, aber:
 - jeder erhält, wessen er bedürftig ist (keine totale Gleichmacherei),
 - das Verhältnis zwischen einer berechtigten Entfaltung der Einzelperson und dem Wert des Gemeinschaftslebens soll ausgewogen sein.
- Das Verweilen im Tempel, d. h.:
 - Einhaltung des täglichen Gemeinschaftsgebetes (dem Gotteslob darf nichts vorgezogen werden),
 - Pflege der Liturgie.
- Ausrichtung auf die endgültige Zukunft Gottes, d. h., wach und bereit zu sein, sich Gottes Ruf nicht zu entziehen.
- „Die Arbeit“, d. h.:
 - auch in regelmäßiger Arbeit „Gott dienen“;
 - vom Ertrag der Arbeit nicht allein die Eigenversorgung zu sichern, sondern auch so viel wie möglich abzugeben für die Armen;
 - Arbeit nicht gering achten, sondern als lebensnotwendig — weil Gottes Auftrag — werten (Benedikt tauft gleichsam die Arbeit): „Alle Arbeitsgeräte des Klosters und die ganze Klosterhabe seien den Brüdern heilig wie Altargefäße.“
- Die „discretio“, d. h.:
 - das „weise Maßhalten“ („Mutter aller Tugenden“);
 - ausgewogen und umsichtig denken und handeln;
 - offen sein.

5. Benedikts Regel und Lebensform kennzeichnen sein Bemühen, in Gemeinschaft mit seinen Brüdern — den Verfall der Gesellschaft und den moralischen Niedergang der Welt aufzufangen. Dabei agiert er nicht wie ein Politiker, sondern handelt väterlich. Er möchte die Menschen und ihr Leben wieder in Ordnung bringen. „In seiner klösterlichen Familie schuf er das Ur- und Vorbild der neuen Lebensordnung . . . durch die Idee des Ora et labora, der Zucht und des Maßes, der discretio und des ordo, der Entsagung und der dienenden Liebe hat er den neuen Menschentyp und in seinem Kloster zugleich die Urform der Gemeinschaft, die Familie im höheren Sinne wiederhergestellt“ (Sellmair).

Theodor Haecker sieht in Benedikt eine Idealgestalt ähnlich der des Vergil. Haecker erklärt: „Die ersten Mönche des Abendlandes hatten zum geistlichen Vater den hl. Benedikt, zum weltlichen aber den Vergil. . . Sie zogen nach dem Norden als die Söhne des hl. Benedikt, um die Urwälder der wilden Seelen zu roden und zu kultivieren für die Aufnahme des Wortes, und sie taten es durch ihr orare, ihr Beten, sie zogen aber auch aus als Söhne Vergils, um die Wälder der wilden Länder zu roden und das Land zu kultivieren, zur Auf-

nahme des Korns und der Rebe, und sie erreichten es durch ihr Laborare, durch das Arbeiten im Schweiße des Angesichts . . . sie waren Benediktiner nach der Ordnung der Gnade, Vergilianer nach der Ordnung der Natur.“¹⁶⁾

Kreuz, Pflug und Buch führten die Benediktiner, wo immer sie hingingen und sich niederließen, mit sich. Mit diesen Symbolen standen sie für Christentum, Zivilisation und Kultur. Ihr „Ordo“ gestaltete die Welt neu, er wurde das Lehrstück zum christlichen Europa, prägte seine Kultur und gab ihr Form bis heute. In ihrem „Ordo“ waltete und waltet immer noch die „Pietas“, die aus der Vaterliebe Gottes schöpft und darin mündet, so, wie es einst im Schlußgebet (Postcommunio) der Ostersonntagsmesse (alte Liturgie) hieß:

„Spiritus nobis, Domine tuae caritatis infunde: ut, quos sacramentis paschalibus satiasti, tua facias pietate concordēs.“

Herr, Du hast uns mit dem Ostersakrament gesättigt; gieße uns auch den Geist Deiner Liebe ein, damit wir in Deiner Vaterliebe einmütig zusammenstehen (Meßbuch der hl. Kirche).

IV. Zurück zum Ursprung

1. Aus der Geschichte lernen

Auf dem 88. Deutschen Katholikentag in München sagte Prof. Dr. Erich Zenger, Münster, am 5. Juli 1984: „Wem die Erinnerung an seine Anfangsgeschichte verlorengeht, der verliert seine Wurzel und seine Identität. Wer weiß, woher er kommt, weiß, wohin und wozu er gehört. Und wer weiß, daß viele die gleiche Herkunft und das gleiche Ziel haben, der braucht in den Ängsten der Einsamkeit nicht aufzugeben. Er kann sich vom Lebensstrom der gemeinsamen Geschichte mittragen lassen.“

Das alles jedoch setzt Wissen voraus; Wissen, das geistige Bildung vermittelt. Wann immer geistige Bildung gering geachtet wurde, waren Niedergangszeiten die Folge. Von daher ist es ein Gebot der Stunde, das Wissen um geschichtliche Bedingtheit zu mehren und zu vertiefen, denn nur so wird es möglich sein und bleiben, die nötige Distanz zu den geistigen und materiellen Ideen der Gegenwart zu gewinnen.

Die Beschäftigung mit der Welt der Antike ist in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in den Schulen und auch sonst weitgehend zerschlagen worden. Wäre allein nur Platons „Gott ist das Maß aller Dinge“ nicht aus der Erinnerung verdrängt und mißachtet worden, wären der Welt die größten Ungeheuerlichkeiten der jüngsten Vergangenheit mit Sicherheit erspart geblieben. Die Grundformen und Grundwerte abendländischer Kultur wurden aber vollends zerschlagen, als die Menschen begannen, auch die religiösen Werte des Christentums zu leugnen, um sich zu vergotten und selbst als das Maß aller Dinge zu preisen. Von da an waren Freiheit und Solidarität verloren.

2. In der Geschichte leben

In der Gegenwart mit der Geschichte leben gilt als schwieriges Unterfangen. Der geistige und moralische Wiederaufbau Europas leidet noch immer unter der Neigung, sich einer

Orientierung an der Tradition und ihren Werten entgegenzustellen. Ende der 60er Jahre waren Mao, Ho-Tschi-Minh und Che Guevara Idole der Jugend und ihre Vorkämpfer zu einer besseren Weltordnung.

Dann forderte der Zeitgeist die antiautoritäre Lebenshaltung und -gestaltung; ferner hieß es, alles zu hinterfragen und Institutionen wie Staat, Kirche, Justiz, Ehe und Familie nicht mehr als unbedingt verbindlich anzusehen. Das alles hat das Leben in der Gegenwart nicht erleichtert und auch die Menschen nicht glücklicher gemacht. Im Gegenteil, die Orientierungslosigkeit nimmt zu, die geistigen Nöte wachsen. Mit der Geschichte die Gegenwart gestalten und zum Lebensquell zu machen verlangt mehr denn je die Wiedergewinnung jener „Pietas“, die sowohl den „Ordo“ der Antike als auch den des heiligen Benedikt durchzog: die Hinwendung zu Gott, die Treue zum Ursprung.

3. Die Krise der Gegenwart

Solange die Altäre der Väter zerschlagen und nur unvollkommen wieder aufgerichtet werden, wird dem Menschen der Gegenwart seine Sinnfindung in der heutigen, nach noch mehr Emanzipierung und Säkularisierung drängenden Gesellschaft kaum gelingen. Je mehr Gott aus der Mitte des Lebens verdrängt wird, desto mehr nimmt die Gleichgültigkeit gegenüber Gottes Geboten zu, wachsen Unruhe und Unordnung in der Welt, häufen sich die Krisen, auch in der Kirche.

„Der Christ lebt heute im verwirrenden Pluralismus der permissiven Gesellschaft, gleichsam in einer Wüste“, sagte kürzlich der Erzbischof von Köln, Kardinal Joseph Höffner in einem Interview.¹⁷⁾ Der Kardinal fuhr fort: „In der Wüste kann man nur in Oasen leben. Entscheidend für die Wiedergesundung der Kirche ist es deshalb, daß sich Gemeinschaften gläubiger Christen bilden, für die das biblische Bild des Sauerteiges zutrifft, sie bezeugen einander den Glauben, sind sich gegenseitig Milieu, Schutz und Stärke und verzehren sich nicht in zermürenden Kritik.“

Wir sollten uns ein Beispiel an den Christen der ersten Jahrhunderte nehmen. Im Römischen Reich lebten die Christen in einer moralisch zerrütteten Gesellschaft. Nichteheliches Zusammenleben, Ehescheidung, Abtreibung, Umbringen auch geborener Kinder galten als übliche Verhaltensweisen und hatten im Bewußtsein der Menschen nichts mehr mit Moral zu tun.

Die Christen jedoch besaßen den Mut zum Christsein, d.h. zum Anderssein. Sie sagten nicht „wir auch“, sondern bekannten sich zum paulinischen „wir dagegen“. Keuschheit, eheliche Liebe und Treue, Nächstenliebe, Festhalten am Christusglauben bis zum Martyrium bestimmten ihr Leben. Dieses Verhalten der Christen machte auf die Heiden einen ungeheuren Eindruck. Es wirkte missionarisch und führte viele zum christlichen Glauben: Arme und Reiche, Sklaven und Senatoren, bis in die kaiserliche Familie hinein. — Ohne den Mut zum unverwechselbar Christlichen ist die Kirche in der Welt von heute apostolisch gelähmt.

Auf die Frage: „Was sagen Sie zu der Auffassung, eine Gesellschaft ohne Werte habe sich

auch eine Gesellschaft ohne Religion geschaffen?“ ... antwortete Kardinal Höffner: „Eine Gesellschaft ohne Werte empfindet den Glauben als eine Belastung. Gott stört in einer solchen Gesellschaft. Man versucht, ihn zu leugnen, um sich seinen Forderungen nicht stellen zu müssen.

Nun können wir von unserer Gesellschaft nicht sagen, daß sie ohne Werte sei. Jedoch sind viele Werte umgedeutet worden. Man benutzt dieselbe Bezeichnung, meint aber etwas anderes. Früher war es selbstverständlich, daß man nur dann von einer Ehe sprach, wenn eine Trauung stattgefunden hatte. Heute spricht man vom nichtehelichen Zusammenleben, und es gibt Tendenzen, dieses Zusammenleben der Ehe gleichzustellen. . . .“

„Das Bild der Generation, der wir angehören, vor Augen“, verkündet Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „*Dives in Misericordia*“, „teilt die Kirche die Unruhe so vieler Zeitgenossen. Besorgniserregend ist außerdem das Verblässen vieler fundamentaler Werte, die ein unbestreitbares Gut nicht nur der christlichen, sondern ganz einfach der menschlichen Moral, der moralischen Kultur darstellen, wie etwa die Achtung des menschlichen Lebens vom Augenblick der Empfängnis an, die Achtung der Ehe in ihrer unauflöslichen Einheit, die Achtung des Dauercharakters der Familie. Die sittliche Freizügigkeit verletzt vor allem diesen empfindlichsten Bereich des menschlichen Lebens und Zusammenlebens. Auf der gleichen Linie liegen die Krise der Wahrheit in den zwischenmenschlichen Beziehungen, der Mangel an Verantwortungsbewußtsein im Reden, die nur auf Nützlichkeit ausgerichtete Beziehung von Mensch zu Mensch, das Fehlen des Sinnes für echtes Gemeinwohl und die Leichtigkeit, mit der dieses seinem Zweck entfremdet wird. Schließlich ist noch die Verdrängung des Sakralen zu nennen, die oft zur Verdrängung des Menschlichen wird: der Mensch und die Gesellschaft, denen nichts ‚heilig‘ ist, sind — allem Anschein zum Trotz — dem moralischen Verfall preisgegeben.“⁽¹⁸⁾

V. Sinn und Ziel

1. „Frage ich nach den Gründen für die heutige Neigung, eine Orientierung an der Tradition und ihren Werten so leidenschaftlich abzulehnen, so muß ich als Hauptursache nennen das Fehlen jener Pietas, die die Römer einst in der Symbolgestalt ihres mythischen Stammvaters Äneas verkörpert sahen“, schreibt Hugo Fischer und führt an: „... Mir will es so scheinen, als ob ohne jene Pietas des Äneas, ohne den frommen Respekt des Menschen gegenüber den besten Überlieferungen der Väter und damit ohne die Beachtung des 4. Gebotes, der Kosmos menschlicher Gemeinschaften nicht überlebensfähig ist, nie wieder neu hergestellt werden kann. Dieser Respekt schließt den evolutionären Wandel, die behutsame Kritik und Veränderung an den überlieferten Ansichten und Bräuchen keineswegs aus. Wenn aber die Altäre der Väter im Rausche vermeintlicher Selbstbefreiung einmal zerschlagen sind, so ist es um die weitere Entwicklung zum Erwachsenensein, zur menschlichen Reife schlecht bestellt.“⁽¹⁹⁾

2. Wer sich seines geschichtlichen Ortes bewußt geworden ist, findet den Weg, seinen persönlichen Standort auch in einer krisenhaften Welt zu bestimmen. „Fest und tragfähig

für ein Leben in den Wirrnissen und Verführungen unsere Zeit wird ein Standort, dessen Fundamente in Religion und Ethik jenseits der Erfahrungswelt gegründet sind.“²⁰⁾

3. Noch immer gilt das Pauluswort: „Legt den alten Menschen ab, der in Verblendung und Begierde zugrunde geht, ändert euer früheres Leben und erneuert euren Geist und Sinn. Zieheth den neuen Menschen an, der nach dem Bild Gottes geschaffen ist.“

4. Umkehr zu Gott heißt ja zu seinen Geboten, ja zur Anerkennung seiner Herrschaft über uns.

Als Kardinal Höffner im zuvor genannten Interview gefragt wurde, ob es einen Weg zurück gäbe, gab er zur Antwort: „Es gibt einen Weg, der vordergründig ‚zurück‘-führt, der aber kein Zurück ist, sondern ein Weg nach vorn. Wer am Rande eines Abgrundes steht, für den ist jeder Weg zurück ein Fortschritt.“

Wenn wir uns auf Christus zubewegen, dann gehen wir nach vorn und nicht zurück. . . . Wir müssen uns ständig bemühen, die Botschaft zu verkünden, und ständig müssen die Christen bereit sein, in einer solchen Gesellschaft alternativ zu leben. Christsein heißt entschieden sein, den Mut zum Anderssein haben.“

Anmerkungen

- 1) Horst Ueberhorst: *Elite für die Diktatur*, S. 31 f. Droste Verlag, Düsseldorf, 1969
- 2) Platons Schrift: „Phaidros oder vom Schönen“ (30–32), hier: Sokrates Preisung des Eros; Phaidros = Gesprächspartner des Sokrates.
- 3) Platons Schrift: „Euthyphron oder über das Fromme“ (14a/b). Euthyphron = Gesprächspartner des Sokrates.
- 4) ebd.
- 5) Xenophon: „Erinnerungen“ (an Sokrates, I, 3).
- 6) Josef Sellmair: *Sokrates und Platon in: „Humanitas Christiana“*, S. 39 f., München 1947, (Jo. Se. Dr. Dr. geb. 1896, ehem. Uni.Professor)
- 7) Vgl. Theodor Haecker: „Vergil, Vater des Abendlandes“, Kösel, München 1947. (The. Hae. schrieb seine Betrachtungen über Vergil bereits im Angesicht des Nationalsozialismus 1932, was ihn zu der Frage veranlaßte: „Wohin gehen wir in der Zeit? Wie wird die Gestalt der Welt sein, wie wird das Neue aussehen, nachdem vieles, was heute noch nicht zerschlagen ist, zerschlagen sein wird? Wir wissen es nicht. Niemand weiß es außer Gott“ (Sellmair). „Es ist eine seltene Stunde“, notierte er am 25. Februar 1940 in seinem Tagebuch. „Was es an Machtmitteln dieser Welt gibt, ist alles in der Hand des Bösen. . . . Aber Geduld, Geduld und leset die Psalmen in dieser Stunde, dieser bangen Stunde“ (Konrad Ackermann: Vortrag am 5. Juli 1984 auf dem 88. Deutschen Katholikentag in München „Prophetien wider das Dritte Reich“). Haecker wurde 1933 verhaftet, Kardinal Faulhaber trug zu seiner späteren Befreiung bei. 1935 erhielt Haecker Redeverbot, nach 1938 konnte keine seiner Schriften mehr gedruckt werden. Haecker starb 1945 am 9. April.
- 8) Cicero: „De officiis“ — Vom pflichtgemäßen Handeln — (erstes Buch, 4).
- 9) ebd. (erstes Buch, 160).
- 10) Vgl. H.D. Stöver: „Die Römer“, S. 63, Econ, Düsseldorf 1976. H.d. Stöver geboren 1937.
- 11) ebd.
- 12) ebd.
- 13) ebd.
- 14) s. Josef Sellmair S. 137.
- 15) P. Winfried Kämpfer OSB, Meschede, Abtei Königsmünster, 1980.
- 16) Hier zieht Th. Haecker eine Parallele zu Vergils Lehrgedicht in 4 Büchern: die „Georgica“; d. G. behandelt im 1. Buch die Feldbestellung, im 2. und 3. die Zucht der Obstbäume und Reben, im 3. u. 4. Buch die Vieh- und Bienenzucht.
- 17) Interview mit „Bonner Rundschau“, s. Nr. 285 v. 9. 12. 1985.

- 18) „Dives in misericordia“, Enzyklika Papst Johannes Pauls II. vom 30. 11. 1980.
 - 19) Hugo Fischer: „Pershing II kapitulierte vor Jericho“, Aachen 1983.
 - 20) Hans-Günther Kusian: „Humanitas-Bildungsziel des altsprachlichen Gymnasiums“, Hamm 1982.
-
- *Sokrates* (470–399 v. Chr.) hat selbst keine Schriften hinterlassen. Über sein Leben und seine Lehre wurde die Nachwelt durch seine Schüler Xenophon und vornehmlich durch Platon in Kenntnis gesetzt. Das Denken des Sokrates bezog sich überwiegend auf das sittliche Handeln: „Tugend ist Wissen“, d. h. das Sittliche ist erkenn- und lehrbar. 399 Tod durch den Schierlingsbecher.
 - *Platon* (427–347 v. Chr.), bedeutendster Schüler des Sokrates und Darsteller von dessen Philosophie.
 - *Xenophon* (ca. 430 bis ca. 354 v. Chr.) griechischer Schriftsteller; in seiner Jugend Schüler des Sokrates. Sokratische Schriften: „Erinnerungen“, „Verteidigung des Sokrates“, „Symposium“.
 - *Vergil*, Publius Vergilius Maro (70–19 v. Chr.), römischer Dichter. Die „Äneis“ ist Vergils letztes Werk.
 - *Cicero*, Marcus Tullius (106–43 v. Chr.), römischer Staatsmann und bedeutender Redner. 43 v. Chr. ermordet. Cicero, der „unermüdliche Erzieher der Jugend zum Guten und Wahren“ (Augustinus). „Durch Cicero hat die römische Welt den vorbereitenden Dienst der Griechen vollendet, den Logos mit dem Willen beseelt und so dem Christen vorgearbeitet (Augustinus: De civit: Dei II, 13: proponunt Graeci, assumunt Romani, concludunt Christiani)“ (Sellmair).
 - *Gellius Aulus* (2. Jhdt. n. Chr.), römischer Schriftsteller.
 - *Benedikt von Nursia* (480–547 n. Chr.), „Beschützer des Abendlandes — Patron Europas“ (Papst Paul VI. am 17. Oktober 1964 in Monte Cassino; s. „Römische Worte“ v. 3. 11. 1964).

Leben aus dem Glauben der Kirche

Das Dogma als Grundlage christlicher Lebensgestaltung

Johannes Cofalka

Vorbemerkung

Wer das Christentum wirklich ernst nimmt, müßte eigentlich an ihm zweifeln, weil seine geteilte und geschundene Gestalt nicht gerade Anlaß zur Freude gibt.

Dennoch ist da etwas, das Vertrauen, Zuversicht und Gelassenheit gibt: Bedrängnis und Leid, Mißverständnis und Ärgernis vermochten nicht zu verhindern, daß sich das in die Welt hinein gesprochene Wort seit 2000 Jahren zu einem Fundament des Glaubens entfaltet hat und nur der Wahrheit, der Einheit, der Liebe und damit dem Frieden und dem Auftrag Gottes dienen will.

Der da gesagt hat: „Was ist Wahrheit?“, hat auch die Wahrheit ans Kreuz schlagen lassen. Aber die Wahrheit Christi hat ihre eigene Dynamik. Sie verheißt und ist Leben.

Die Kirche ist beauftragt, Kündlerin und Dienerin dieser Wahrheit und Einheit, dieser Liebe und dieses Friedens zu sein.

Das Dogma im Glauben der Kirche und der Glaube der Kirche in der Lehrverkündigung, darin ist eingeborgen die Realität ihres Auftrags und die Wirklichkeit aller Wirklichkeiten: ihr Mysterium.

Kirche, sichtbar in der äußeren Organisation, hörbar im aufgetragenen Wort, erkennbar im Dienst an der Welt, wurzelt unsichtbar im Geheimnis Gottes. Sie ist es ja, der es um den Menschen geht und daß er erreicht, wozu er bestimmt ist.

Heinrich Schlier hat in charismatischer Gabe die Sehnsucht der ganzen Kirche nach Einheit in die Worte gefaßt: „daß da Seele um Seele aus dem Meer der Welt in seine Kirche zu ihm sich rette, dazu hat er sie ja in die Welt gesandt. . . Dazu betete er vor allem um die eine Kirche, in der die Seinen eins sind und einig sind“.*

Das Dogma will zum Lob Gottes dieser Einheit dienen! Wer heute noch nicht unter der Spaltung der Kirche leidet, hat vielleicht noch nicht empfunden, was es bedeutete: Gott ist Mensch geworden.

Das vorliegende Thema verlangt sowohl das Eingehen auf das Wesen des Dogmas und der Lehrverkündigung als auch das Ausleuchten theologischer Aussagen. Schließlich sollte in noch übersichtlichem Raum erkennbar werden, daß Dogmen keine sterilen Konserven sind und daß die Lehre der Kirche nicht Verschlusssache, sondern lebensgestaltend Leben ist.

Das II. Vatikanische Konzil hat einen königlichen Satz geprägt: „Die Kirche ist in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (Vatik. II, Lumen Gentium VII,48 und II,9; aus: Ratzinger, Theologische Prinzipienlehre).

Aber: Die innere Wirklichkeit eines Mysteriums, eines heiligen Zeichens wird einem geschenkt, wenn man, wie Origenes sagt: das Geheimnis lebt!

I. Dogma: Aktualität auf festem Grund

Das Wort Dogma ruft in vielen, auch katholischen Menschen, eine Abwehrhaltung hervor. Spricht man die so Voreingenommenen darauf hin an, wird spürbar, daß sich in ihnen mit dem Wort „Dogma“ Vorstellungen von Reglementierung, Starrheit, Unduldsamkeit, Abgrenzung, Intoleranz verbinden. Fragt man weiter, warum das so ist, zeigt sich, daß der Grund für diese Aversion kaum beantwortet werden kann.

Die Gesprächspartner reagieren betroffen, wenn sie erkennen, daß jahrelang mitgeschleppte Vorurteile das Verständnis dafür, was die Glaubenslehre der Kirche wirklich ist, blockiert und den Blick für die sinnvolle Ganzheit einer ordnenden Glaubensaussage getrübt haben.

Ein Dogma reglementiert nicht. Es ist weder Paragraph einer Satzung noch Doktrin. Es grenzt nicht ab und ist auch nicht intolerant, weil das Dogma als Lehrverkündigung einer geoffenbarten Wahrheit durch die Kirche verlässliche Glaubens- und Lebensgrundlage sein will, sein muß, auch wenn demütig zu bekennen ist, daß letztlich Gott der sich Schenkende ist. Es erleichtert die Übersicht, wenn zwei Aussagen Jesu gleich zu Beginn dieser Skizze in den Blick genommen werden.

1. Am Ende des Matthäus-Evangeliums (Mt 28,18f) weist Jesus die Apostel an, das, was er ihnen als Offenbarungsgut hinterlassen hat, weiterzugeben:

28,18 „Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf der Erde.

28,19 Darum geht hin zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes,

28,20 *und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe.* Seid gewiß: ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“

2. Im Johannesevangelium weist Jesus auf das Kommen des Heiligen Geistes hin, wenn er sagt:

16,12 „Noch vieles habe ich euch zu sagen; aber ihr könnt es jetzt noch nicht fassen.

16,13 Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch zur vollen Wahrheit führen.“ (Siehe auch Joh 14,28; 15,26)

14,16 „Ich werde den Vater bitten und er wird euch einen anderen Beistand geben, der für immer bei euch bleiben soll. Es ist der Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt.“

Aus diesen Worten spricht, wie sich heute (auch für nichtkatholische Christen) zeigt, göttliche Weitsichtigkeit.

Die erste Aussage wird vom Ganzen des Evangeliums her verständlich, wie es im Gedäch-

nis der Apostel und derer, die Jesus bis zu seinem Tod begleitet hatten, bewahrt wurde. Die Worte: „ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ weisen in die Zukunft der Kirche, sind aber auch Trost für die Lebenden. Wir wissen, daß sie aus diesem Trost und Bewußtsein Zeugen geworden sind.

Die zweite Aussage (Joh 16,12 und 14,16) bezieht sich auf den Heiligen Geist, der im Laufe der Geschichte in einem „nachpfingstlichen Verstehen“ zu immer tieferen Einsichten führen wird. Die Wahrheit Christi wird sich durch den Heiligen Geist von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter und tiefer öffnen. Die „Unverletzlichkeit der Glaubenslehre“ aber hat Christus seiner Kirche... als sicheres Erbe hinterlassen“, und „so sind die kirchlichen Lehrurkunden nichts als die im Lauf der Jahrhunderte entstandene Formung des Offenbarungsgutes, das die heilige Kirche bewahrt“ (K. Rahner, K.H. Weger).

Paulus schreibt in seiner Anweisung für Timotheus: „Was du vor vielen Zeugen von mir gehört hast, das vertrau zuverlässigen Menschen an, die fähig sind, auch andere zu lehren“ (2. Tim 2,2). Wie die Schrift als Buch der Kirche aus der lebendigen Überlieferung der Apostel entstand, so bleibt sie auch an die im Auftrag der Apostel weitergehende Überlieferung der Kirche gebunden (L. Scheffczyk).

In der Überlieferung vollzieht sich das Werk des in der Kirche wirkenden Heiligen Geistes.

In besonderer Weise gilt das auch für diejenigen, die das Wort Gottes täglich verkünden, und für diejenigen, denen die Lehrautorität anvertraut ist. Die Schrift ist aus der „lebendigen Überlieferung der Apostel entstanden“. Auch die weitergehende Überlieferung im Auftrag der Apostel bleibt an die Schrift gebunden in dem Wissen: „Der Beistand aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe“ (Joh 14,26). Überlieferung (Tradition) ist so Weitergabe, Verstehensentfaltung, Erklärung, Verkündigung und Lehre in der kirchlichen Autorität und Lehrgewalt, wobei alles das nur in freier Entscheidung angenommen und weder erzwungen noch aufgedrängt werden kann.

Es geht aber auch in dem, was die Kirche mit Tradition bezeichnet, um ein „Begreifen“, das im Glauben über das verstandesmäßige Wissen hinausgeht, weil die Geheimnisse Gottes sich dem liebenden Hören erschließen wollen.

Da die Kirche einen Lehrsatz immer in einer bestimmten Zeit ausspricht und damit Zeugnis von der Offenbarung ablegt, ist ihre Lehre zugleich Antwort auf eine drängende Frage dieser Zeit und ein Schutz vor der Gefährdung des Glaubens, ja auch ein Schutz der Offenbarung selbst. Ein Dogma ist kein Ladenhüter, sondern, in einer bestimmten Situation gesprochen, höchst aktuell, und es behält seine Aktualität, weil es sich als Glaubensgrund und verlässliche Antwort bewährt hat, die jederzeit wieder aktuell werden kann. So gesehen, kann man das Dogma auch „als eine Weiterführung des Christusereignisses in jede Zeit hinein“ verstehen“ (L. Scheffczyk, *Schwerpunkte*, S. 63).

Die Einheit von Schrift (Wort) und Tradition ist bereits im Geheimnis der Trinität, soweit es sich uns in der Offenbarung enthüllt, vorgegeben:

Der Vater gibt aus Liebe seinen Sohn — sich selbst — hin; das Wort (Joh 1,1f), der Sohn, opfert sich im Liebesgehorsam bis in den Tod und antwortet dem Willen des Vaters (Hebr. 10,5f): „einen Leib hast du mir gegeben . . . deinen Willen zu erfüllen“; der Heilige Geist setzt das Werk des Sohnes in der Kirche fort.

II. Wesensbestimmung

Der Glaube der Kirche hat demgemäß nach katholischem Glaubensverständnis die Schrift und die Überlieferung als Quellen der Offenbarung (Schrift und Tradition).

Etwa im Jahre 383 sagte Hieronymus in einer seiner dogmatischen Schriften (gegen Helvidius): „Ich will nicht die Arena rhetorischer Beredsamkeit betreten, ich will mich nicht abgeben mit den Fallstricken der Dialektiker und mit dem Dornestrüpp aristotelischer Beweisführung. Nur die Worte der Heiligen Schrift sollen zugrundegelegt werden. Mit denselben Stellen, die er (Helvidius) gegen uns angeführt hat, soll er widerlegt werden, damit er einsieht, daß er zwar lesen konnte, was geschrieben steht, aber nicht zu verstehen vermochte, was sich durch fromme Überlieferung befestigt hat“ (Über die Beständige Jungfrauschaft Mariens. Gegen Helvidius, Ausgewählte Schriften, Bd. I, Bibl. d. Kirchenväter, Kempten 1914, S. 258). Aus diesen Worten wird erkennbar, daß schon in der Väterzeit Schrift und Überlieferung im Glauben der Kirche geistiges Fundament waren.

Ein Dogma ist „im heutigen Sprachgebrauch der Kirche . . . eine von Gott geoffenbarte Wahrheit, die uns von dem ordentlichen Lehramt der Kirche oder als päpstliche oder konziliare Lehraussage so verkündigt wird, daß seine Leugnung Häresie ist. (K. Rahner, J. Brinktrine)¹⁾

Leo Scheffczyk beschreibt die „Wesensbestimmung des Dogmas“ in folgenden Kriterien: Das Dogma wird „als Heilstatsache verstehbar,

- die in der Schrift bezeugt,
- durch die apostolische Tradition vermittelt,
- von der Autorität der Kirche sicher vorgelegt,
- einen für eine geschichtliche Situation des Glaubens bestimmten neuen Ausdruck gewinnt.

Die Dogmen sind deshalb

- „der in der Sprache einer bestimmten Zeit gefaßte Ausdruck
- der Heilsgedanken
- und des Heilstuns Gottes.“ (K. Schmaus, Kath. Dogmatik I, Mü 1953)

Sie sind

„zwar nicht selbst Offenbarung, aber doch eine Gestaltung des Gotteswortes im Zeugnis der Kirche“ (Schwerpunkte).²⁾ Das alles verleiht dem Dogma Zeitlosigkeit.

Nach katholischer Lehrauffassung genügt es, daß ein von der Kirche ausdrücklich verkündeter Glaubenssatz implicite oder einschlußweise in der Offenbarung (Hl. Schrift oder Überlieferung in der Geschichte, die sich bis auf die Apostel zurückverfolgen läßt) enthalten ist. (J. Brinktrine, K. Rahner, M. Schmaus)³⁾

(Die Lehrautorität der Kirche gibt keine neue Offenbarung. „Sie legt aus, entfaltet, aktualisiert in je neuer geschichtlicher Konkretisation die Botschaft Christi“... Das Lehramt⁴⁾ redet nur in relativ seltenen Fällen unter dem Einsatz der ganzen Autorität. Meistens sind die Erklärungen, Lehren, Interpretationen, Weisungen, Warnungen usw. vorläufige, gleichsam abgestufte Inanspruchnahmen der eigentlichen Autorität, die im Gesamtglaubensbewußtsein der Kirche als einer eschatologischen Größe gegeben ist.“ (K. Rahner, Grundkurs S. 368) Karl Rahner beschreibt das Dogma im Ganzen des christlichen Seins und Selbstverständnisses:

1. Das Dogma kann in seinem absoluten und verpflichtenden Anspruch nur in der freien Glaubensentscheidung richtig gehört und ergriffen werden. Es kann ohne Selbstzerstörung nicht geleugnet werden.
2. Das Wesen des Dogmas kann nicht aus dem abstrakten Begriff einer möglichen Wahrheitsmitteilung Gottes abgeleitet werden, sondern aus dem, was faktisch durch Christus von Gott zum Menschen gesagt und über den Menschen verfügt wurde (Offenbarung).
3. Die Offenbarung ist nicht allein Rede, sondern Geschehnis des Heils, insofern sich Gott selbst mitteilt und diese Mitteilung selbst sich ihr gehorsames und ausdrücklich „hörendes“ Subjekt schafft, nämlich die Kirche.
4. Dogma ist daher wesentlich nicht bloß Satz „über“ etwas, sondern als in der Gnade (= Selbstmitteilung Gottes) angenommenes (das begrifflich zu sich selbst kommende) Ereignis selbst.
5. Das Dogma hat wesentlich kirchlich-sozialen Charakter, weil die ihm zugrunde liegende Offenbarung selbst an die Kirche ergangen ist. Andererseits macht das Dogma die Einheit der Kirche begreifbar. Es ist damit die Form der bleibenden Gültigkeit der an die Kirche ergangenen und durch sie unter dem Beistand des Heiligen Geistes geschehenen und sich dabei entfaltenden Weitergabe der geoffenbarten Wahrheit.
6. Die Selbstmitteilung Gottes hat ihr endgültiges, eschatologisches Stadium erreicht (die Offenbarung ist abgeschlossen).
7. Das Dogma ist selbst Leben, insofern in ihm die Selbstmitteilung Gottes selbst geschieht.⁵⁾

III. Augustinus: „Wenn mich nicht die Autorität der Kirche dazu bestimmen würde, ich würde selbst dem Evangelium nicht glauben“

Es gibt nach katholischer Auffassung Erkenntnisse, die glaubensverpflichtend sind, weil sie eben durch das von Jesus Christus verheißene Wirken und den Beistand des Heiligen Geistes (Joh 14,16; 14,26f) tiefere Einsichten und Zusammenhänge, zum Lob Gottes Ehrfurcht und „Verständnis“ für das Geheimnis vermitteln.

Die Tatsache, daß eine religiöse Wahrheit über Jahrhunderte „in allen Teilen der Kirche“ verkündet und geglaubt wurde, ist ein Zeichen dafür, daß diese Wahrheit auch in der Offenbarung enthalten ist, da der Heilige Geist die Kirche nicht in die Irre führt (Joh 16,14, Mt 28,18).

In der orthodoxen Kirche ist mit dem siebenten Ökumenischen Konzil die Dogmenentwicklung⁶⁾ im Jahre 787 stehen geblieben, aber: „Von östlicher Orthodoxie‘ zu sprechen, bedeutet, von ‚Tradition‘ zu sprechen“ (J. Ratzinger, Zur Lage, S. 169). Für die Reformatoren ist nach dem „Sola-scriptura“-Prinzip ein Fortschritt im dogmatischen Erkennen und damit in weitere Zusammenhänge und Einsichten, die verpflichtend sein könnten, nicht mehr gegeben. Kardinal Ratzinger weist jedoch darauf hin, daß es „durchaus auch auf protestantischer Seite eine neue Zuwendung zu Grundelementen des Katholischen“ gibt. „Man beginnt die Notwendigkeit einer Tradition wiederzuentdecken, ohne die der Bibel das Fundament entzogen wird.“ (Zur Lage des Glaubens, S. 168)

Die Lehre der Kirche ist zusammen mit den im Laufe der Geschichte sich ergebenden neuen Einsichten eingeordnet in die Spanne zwischen dem Tod des letzten Apostels und der Wiederkunft Christi.

Das Dogma hat somit göttliche und geschichtliche Dimension im Bestand der Offenbarung und im Beistand des Heiligen Geistes.

Wenn auch das Wort der Schrift bis zu seiner endgültigen Erfüllung am Ende der Zeit Norm und Auftrag für die Lehre der Kirche bleibt, so muß doch die Kirche als Lehrerin und Hüterin des Glaubens Worte finden, die zwar nicht direkt Gottes Worte sind, aber göttliche Autorität besitzen, die durch die von Jesus Christus begründete Kirche gegeben ist.

Augustinus stellt (397) der Lehrautorität der Kirche ein wichtiges Zeugnis aus: „Wenn mich nicht die Autorität der Kirche dazu bestimmen würde, ich würde selbst dem Evangelium nicht glauben“ (Contra epistolam manichaei, V, 6, Patrol. Lat. Tom XLI, Migne).

Auch Tertullian tritt in seiner rechtgläubigen Zeit dafür ein, daß die Tradition als der gelebte Glaube in der Kirche gilt, auch wenn kein Schriftbeweis dafür zu erbringen ist.

„Wir dürfen aber nichts nach unserem Gutdünken einführen“ (Tert., de corona militis, 3f, Bd II, Bibl. d. K. 1915, S. 236, zitiert bei J. Auer/J. Ratzinger, Kl. Kath. Dogm. S. 232).

IV. Geistiges Ringen und Entscheidung

„Die Zugehörigkeit eines Glaubenssatzes zur göttlichen, amtlichen, christlichen Offenbarung und somit sein Enthaltensein im Wort Gottes“ und „die ausdrückliche und definitive Vorlage dieses Satzes als einer geoffenbarten Wahrheit durch die Kirche“ war im Verlaufe der Kirchengeschichte oft das Ergebnis eines geistigen Ringens um die Wahrheit gegen Irrungen, Verwirrungen und Gefahren für die Glaubenslehre und für das Leben aus dem Glauben.

Gerade weil es dort klare Wegzeichen gesetzt hat, wo die Gefahr bestand, daß eine falsche Weichenstellung in abweichende Richtungen hätte führen können, veraltet das Dogma nie, sondern behält seine Aktualität als ein sich aufbauendes Fundament der Kirche. Einige Beispiele:

Um 260 wurde in einer der ersten Glaubensentscheidungen des kirchlichen Lehramtes (Der Papst und die Bischöfe) gegen Sabellius, aber auch in unbestechlicher und kluger Entschiedenheit gegen den Bischof von Alexandrien, Dionysius, eine klärende Aussage über das Geheimnis der heiligsten Dreifaltigkeit getroffen. Damit wurde die Irrlehre des Sabellius, der die Dreipersonlichkeit Gottes darin zu einer bloßen Erscheinungsweise des einen Gottes herabminderte, genauso verurteilt, wie die im Übereifer des Bischofs Dionysius überbetonten Unterschiede zwischen den göttlichen Personen (Dreigott-Glaube). NR 248, 249; Denz 112,115 (nach NR, Rahner/Weger).

Das Nizäno-Konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis von 381 ist die Antwort auf die Irrlehre, die die Gottheit des Heiligen Geistes leugnete, und es wiederholt die Verurteilung des Arius durch das Konzil von Nizäa, der die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater leugnete und irrig Lehren über den Ausgang des Sohnes vom Vater behauptete. NR 155, 156; Denz 125,126 (nach NR, Rahner/Weger).

Im Glaubensbekenntnis der Allgemeinen I. Kirchenversammlung zu Nizäa (325) wurden die Irrlehre des Arius und der Arianismus verurteilt.

Die definitiven Sätze des Cyrills von Alexandrien gegen Nestorius auf der Allgemeinen Kirchenversammlung zu Ephesus (431), der nur eine moralische Verbindung der göttlichen und menschlichen Person Christi forderte, klären nicht nur, wie die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur in Christus zu verstehen sei, sondern sie bringen auch zum Ausdruck, daß Maria Gottesgebärerin sei. NR 160—171; Denz 252 (nach NR Rahner/Weger).

Der Glaubenssatz der Allgemeinen IV. Kirchenversammlung im Lateran (1215) NR 295; Denz 800 verurteilt in einer letzten und endgültigen Lehraussage (vorher 1208 durch Papst Innozenz III., NR 560; Denz 794) die Irrlehre der Albigenser und Waldenser (Lehre von der Schöpfung; Darbringung des eucharistischen Opfers, Konsekration; der Priester, der zu seinem Amt vom Bischof eigens bestellt ist)

Die Lehrsätze über das Sakrament der Taufe auf der Allgemeinen Kirchenversammlung zu Trient (1547) enthalten die klare Definition über die Wirksamkeit der Sakramente, in

der es nicht auf Glaube und Würdigkeit des Spenders ankommt, sondern auf die richtige Erfüllung des Auftrags Christi. (Gegen die Reformatoren und Erasmus von Rotterdam; nach NR Rahner/Weger).

Durch das klare Herausstellen der drei großen Heilstaten

- Menschwerdung,
- Erlösung,
- Geistsendung,

die nur aus dem Geheimnis der Dreifaltigkeit her verständlich werden, hat die Kirche die Auffassungen des „ekklesiologischen Arianismus“ („der den göttlich Ursprung nicht ernst nimmt“), des Doketismus („der die Gemeinschaft der Menschen als Leib Christi ignoriert“), des Monophysitismus („der in der Kirche statt des Christusleibes in dieser Welt schon den verkörperten, erhöhten Herrn sieht“) als Irrlehren überführt (J. Auer/J. Ratzinger).

Die beiden Mariendogmen „Von der Unbefleckten Empfängnis“ (1845) und „Aufnahme Mariens mit Leib und Seele in den Himmel“ (1950) sind aufs engste mit der Lehre von Christus und dem Erlösungsgeschehen verwurzelt. „Das Geheimnis der Gottesmutter-schaft, das im Mittelpunkt der Lehre von Maria steht, ist gleichzeitig ein Kernstück der Lehre von Christus selbst“ (Rahner/Weger, NR, S. 322).

Diese beiden letzten Mariendogmen wurden zu einer Zeit formuliert, in der zunehmender Unglaube und Würdelosigkeit die Menschen, auch die Ungeborenen, vor allem aber auch die Frau in ihrer Persönlichkeit auf das höchste gefährden.

Gerade die Mariendogmen verbinden Schrift und Tradition, „Altes“ und „Neues“ in einer Aussage. (J. Ratzinger)

Das über diese Weltzeit hinausweisende Ziel menschlichen Daseins, das an Maria schon jetzt im Christusgeheimnis ablesbar ist, schenkt im Blick auf die in der Treue Gottes begründete Lebensfülle Daseinsoptimismus und Vertrauen.

Es wäre doch eine Selbsttäuschung, wenn Maria, der Braut des Heiligen Geistes, etwas anderes als der Wille Gottes, als die aus der Fülle des Heiligen Geistes kommende Heiligung zugesprochen würde.

So sollte in den Mariendogmen mehr das Lob Gottes in seiner Schöpfung und in ihrer Vollendung denn etwas für das Leben und die Einheit der Kirche Befremdliches gesehen werden.

Der Wille Gottes in der Fülle der Zeit bedurfte weder der „magisch-religiösen Macht der Göttinnen“ der Religionsgeschichte noch der „archetypischen Bilder und Symbole in den Tiefenschichten der menschlichen Psyche“ (E. Drewermann, s. da). Im Gegenteil: Maria im Christusgeschehen wird schon in der Verkündigungsszene (Lk 1,26–38) in Verbindung gesetzt mit Vater, Sohn und Heiligem Geist („Der Herr ist mit dir“ — „du wirst einen Sohn gebären“ — „Heiliger Geist wird über dich kommen“). Von hier erhalten die

prophetischen Aussagen des Alten Bundes ihre Sinnfülle, findet die Sehnsucht der Völker das Heil, das, wie der greise Simeon betet: „du bereitest hast im Angesicht aller Völker“ (Lk 2,31). Die Antwort an König Achaz (Js 7,14) ist eine Antwort an die gesamte Welt- und Religionsgeschichte: „Siehe die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären und seinen Namen ‚Immanuel‘ nennen.“

V. Das „hierarchische Prinzip“

Christus hat die Wahrheit des Evangeliums weder dem Zufall, noch hat er die Wahrheit sich selbst überlassen, er hat sie einem ausgewählten Kreis der „Apostel“ anvertraut, damit sie in hierarchischer Ordnung das, was er ihnen geboten hat, und das Andenken an sein Tun in der Welt bewahren, weitertragen, weitergeben.

Wort und Sakrament, Amt und Dienste sind nicht einfach der „Volksmenge“ übertragen worden. Es muß in der von Jesus Christus begründeten Kirche „durch alle Zeiten durch das ‚hierarchische Prinzip‘ die Sicherung von Wahrheit und Werk Christi gesichert bleiben“ (J. Auer/J. Ratzinger).

Das II. Vatikanische Konzil lehrt in der Konstitution „Über die Kirche“ (Lumen Gentium) in eindrucksvoller Eindeutigkeit: „Die Gläubigen in ihrer Gesamtheit, welche die Salbung vom Heiligen Geist haben, können im Glauben nicht irren. Und diese ihre besondere Eigenschaft macht sie (die Kirche) durch den übernatürlichen Glaubenssinn des ganzen Volkes dann kund, wenn sie, von den Bischöfen bis zu den letzten gläubigen Laien, ihre allgemeine Übereinstimmung in Sachen des Glaubens und der Sitten äußert. Durch jenen Glaubenssinn nämlich, der vom Geist der Wahrheit geweckt und genährt wird, hält das Gottesvolk unter der Leitung des heiligen Lehramts, in dessen treuer Gefolgschaft es nicht mehr das Wort von Menschen, sondern wirklich das Wort Gottes empfängt (1. Thess. 2,13), den einmal den Heiligen (in der Kirche) übergebenen Glauben unverlierbar (indefectibiliter) fest“ (Lumen Gentium 12/J. Auer/J. Ratzinger).

Die Kirche als ganze, als „sacramentum universale salutis“, „ist der eigentliche Ort der Unfehlbarkeit, und der Grund hierfür ist die Gegenwart Christi und seines Geistes in ihr“ (J. Auer/J. Ratzinger).

Den Lebensbereichen der Kirche: des Offenbarungswortes, der Sakramente, der hierarchischen Dienstämter, entsprechen die drei Lebensaufgaben Christi: Lehrer, Priester, Hirt als Lehramt, Priesteramt und Hirtenamt.

„Das Konzil stellt nun zum erstenmal deutlich heraus, daß alle Glieder der Kirche, je nach ihrer besonderen Dienstaufgabe, im Ganzen des Gottesvolkes Anteil haben an diesen drei Christusämtern und damit auch an der besonderen Bestimmung des Lehramtes: an der Unfehlbarkeit.“ (J. Auer/J. Ratzinger)

Welch eine ungeheure Aufgabe erwächst hier allen „Laien“ in ihrer Verantwortung für die Kirche und den Glauben!

Dieser Zusammenhang bekundet Weite und Zeugnis, daß Kirche eine „sichtbar-unsichtbare Gemeinschaft . . . und so Abbild des Gottmenschen Jesus Christus“ ist (C. Feckes) und alle, die auf das Wort hören wollen, „je nach ihrer Dienstaufgabe“ in die Sendung Christi einschließt.

Das Anteilhaben an den drei Christusämtern der Laien ist dann auch das Teilnehmen am Wirken des Heiligen Geistes in der Kirche und überall dort, wo die Charismen mitten in der Welt als Auftrag Christi verwirklicht werden müssen.

Hier gilt das Wort des Johannesevangeliums: „Es ist gut für euch, daß ich hingehe. Denn gehe ich nicht, so wird der Beistand nicht zu euch kommen, gehe ich aber hin, so werde ich ihn zu euch senden. . . er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkünden“ (Joh 16,7,14,15).

Welche Aufgaben erwachsen hier den Eltern, den Lehrern, den Mitarbeitern in den Gemeinden, die sich mit jeder Begegnung stellen! (Jede Begegnung ist aus der Vorbildlichkeit christlicher Lebenshaltung ein erzieherischer Akt.)

Mit dem „Amen“ auf das Gebet des Priesters zum Abschluß des Hochgebetes: „Durch ihn und mit ihm und in ihm ist dir, Gott, allmächtiger Vater, in der Einheit des Heiligen Geistes alle Herrlichkeit und Ehre jetzt und in Ewigkeit“, erklingt der Jubel aller, daß sie teilnehmen dürfen an den Geheimnissen Gottes. Mit dem „Deo gratias“ auf das „Ite missa est“ aber kommt der Dank der ganzen Kirche zum Ausdruck, daß alle Gläubigen nunmehr teilhaben und mitwirken dürfen an Lehre, allgemeinem Priestertum, Führung und Beispiel. Ausgehend von der Glaubensmitte (Eucharistie), sind alle durch mitverantwortliche Liebe als Beauftragte gesandt: mitten in die Welt! Das können sie nur, weil sie aus der Ordnung sakramentalen Lebens kommen. Nicht der Zufall prägt die Kirche, sondern Ordnung Gottes, weil die Wahrheit und die Einheit immer etwas Aufgetragenes bleiben.

Ordnung ist seit der Frühzeit der Kirche die Grundlage jeder Bewährung. Das *depositum fidei* (die Glaubenswahrheiten, die Ordnungen und Vorschriften des christlich-sittlichen Lebens und die heilsnotwendigen Offenbarungstatsachen) sind das eigentliche Objekt der Verkündigung. („Was in Schrift und Tradition gegeben ist, muß unverseht weitergegeben und im Lichte des Geistes der Wahrheit in der Kirche rein bewahrt und treu ausgelegt werden“). (Lumen Gentium 25/J. Auer/J. Ratzinger)

Diese Ordnung Gottes meint Augustinus, wenn er von der „*pax hominis mortalis et Dei ordinata in fide sub aeterna lege obedienda*“ spricht („Der Friede des sterblichen Menschen mit Gott ist der durch den Glauben geordnete Gehorsam gegenüber dem ewigen Gesetz Gottes“) (Gottesstaat XIX,13).

Der „geordnete Gehorsam“ schließt die verschiedenen Aufgaben und Dienste der Kirche ein. Die Verschiedenheiten geben Zeugnis „von der wunderbaren Einheit im Leibe Christi: denn gerade die Vielfalt der Gnadengaben, Dienstleistungen und Tätigkeiten vereint die Kinder Gottes, weil dies alles ‚der eine und gleiche Geist wirkt‘. (1. Kor 12,11“ (Dogmatische Konstitution über die Kirche, Vatik. II, 32, NR 420)

VI. *Äußeres Bild und Mysterium einer übermenschlichen Wirklichkeit: Kirche*

Der sich offenbarende Gott ist in seinem Wort und in der Lehrautorität der Kirche der sich selbst schenkende Heiland der Welt, Haupt der Kirche, der eine Antwort des sich frei entscheidenden Menschen erwartet. Die Annahme des Glaubens der Kirche ist nicht Ermessenssache, ob und wieviel und was jemand glauben will. Nicht jeder kann das Ganze der Lehrverkündigung erfassen, für sein Leben auswerten. Was aber sein Leben aus dem Glauben der Kirche berührt, wird immer in seinem freien Willensentscheid zur Glaubens-treue insgesamt und in der konkreten Situation zu sehen sein,

und: Jeder Glaubenssatz wird erst aus dem Zusammenhang der ganzen Offenbarung verständlich.

Das Ökumenismusdekret des II. Vaticanums weist auf die „Hierarchie der Wahrheiten“ (Unitatis redintegratio 11) hin. Obwohl alle Glaubenswahrheiten geoffenbart sind, haben sie „doch einen ganz verschiedenen Zusammenhang mit dem eigentlichen Kern des Glaubens“ (K. Rahner). Die Summe der Dogmen „ist nur realisierbar und erkennbar in einem Akt, der nicht auf menschliche Glaubenssätze, sondern auf die Unmittelbarkeit Gottes geht. . . weil der lebendige Gott, der sich offenbart, einer ist — auch in seinem Verhältnis zu mir“ (K. Rahner).⁷⁾

Wenn heute das Verständnis belastet ist, so liegt die Ursache hierfür in dem Mißverständnis an der Kirche, in einem falschen Bild von der Kirche. Joseph Kardinal Ratzinger hat in seinem kürzlich herausgegebenen Buch „Zur Lage des Glaubens — Ein Gespräch“ diesbezüglich einige Ausführungen gemacht, die so klarsichtig und wichtig sind, daß sie hier wenigstens auszugsweise zitiert werden sollen:

„Hierin (in der Krise des Kirchenverständnisses, der Ekklesiologie) liegt die Ursache für einen guten Teil der Mißverständnisse beziehungsweise der tatsächlichen und eigentlichen Irrtümer, die sowohl die Theologie als auch das allgemeine katholische Bewußtsein gefährden. . . Mein Eindruck ist, daß weithin die genuin katholische Bedeutung der Wirklichkeit ‚Kirche‘ stillschweigend verschwindet, ohne daß man sie ausdrücklich verwirft. Viele glauben nicht mehr, daß es sich um eine Wirklichkeit handelt, die vom Herrn selbst gewollt ist. Auch bei einigen Theologen erscheint die Kirche als ein menschliches Konstrukt, als ein Instrument, das von uns geschaffen ist und das somit wir selbst je nach Erfordernissen des Augenblicks frei umorganisieren können. . . Für einen Katholiken setzt sich die Kirche zwar auch aus Menschen zusammen, die ihr äußeres Erscheinungsbild gestalten; aber hinter diesem sind die grundlegenden Strukturen von Gott selbst gewollt und somit unantastbar. Hinter dem menschlichen äußeren steht das Mysterium einer übermenschlichen Wirklichkeit, in die einzugreifen Reformern, Soziologen und Organisatoren keinerlei Autorität zukommt. Wird die Kirche hingegen als ein menschliches Gebilde, als unser Machwerk angesehen, so werden letztlich auch die Inhalte des Glaubens beliebig: Dem Glauben fehlt dann in der Tat ein authentisches und verlässliches Ausdrucksmittel. Ohne eine auch übernatürliche und nicht bloß soziologische Sicht des Mysteriums der Kirche verliert auch gerade die Christologie ihren Bezug zum Göttlichen zugunsten einer

rein menschlichen Struktur und kommt schließlich einem menschlichen Projekt gleich. Das Evangelium wird zum Jesus-Projekt, zum Projekt sozialer Befreiung oder zu anderen nur geschichtlichen, immanenten Projekten, die sich noch als religiös gebärden mögen, in der Substanz aber atheistisch sind. . . Wir müssen dabei immer gegenwärtig haben, daß die Kirche nicht die unsere ist, sondern die Seine.“⁸⁾

VII. Dasein und Gestalt

Die Beschäftigung mit den Texten des Alten und Neuen Testaments verspricht Glaubensvertiefung, Trost, Nähe zum Geheimnis Gottes und das gemeinschaftsbegründende Erlebnis der Worte Jesu Christi.

Die Kirchengeschichte zeigt jedoch, daß man in einer „unkirchlichen Begegnung“ mit der Schrift etwas hineinlesen kann, was man „selbst erdacht hat“. Darum weisen die deutschen Bischöfe in einem gemeinsamen Hirtenbrief vom 30.4.1979 auf folgenden Zusammenhang hin: „Jeder Versuch, hinter das gläubige Schriftwort zurück zu einem Jesus ohne Kirche zu gelangen, führt notwendig in die Irre: So gläubig einer diese unkirchliche Begegnung mit Jesus auch vorzunehmen versuchen mag, er begegnet zuletzt nur dem, was er selbst erdacht hat.“⁹⁾

Das bedeutet nicht Reglementierung. Im Gegenteil: Erst die richtige Erklärung des Wortes Gottes durch das Lehramt der Kirche weist den Weg in den unendlichen Reichtum der Schrift, in alles das, was der Heilige Geist, wie Jesus angekündigt hat, uns im Laufe der Zeit, bis zu ihrer Vollendung, lehren will.

Die Art und Weise, wie der einzelne als Person sich selbst, das Wir der Gemeinschaft, die Welt sieht, wird entscheidend dadurch mitgeprägt, wie er als der unverwechselbare Einmalige seines Glaubens bewußt wird, wie er als dieser nicht wiederholbare eine dem aus Liebe in Jesus Christus menschengewordenen Gott persönlich „begegnet“.

Wenn diese Begegnung nicht nur oberflächlich sein soll, wird sie Gott zu erkennen suchen, vor allem dort, wo er sich „faßbar“, „begreifbar“ gibt, im Sakrament, in seinem Wort, in der lehrenden Kirche und in dem, was sie lehrt.

Hier kommt uns Gott, der auf unsere personale Liebe „hofft“, entgegen, indem er in uns etwas „werden“ will, was zugleich höchste menschliche Selbstentfaltung, höchstes Lieben ist.

Die Beschäftigung mit dem Glauben der Kirche ist dort, wo sie nicht nur die Sache, sondern auch den Ursprung und die Person im Geheimnis des Einen und Dreieinen sucht, existentiell. Existentiell wird auch die Wirkung auf die Art des Sehens, Hörens, Sprechens, Verhaltens, Unterscheidens und überhaupt des Denkens und Handelns sein.

Das Dogma ist daher nicht nur Lehraussage zum Schutz des Glaubens in allen Gefährdungen der Kirche und ein Mittel, das Fortschreiten im Glaubenswissen allen Gliedern der Kirche nahe zu bringen. Die Lehre der Kirche will und muß auch Grundlage der Lebensgestaltung sein. Diese Grundlage ist für den im Leben stehenden Christen, für den Beter,

der Gott sucht, ein sicheres Fundament, von dem aus die vielen großen und kleinen Entscheidungen im Lebensalltag getroffen werden müssen und von dem aus das Glaubenswissen zu einem immer tieferen Erkennen und Lieben führt. In *Gaudium et Spes* (7) lehrt das Konzil: „Ohne die personal vollzogene Glaubensentscheidung vermag der Christ in der modernen Welt nicht zu bestehen.“ Und Kardinal Höffner mahnt 1974: „Ohne die Übereinstimmung mit dem Lehramt der Kirche wäre die Verkündigung im Gotteshaus, in der Schule und auf Tagungen unverbindlich und unfruchtbar“;¹⁰⁾ denn das Dogma verbürgt, daß in Verkündigung und Lehre die Wahrheit des Glaubens weitergegeben wird.

Die Lebensgestaltung des Christen aus Christus entfaltet sich nicht aus dem leeren Raum, sondern aus dem Glauben und Leben der Kirche. Soll die Lebensgestaltung zum Verwirklichen der Glaubensbotschaft führen, muß auch das Glaubenswissen von der Eindeutigkeit und Klarheit der Lehre durchdrungen sein.

Jedes Tagesgebet, jede Predigt, jeder liturgische Text baut sich aus dem Glauben der Kirche auf.

Das Wissen, daß der Glaube der Kirche das Woher, Wohin, Wozu und das Wie auf dem Wege zu Gott als Antwort bereithält, wird allen ernsthaft Suchenden auch jene Gelassenheit geben, die sie mit dem Blick auf die Orientierungszeichen in einem Ozean der Unordnung gewinnen.

Indessen ist das Dogma nicht die einzige Lebenshilfe für den Menschen der Kirche. Das Kirchenjahr, besser, das Herrenjahr, durch dessen Stationen und Geheimnisse uns die Kirche führt, Verkündigung, Liturgie, Sakramente, Caritas als Zeichen, daß man verstanden hat, was Gemeinde bedeutet, persönliches Gebet, die 10 Gebote, die Bibel, Eucharistie als Mitte des Lebens und des Glaubens, das alles sind mit der Gnade, die immer vor unserem Tun da ist, Grundlagen und Schätze, aus denen christliches Leben sich zu entfalten vermag, in Anbetung und Dienst sich bewährt!

Der Glaube der Kirche begleitet uns von Kind auf, im Elternhaus, in Schule, durch Verkündigung, Gebet, religiöse Weiterbildung. Wie unschätzbar wichtig hier der Katechismus ist, zeigt der Nachholbedarf Erwachsener gegenüber dem neuen Katholischen Erwachsenenkatechismus,¹¹⁾ dem hier vorbehaltlos nicht zugestimmt werden kann. Wo aber Lehre der Kirche, Beispiel und Bewährung im Alltag aus dem Glauben nicht mehr gegeben sind, statt dessen Unlust,¹²⁾ Desinteresse und Mißweisung zum Orientierungsverlust führen, dort kann sich das Leben aus dem Glauben nicht mehr entfalten, dort entstehen falsche Ordnungen, deren Vorzeichen allein schon Befürchtungen und Ängste auslösen müssen.

Wo die Lehre der Kirche willkürlich Veränderungen oder Verfälschungen unterworfen wird, dort werden sich mit der Fehldeutung auch Fehlorientierungen einschleichen.

Indem das Konzil auch die Laien zur Verantwortung und Wachsamkeit aufruft, ist es unerläßlich, daß sie diese Verantwortung zusammen mit den Geistlichen wahrnehmen. Dogma und Leben sind, das wollte diese Skizze zeigen, keine widersprüchlichen Größen. Wo

auftrag 153/154

das Leben sich dem Glauben der Kirche öffnet, wird das gelebte Dasein auch Gestalt annehmen, aus der Lehre der Kirche lebensgestaltend weiterwirken.

Das gläubige Bewahren des Wortes Gottes drängt zum immer tieferen Verstehen und aus diesem zum Handeln, zur Verwirklichung des Glaubens in der Liebe.

Das Handeln vollzieht sich aber in einer Welt mit vielgestaltigen Lebensbereichen und fast unübersehbaren Eigenwirklichkeiten, die alle ihre Eigengesetzlichkeit haben und haben müssen und Ordnungen folgen, die sich aus der Eigenart dieser Wirklichkeiten ergeben. Aber diese Ordnungen dürfen nicht Unordnungen sein (obgleich wir in dieser Welt ständig auch mit den falschen Ordnungen konfrontiert werden), weil derselbe Gott die Ordnung und Wirklichkeit des Glaubens wie seine Ordnungen in der Schöpfung verwirklicht sehen möchte.

Wo Glauben und Wissen unversöhnlich auseinanderdriften, und damit die Gefahr entsteht, daß profane Ordnungen sich auch gegen den Menschen auswirken, dort ist die Übernatürlichkeit des Glaubens und seine Verbindlichkeit als letztgültiger Maßstab menschlichen Handelns nicht anerkannt worden.

Unsere gegenwärtige Weltlage und die Erfahrungen der letzten 100 Jahre zeigen, daß ohne die Anerkennung letztgültiger Normen auf dieser Welt nichts geht.

Jesus Christus hat der von ihm gegründeten Kirche den Auftrag gegeben, zu lehren, seine Lehre zu bewahren und sie allen Völkern zu verkünden. Er hat ihr den Heiligen Geist verheißen und gesandt.

Die Geschichte der Kirche hat es mit sich gebracht, in welcher Weise das Offenbarungsgut schriftliche Form erhalten hat.

Der Blick sollte hier einmal überschauen, in welchen Bereichen der Lehrverkündigung das Offenbarungsgut niedergelegt ist und allen offensteht:

- Offenbarung und Glaube
- Überlieferung und Schrift
- Das Geheimnis Gottes
- Die Welt — Gottes Schöpfung, der Mensch, die Erbsünde
- Das Christusgeschehen und sein Mysterium
- Die Kirche und die Sakramente mit dem Mysterium der Eucharistie
- Die Kirche, das allgemeine Heilssakrament
- Die Gnade
- Die letzten Dinge, Eschatologie und ewiges Leben
- Glaubensbekenntnisse.

(Nach K. Rahner/K.H. Weger; J. Auer, J. Ratzinger)

Die Glaubenslehre (Dogmatik) will durch das Verständnis für das Wesen, die Wirklichkeit und das Geheimnis der Kirche den Zugang zur Fülle des Erlösungsgeschehens durchschaubar machen. Denn die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche ist auf Grundlage des Offenbarungsgutes die „Künderin und die Dienerin“ der „Basileia“, der Königsherrschaft Jesu Christi, als Ziel der „ganzen Heilsgeschichte der Menschheit“.

Viele junge und ältere Menschen suchen heute mehr denn je religiöse Klarheit, reine Luft zum Atmen, weil sie in dieser Welt ihr Christsein leben müssen, in einer Welt, die nur der Christ ohne Illusion zu sehen vermag und von der Jesus sagt: „In der Welt werdet ihr Drangsal haben, aber seid getrost: Ich habe die Welt überwunden (Joh 16,33). Diese religiöse Klarheit, die zur Bewältigung des Lebens unerlässlich ist, wird jedem Christen in der Lehrverkündigung geschenkt, wenn sie unverfälscht weitergegeben wird.

Anmerkungen:

- *) (Vorbemerkung) H. Schlier, Gotteswort in Menschenmund, Herder 1982, S. 93
- 1) K. Rahner, H. Vorgrimler, Klein. Theol. Wörterbuch, Herder 1962, S. 73, 363
J. Brinktrine, Einführung in die Dogmatik, Paderborn 1955
- 2) L. Scheffczyk, Schwerpunkte des Glaubens, Einsiedeln 1977, S. 60f
- 3) K. Rahner, a.a.O.
J. Brinktrine, die feierliche Definition der leiblichen Aufnahme der allerseeligsten Jungfrau, Paderborn 1951, S. 6
- 4) Lehramt bezeichnet die der Kirche (als hierarchisch verfaßter u. mit einer Sendung zur Bezeugung Jesu Christi begabter, eschatologisch endgültiger Gemeinde der an Jesus Christus Glaubenden) notwendig innewohnende, aktive u. Gehorsam fordernde, rechtlich gefaßte Befähigung der Weiterbezeugung der Gott selbst mitteilenden Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus. Weil die Kirche die Greifbarkeit der endgültigen, weil im Gott-Menschen sich ereignenden Selbstoffenbarung Gottes ist, kann sie als ganze nicht aus der eschatologischen Gnade, also auch der Wahrheit als Gnade, herausfallen. Das Christusereignis bezeugt sich glaubensfordernd selbst u. begründet damit auch die „Autorität“ der Zeugen, aber es bezeugt sich im Munde der rechtmäßig gesandten Zeugen selber in der damit gegebenen Autorität (Lk 10,16; Mt 28,19f), die von einem Zeugen zum anderen in geschichtlicher Kontinuität rechtlicher Art weitergegeben wird (Tradition, Successio apostolica). Erster u. totaler Träger dieses Wortes des Zeugnisses, das das Christusereignis zum geschichtlich gegenwärtigen für alle Zeiten macht, ist die Gemeinde der an Jesus Christus Glaubenden, die Kirche als solche u. ganze. Das aber bedeutet: dort, wo u. wenn die Kirche als ganze ihren Glauben mit einer absoluten Glaubensforderung bezeugt, kann sie nicht die Wahrheit Christi nicht bezeugen. Die Kirche als ganze kann aber entsprechend ihrer heutigen konkreten Verfassung mit einer absoluten Glaubensforderung, die Wahrheit Christi in einer doppel-einen Weise bezeugen: in der Einheit ihrer lehrenden Zeugenschaft, im Gesamtepiskopat, der als ganzer in seiner Einheit die legitime Nachfolgerschaft des Apostelkollegiums innehat (Bischof), u. dementsprechend auch in der personalen u. handlungsfähigen Spitze dieses Kollegiums, im römischen Bischof, dem Papst. Die letzte Eigenart der Lehrautorität von Papst u. Bischöfen ist nur vom eschatologischen Wesen der Kirche her verständlich zu machen. Die Träger der Lehre empfangen zwar ihre Vollmacht nicht durch eine Bestellung von seiten der Glieder der Kirche, aber ihre Autorität u. deren „Unfehlbarkeit“ ist nur denkbar innerhalb dieses eschatologischen Glaubensgemeinschaft u. ist ein Moment an der Realisation desjenigen Willens Gottes in Jesus Christus, durch den die heilschaffende Wahrheit des Christusereignisses in der Welt geschichtlich präsent bleibt. Das so verstandene Lehramt ersetzt nicht das Walten des Geistes, sondern bleibt ihm u. seiner Führung untertan. Nach dem Selbstverständnis des kath. Lehramts eignet die lehramtliche Vollmacht dem Gesamtepiskopat (DS 3020 3050ff 3061; vgl. 125f 686 1247–1271 1477–1480 1520 3000 3011 u.ö., NR 44 436f 446; vgl. 155f 562f 627f 500 629 680f 471 97 u.ö.; II. Vat., Kirche 21–25 u.ö.), insofern er unter sich u. mit dem römischen Bischof als seinem Haupt eins ist, u. dem römischen Bischof (DS 3073f, NR 454), insofern er autoritatives Haupt (nicht bloß vom Kollegium selbst sekundär abgeleitetes Repräsentationsorgan eines auch ohne ihn fertig konstituierten Kollegiums) dieses Kollegiums ist.
- 5) K. Rahner, Grundkurs des Glaubens, Freiburg 1976, S. 363

- 6) Dogmenentwicklung: Aufgabe, die später „entwickelten“ Glaubensvorlagen mit der in Christus ergangenen Offenbarung als grundsätzlich „vorgegeben“ (impliziert) nachzuweisen. Da der neue Satz nicht eine neue Offenbarung sein darf, muß der Zusammenhang zwischen „alten“ und „neuen“ Sätzen eine rationale Struktur aufweisen. (nach K. Rahner, H. Vorgrimler, Kl. Theol. W. S. 76)
- 7) K. Rahner, Grundkurs, a.a.O. S. 368
- 8) J. Ratzinger, Zur Lage des Glaubens. Ein Gespräch mit Vittorio Messori, Neue Stadt 1985
- 9) Die Deutschen Bischöfe, Maria die Mutter des Herrn, Hirtenwort v. 30. 4. 1979, S. 6 (Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz)
- 10) R. Peil, Die wichtigsten Glaubensentscheidungen und Glaubensbekenntnisse der katholischen Kirche, Vorwort von Joseph Kardinal Höfner, Reimlingen 1974
- 11) Kathol. Erwachs.-Katech., Verb. der Diöz. Deutschlands, Bonn 1985
- 12) Unlust an Gott, Acedia; Thomas von Aquin bezeichnet Acedia als die Unlust an Gott. Interesslosigkeit und Abkehr führen schließlich zu einer Verhärtung des Herzens, das dann nicht mehr aufnahmebereit sein will. Th. v. Aqu., Deutsche Thomas Ausgabe 1953, Bd. 4, Qu 63—64

Quellen

- Neuner-Roos, Der Glaube der Kirche in den Urkunden der Lehrverkündigung, neubearb. von K. Rahner und K. H. Weger, Regensburg 1983
- Denzinger-Schönmetzer, Enchiridion symbolorum
- R. Peil, Die wichtigsten Glaubensentscheidungen und Glaubensbekenntnisse der katholischen Kirche, Reimlingen 1974
- J. Auer, J. Ratzinger, Kleine katholische Dogmatik, Bd. II, III, IV, V, VI, VII, VIII, Regensburg 1978—1983
- J. Ratzinger, Theologische Prinzipienlehre, München 1982
- Joseph Kardinal Ratzinger, Zur Lage des Glaubens. Ein Gespräch mit Vittorio Messori, Neue Stadt 1985
- L. Scheffczyk, Schwerpunkte des Glaubens, Einsiedeln 1977
- K. Rahner, Grundkurs des Glaubens, Einführung in den Begriff des Christentums, Herder 1976
- K. Rahner, H. Vorgrimler, Kleines Theologisches Wörterbuch, Herder 1962
- J. Brinktrine, (Katholische Dogmatik), I, II, III, Paderborn 1953—1955
- H. U. von Balthasar, In der Fülle des Glaubens, Herder 1980
- M. Schmaus, Katholische Dogmatik I, München 1953
- Max J. Metzger, Theologische Abhandlung über das Königtum Christi, in: Maran Atha, Meitingen 1969
- Yves Congar, Nun bitten wir den Heiligen Geist, Recklinghausen 1962
- C. Feckes, Das Mysterium der heiligen Kirche, Paderborn 1934
- Thomas von Aquin, Die Deutsche Thomas-Ausgabe, Kerle-Styria 1957, Bd. 19, 25, 26
- X. L. Dufour, Wörterbuch zur biblischen Botschaft, Freiburg 1964
- Bibliothek der Kirchenväter, Kösel Kempten 1915—, Augustinus Bd. 1—3; Tertullian Bd. II
- E. Drewermann, Die Frage nach Maria im religionswissenschaftlichen Horizont, in: Zeitschr. f. Missionswissensch. und Religionswiss., 66. Jahrg. 1982, 96ff, insbes. Gott spricht sich in Urszenen aus, S. 111
- Informativ: Kathol. Erwachsenen-Katechismus, Das Glaubensbekenntnis der Kirche, Hrsg. Die Deutsche Bischofskonferenz, Verlagsgruppe „engagement“ 1985

Theologische Begriffe

(aus: Karl Rahner, Herbert Vorgrimler, Kleines Theologisches Wörterbuch, Herder 1985)

Kerygma (griech. = Verkündigung, Verkündigtes) heißt (in moderner Verwendung des ntl. Wortes) jenes Wort, das im Namen Gottes aufgrund legitimer Beauftragung durch Gott und die Kirche als Wort Gottes und Christi selbst, das wirksam das Ausgesagte in der Situation des Angerufenen gegenwärtig setzt, auf die glaubende Gemeinde (Predigt) oder den Einzelnen („überführend“ oder „erbauend“) hin gesagt wird.

Dogmengeschichte

Dogmengeschichte ist die methodisch-systematische Darstellung der Geschichte der einzelnen Dogmen, der dogmatischen Formulierung einzelner Glaubenswahrheiten u. des Ganzen des christlichen Glaubensverständnisses nach Vollendung der Offenbarung selbst. Ihr liegt die Tatsache zugrunde, daß dem Dogma wesentlich Geschichtlichkeit eignet, insofern es vom Menschen in dieser Welt gehörte, geglaubte u. formulierte Wahrheit Gottes ist u. insofern es lebendige Funktion der Kirche ist, die die ihr geschenkte u. (durch Gott selbst) garantierte Wahrheit in einem wesentlich geschichtlichen u. gesellschaftlich strukturierten Prozeß annehmen, explizieren u. dem je veränderlichen

Verständnis (Hörenkönnen) ihrer Umwelt entsprechend verkünden muß. Genauer Gegenstand der D. sind die dogmatischen Entscheidungen der Kirche (Dogma, dogmatische Tatsachen, Lehramt), wie sie in Glaubensbekenntnissen, Lehrentscheidungen der Konzilien u. der Päpste formuliert sind.

Dogmenentwicklung

Dogmenentwicklung. 1) Tatsache. Die Lehre von der D. hat den zweifellos vorhandenen Tatbestand zu klären, daß die Kirche Sätze als von Gott geoffenbart definiert, die a) entweder zwar schon vorher gegeben, aber nicht schon immer ausdrücklich als von Gott geoffenbarte gelehrt wurden, oder b) die den von Sätzen der vorausgehenden Tradition ausgesagten Inhalt in sehr verschiedener u. erst sich entwickelnder Begrifflichkeit aussagen (indem sie den schon immer gewußten Sinn des geoffenbarten Satzes ausdrücklicher gegen häretische Mißdeutungen abschirmen), oder c) für die in der Tradition sogar nicht einmal sofort u. unmittelbar greifbar äquivalente u. explizite Sätze nachweisbar sind, die ihrerseits bis zu den Aposteln zurückgehen.

2) Das Problem der D. besteht in der Aufgabe, die Selbigkeit der späteren, „entwickelten“ Glaubensvorlage mit der in Jesus Christus ergangenen apostolischen Vorlage der Offenbarung als grundsätzlich möglich u. in den einzelnen Fällen als vorhanden nachzuweisen. Seine Schwierigkeit besteht darin, daß nach kirchlicher Lehre die der Kirche anvertraute (u. den Einzelnen zum Glauben verpflichtende) Offenbarung mit dem Tod der Apostel abgeschlossen ist (vgl. DS 1501 3421; NR 87) u., somit die Kirche nur fortbezeugen kann, was sie von Jesus Christus in der apostolischen Generation gehört u. in ihr als zum Glaubensgut gehörig anerkannt hat. So sehr nun das kirchliche Lehramt u. seine Autorität das Bestehen eines objektiven Zusammenhangs zwischen „alten“ u. „neuen“ Sätzen für den einzelnen Gläubigen garantieren können, so wenig können sie diesen Zusammenhang konstituieren oder gar ersetzen.

Dogmatik

Dogmatik ist die theol. Wissenschaft des Dogmas: ihr Gegenstand ist darum die gesamte christliche Offenbarung, also auch jene Dogmen, die den christlichen Vollzug der menschlichen Person zum Inhalt haben (also „moralische“ Bedeutung haben) (Gnade, Anthropologie). Insofern die D. Teil der kath. Theologie ist, ist sie Glaubenswissenschaft, d. h. eine reflexe, methodische, systematische, vom Glaubenden unter dem Glaubenslicht vollzogene Erkenntnis der heilschaffenden Selbsterschließung des dreifaltigen Gottes in Jesus Christus u. der Kirche als dessen Leib.

Unfehlbarkeit

Unfehlbarkeit (Infalibilität) bedeutet 1., daß die Kirche als ganze durch die Macht der Gnade Gottes (nicht durch die menschliche Kraft ihrer Glieder) davor bewahrt wird, aus der Wahrheit (u. Liebe) Gottes herauszufallen; u. 2., daß das kirchliche Lehramt bei letztverbindlich von ihm vorgetragenen Glaubenslehren durch die Macht der Gnade Gottes vor Irrtum bewahrt wird. Dogmengeschichtlich entwickelte sich die Bedeutung im 2. Sinn (nicht ohne Beteiligung außertheol., politischer u. kirchenpolitischer Faktoren) aus der U. im 1. Sinn, die immer schon eine Überzeugung der ganzen Kirche war (vgl. II. Vat., Kirche 25). Die U. der Kirche ergibt sich aus der eschatologischen Endgültigkeit der Heilssituation in Jesus Christus: Da die Heilstat Gottes in Jesus Christus die endgültige u. siegreiche ist u. Wahrheit — Glaube u. gesellschaftlich-kirchliche Verfaßtheit zu ihren inneren Konstituten gehören, würde ein Irrtum als definitiv gemeintes Selbstverständnis dieser Heilswirklichkeit diese selbst aufheben.

Konzil

Konzilien (Synoden) sind Zusammenkünfte vor allem (aber theol. nicht notwendig nur) von Bischöfen, auf denen über kirchliche Angelegenheiten beraten, Beschlüsse gefaßt und Vorschriften erlassen werden. In Partikular- (früher auch National-Konzilien) repräsentieren die Bischöfe jeweils ihre Ortskirche; kommt eine Repräsentation der Gesamtkirche rechtmäßig zustande (Einberufung durch den Papst, Leitung und Bestätigung durch den Papst), so heißt diese Zusammenkunft ökumenisches Konzil.

Laterankonzilien. Von den im römischen Lateran abgehaltenen Konzilien (I.: 1123; II.: 1139; III.: 1179; IV.: 1215; V.: 1512–17) sind theol. bedeutsam das IV. (12. ökumenisches, vom 11. bis 30. 11. 1215 unter Innozenz III.), das gegen die Albigenser, Abt. Joachim v. Fiore u. a. die rechthabigste Lehre von der Dreifaltigkeit, Jesus Christus u. den Sakramenten der Eucharistie (Transsubstantiation), Taufe u. Buße definierte (DS 800–808, NR 918 ff 280) u. das Kirchengesetz der österlichen Beichte u. Kommunion aufstellte (DS 812f), u. das V. (18. ökumenisches, vom 10. 5. 1512 bis 16. 3. 1517 unter Julius II. u. Leo X.), das gegen neuaristotelische Ansichten die Unsterblichkeit u. Individualität der einzelnen Seele definierte (DS 1440f, NR 331). Von den nichtallgemeinen im Lateran abgehaltenen Synoden sind wichtig die von 313 (gegen den Donatismus) u. die von 649 (gegen den Monothelismus; DS 501–522, NR 193–208 84).

Befehl, Gehorsam, Gewissen und Verantwortung

(Kurzfassung eines Vortrags vor der Gesellschaft für politisch-strategische Studien in Graz)

Lothar Groppe

Für einen katholischen Theologen liegt es nahe, diese für den Soldaten und insbesondere militärischen Vorgesetzten unerläßlichen Grundbegriffe aus der Sicht der katholischen Philosophie und Theologie zu behandeln.

1968 erhielt die Abiturientin Karin Storch die Theodor Heuß-Medaille für ihre Abiturrede „Erziehung zum Ungehorsam als Aufgabe einer demokratischen Schule“. Diese Rede ist sicher in manchem originell, aber doch jugendlich überspannt und infolge gehäufte Einseitigkeit schief und verzerrt. Ein Zitat mag für viele solcher Einseitigkeiten stehen: „Meine 5. und letzte Frage: Wie sehen die Forderungen für die Zukunft aus? Meine Antwort: Lassen Sie mich dem formierten Bürger eine Verszeile des Dichters Günter Eich entgegenrufen: ‚Seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt!‘ und André Gide sagt: ‚Alles muß in Frage gestellt werden.‘“

Da der Gehorsam eine militärische Grundforderung, ich will ihn gar nicht einmal eine Grundtugend nennen, ist, habe ich diese Abiturrede seinerzeit in den Hörsälen der Führungsakademie abspielen lassen. Die Reaktion war für mich, der ich damals doch schon einige Jahre Erfahrungen an dieser höchsten Bildungsstätte der Bundeswehr gesammelt hatte, einigermaßen überraschend. Ein nicht unerheblicher Teil der Hörer stimmte den Ausführungen der jungen Abiturienten zu. Damit stellten sich diese Offiziere im Grunde gegen eine der Grundmaximen militärischer Erziehung. Ich hatte damals, allerdings nicht nur damals, den Eindruck, daß auch im Offizierkorps nicht selten die Tendenz vorherrscht, sich mit dem zu identifizieren, was gerade „in“ ist.

Es kann aber m.E. überhaupt keine Frage sein, daß in der Erziehung ganz allgemein ebenso wie in der militärischen, zunächst einmal zum Gehorsam erzogen werden muß. Auch wenn er vielfach mißdeutet und belastet ist, gerade in der vergangenen deutschen Geschichte. Selbstverständlich können im Leben, nicht zuletzt in der Armee, Situationen vorkommen, wo man den Gehorsam einer militärischen Autorität verweigern muß um des höheren Gehorsams willen, den man Gott schuldet. So wie es in der Apostelgeschichte heißt: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ (5,29) Aber so wenig, wie man eine Ausnahmesituation wie den 20. Juli 1944 zur Norm militärischen Handelns machen kann, so wenig kann man die vielleicht bisweilen notwendige Gehorsamsverweigerung zur Erziehungsmaxime erheben. Wer nicht gehorchen gelernt hat, darf schwerlich als erzogen gelten. Mir scheint, nicht einmal Erziehergenies können ohne Gehorsam auskommen. Denken wir etwa an die großen Ordensstifter, die nicht nur im kirchlichen Bereich Geschichte gemacht haben, sondern auch ihrer Zeit, ja, Jahrhunderten den Stempel ihrer Persönlichkeit aufgedrückt haben wie Benedikt von Nursia, Franz von Assisi oder Ignatius von Loyola. Sie waren unbestreitbar große Erzieher, die ihrem Werk Dauer verleihen wollten. Ihr prophetischer Blick mußte den Alltag von Jahrhunderten überschau-

en. Keiner von ihnen hat auf den Gehorsam als Grundregel verzichtet. Und dabei hatten sie es, ganz anders als moderne Armeen, ausschließlich mit Freiwilligen zu tun.

Ohne die freie Bereitschaft des Willens, den Befehlen einer Person, die durch ihr Amt dazu befugt ist, durch sein Tun und Lassen zu entsprechen, d. h. zu gehorchen, ginge eine Armee im Chaos unter. Denken wir etwa an die Vorgänge in Portugal nach dem Sturz Salazars, die dieses Land an den Rand des Abgrunds brachten.

Gehorsam ist zunächst eine Sache des Verstandes. Die Erkenntnis, daß die Befehle erteilende Autorität zu Recht besteht und deshalb legitimerweise Anordnungen trifft, Weisungen gibt, befiehlt, muß den Willen nötigen, sich diesem Befehl zu beugen und ihn auszuführen. Daß sich willensstarke, selbständige Persönlichkeiten schwerer tun, Befehlen zu gehorchen als Herdenmenschen, liegt auf der Hand. Es ist sicher richtig, daß der Gehorchende sich leichter tut, Befehle auszuführen, wenn er eine echte Autorität vor sich hat, der er auch, rein menschlich gesprochen, Vertrauen schenken kann.

Aber grundsätzlich gilt der Gehorsam nicht einer Person, sondern dem Amt, das sie vertritt. So muß etwa nicht nur der junge Soldat, sondern auch der militärische Vorgesetzte in hoher Position zwischen Amt und Person unterscheiden. Keine Institution, ganz gleich welcher Art, ob Staat, Kirche, Wirtschaft oder Armee, könnte existieren, wenn die Befehls- und Weisungsbefugnis vom Charakter des Vorgesetzten abhinge.

Selbstverständlich ergibt sich für die rechtmäßige Autorität auch die Verpflichtung, ihrem Amt zu entsprechen. So muß etwa der militärische Vorgesetzte selber vorleben, was er von seinen Untergebenen verlangt, weil er ihnen sonst den Gehorsam psychologisch über Gebühr erschwerte. Und ein General muß nicht weniger gehorchen als ein Leutnant oder ein einfacher Soldat.

Das deutsche Wehrstrafgesetz definiert den Begriff des Befehls wie folgt: Im Sinn dieses Gesetzes ist „ein Befehl eine Anweisung zu einem bestimmten Verhalten, die ein militärischer Vorgesetzter (§ 1 Abs. 4 des Soldatengesetzes) einem Untergebenen schriftlich, mündlich oder in anderer Weise, allgemein oder für den Einzelfall und mit dem Anspruch auf Gehorsam erteilt“. (§ 2, Nr. 2)

Das deutsche Soldatengesetz legt im § 11 die Norm für ein Nichtgehorchen fest.

- a) In einem Fall darf der Gehorsam verweigert werden,
- b) im anderen Fall muß er verweigert werden.

Das Soldatengesetz bestimmt: „Ungehorsam liegt nicht vor, wenn ein Befehl nicht befolgt wird, der die Menschenwürde verletzt oder der nicht zu dienstlichen Zwecken erteilt worden ist; die irrige Annahme, es handele sich um einen solchen Befehl, befreit nicht von der Verantwortung.“ (Abs. 1) Dieser Nachsatz soll verhindern, daß sich der Soldat in Fällen von Ungehorsam darauf beruft, er habe angenommen, der Befehl verstoße gegen die Menschenwürde oder diene privaten Zwecken. Der Gesetzgeber will, wie Scherer in seinem Kommentar sagt, den Soldaten warnen, „mit spontanem Ungehorsam vorsichtig zu sein“. (II, S. 65)

Wann darf ein Befehl nicht befolgt werden? „Wenn dadurch ein Verbrechen oder Vergehen begangen würde. Befolgt der Untergebene den Befehl trotzdem, so trifft ihn eine Schuld nur, wenn er erkennt oder wenn es nach den ihm bekannten Umständen offensichtlich ist, daß dadurch ein Verbrechen oder Vergehen begangen wird.“ (Abs. 2) Es ist vielleicht nicht bekannt oder in Vergessenheit geraten, daß auch im Militärstrafgesetzbuch der Wehrmacht § 47 eindeutig sagt:

- (1) Wird durch die Ausführung eines Befehls in Dienstsachen ein Strafgesetz verletzt, so ist dafür der befehlende Vorgesetzte allein verantwortlich. Es trifft jedoch den gehorchenden Untergebenen die Strafe des Teilnehmers:
 1. wenn er den erteilten Befehl überschritten hat oder
 2. wenn ihm bekannt gewesen ist, daß der Befehl des Vorgesetzten eine Handlung betraf, welche ein allgemeines oder militärisches Verbrechen oder Vergehen bezweckte.
- (2) Ist die Schuld des Untergebenen gering, so kann von einer Bestrafung abgesehen werden.

Wenn Manstein in seinem Buch „Verlorene Siege“ behauptet: „Das Recht zur Gehorsamsverweigerung existiert für einen Soldaten nicht“ (II, 318), so ist er für einen so hohen Dienstgrad erstaunlich uninformiert.

Als ehemaliger Kadett dürfte er unzählige Male den Wandspruch in der Hauptkadettenanstalt Lichterfelde gelesen haben, auf dem es heißt: „Der preußische Gehorsam ist der einer freien Entscheidung, nicht der einer unterwürfigen Dienstwilligkeit.“ Und Moltke prägte das Wort: „Gehorsam ist Prinzip, aber der Mensch steht über dem Prinzip.“ (Bendlerstraße)

Man könnte hierüber schweigen, wenn nicht immer wieder versucht würde, Soldaten, die sich ihrer hohen Verantwortung weder menschlich noch charakterlich gewachsen gezeigt haben, zu Vorbildern hochzustilisieren. Natürlich braucht auch der deutsche Soldat des letzten Krieges keinen Stammpfad auf der Sünderbank einzunehmen, aber der verantwortungsbewußte Soldat hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, sich von solchen Uniformträgern zu distanzieren, die das Ehrenkleid des Soldaten durch schwächliche Charakterlosigkeit oder gar Verbrechen besudelt haben.

Vor Jahren versuchte „Die Welt“ an zwei in Nürnberg verurteilten Soldaten eine Mohrenwäsche vorzunehmen (16. 9. 76). Sie apostrophierte Dönitz als „Soldaten ohne Furcht und Tadel“. Wenngleich diesem während des Nürnberger Prozesses kein Verstoß gegen das Völkerrecht nachgewiesen wurde, so läßt ihn doch seine Rolle als kritikloser und begeisterter Nazi, der in der eigenen Marine den Spitznamen „Hitler junge Quex“ erhielt, alles andere als soldatisches Vorbild erscheinen. In seiner Rede vom 15. 2. 1944 erklärte Dönitz vor seinen Offizieren: „Man muß das ganze Offizierkorps so einstellen, daß es sich mit Verantwortung für den nationalsozialistischen Staat in seiner Gesamtheit mitverantwortlich fühlt. Der Offizier ist der Exponent des Staates; das Geschwätz, der Offizier ist unpolitisch, istbarer Unsinn.“

Dönitz hatte, „wie Keitel, die Angewohnheit, Sprüche des Kriegsgerichts, die ihm zu milde erschienen, so lange umzuwandeln, bis er die Todesstrafe erreicht hatte. Dafür war er in der ganzen Marine berüchtigt“. Im Falle eines siebzehnjährigen Matrosen, der die Bemerkung machte, bei einer Niederlage Deutschlands würden die Bonzen ja sowieso in einem Flugzeug das Weite suchen, ließ Dönitz den Spruch seines Marinegerichtes zweimal verschärfen (von 10 Jahren Zuchthaus auf lebenslänglich und von lebenslänglich auf Todesstrafe), bis er erreichte, daß der Junge erschossen wurde.¹⁾

Seine Ansprache nach dem 20. Juli an die Männer der Kriegsmarine²⁾ und sein Aufruf vom 1. Mai 1945 an die Wehrmacht, in dem er einen der größten Massenmörder der Geschichte als einen „der größten deutschen Helden“³⁾ preißt, offenbaren eine Charakterlosigkeit, die kaum faßlich erscheint.

Über Jodl, der in Nürnberg als Kriegsverbrecher gehängt wurde, schreibt derselbe Autor, der es eigentlich besser weiß — er ist durch sein Werk über den deutschen Generalstab als sachkundig ausgewiesen: „Jodl war in der Tat ein großer und aufrechter Soldat, der sicherlich in Nürnberg zu Unrecht zum Galgentod verurteilt wurde.“ Zum Schluß heißt es dann: „Hier wird offenbar, welch noble Welt preußisch-deutscher Bürgermoral und Soldatentugend, am Beispiel des ‚Nur-Soldaten‘ Alfred Jodl demonstriert, der Usurpator Hitler korumpiert und zugrunde gerichtet hat.“ (Die Welt, 17.9.76)

Dieser „große und aufrechte Soldat“ unterschrieb den Kommissarbefehl, den er am 25. Juni '44 nach der Landung der Alliierten in der Normandie als weiter gültig bestätigte, am 7. Oktober '41 unterschrieb er einen Befehl, in dem es heißt, daß Hitler kein Übergabeangebot Leningrads und Moskaus annehmen werde, sondern im Gegenteil darauf bestünde, daß diese Städte völlig zerstört würden.⁴⁾ Daß dieser Mann trotz seiner hohen Stellung nichts vom wahren Soldatentum begriffen hatte, offenbart nichts so sehr wie seine eigenen Worte vom 13. Mai 1945: „Ich bin gehorsamer Soldat gewesen und habe darin meine Ehre erblickt, den Gehorsam, den ich gelobt habe, zu halten. . . Ich habe in diesen fünf Jahren gearbeitet und geschwiegen, obwohl ich manchmal völlig anderer Meinung war und mir der Unsinn, der befohlen wurde, oft unmöglich erschien. Seit Frühjahr '42 wußte ich, daß wir den Krieg nicht gewinnen konnten. . .“⁵⁾ Und dieser „große und aufrechte Soldat“ jagte Millionen Menschen in den sinnlosen Tod für einen Massenmörder.

Man soll gewiß die Toten ruhen lassen, zumal sie inzwischen vor ihrem ewigen Richter gestanden haben. Aber Verbrechen rechtfertigen, beschönigen oder gar als vorbildlich hochstilisieren zu wollen ist unverantwortlich und durch nichts zu rechtfertigen. Wer Kameradschaft mit der Kameraderie der Ganoven verwechselt, ist geistig oder charakterlich unterentwickelt, möglicherweise beides. Es war m.E. ein großer Fehler der Vergangenheit, daß sich unser Offizierkorps nicht deutlich und entschieden genug von den Verbrechen und Verbrechern aus den eigenen Reihen distanziert hat.

Wir haben in der Geschichte unserer Armee großartige Beispiele von Soldaten, die ihre Treue und ihren grundsätzlichen Gehorsam gegenüber ihrem obersten Kriegsherrn mit der Treue gegenüber ihrem Gewissen zu vereinbaren wußten. Sie sind Leitbilder, nicht

Uniformträger, die selbst zu verbrecherischen Befehlen ja und amen sagten. Während des siebenjährigen Krieges war von Preußens Feinden das Charlottenburger Schloß geplündert worden. Friedrich der Große gab hierauf dem Obersten von der Marwitz den Befehl, zur Vergeltung im Jagdschloß Hubertusburg alles ausräumen zu lassen, was darin transportabel sei. Marwitz verweigerte den Befehl. Auf die Frage nach dem Warum mußte sich der König sagen lassen: „Weil sich dies allenfalls für einen Offizier des Freibataillons schicken würde, aber nicht für den Kommandeur Seiner Majestät Gensdarmes.“ Obwohl Marwitz für Zorndorf den Pour le Mérite erhalten hatte, bekam er nun die Ungnade des Königs zu spüren und erbat den Abschied. In der Kirche von Friedersdorf in der Mark kündete ein Gedenkstein von dem Obersten: „Hier ruht Friedrich Adolph von der Marwitz. Er sah Friedrichs Heldenzeit und kämpfte mit ihm in allen seinen Kriegen. Wählte Ungehorsam, wo Gehorsam nicht Ehre brachte.“⁶⁾

Und während sich der Feldmarschall v. Reichenau und der aus einem preußischen Garderegiment hervorgegangene Feldmarschall v. Manstein im Herbst 1941 zum Erlaß von Befehlen bemüht fühlten, die im besten NS-Jargon von der „völligen Zerschlagung der Machtmittel und der Ausrottung des asiatischen Einflusses im europäischen Kulturkreis“ handelten, und es sich verbat, daß sich deutsche Soldaten über die bei derartigen Auseinandersetzungen unvermeidliche Härte erregten,⁷⁾ erließ ein Divisionskommandeur im Westen einen Befehl, daß Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung notfalls mit Waffengewalt zu verhindern seien.⁸⁾

Einen der menschlich ergreifendsten Briefe erhielt ich von einem meiner ehemaligen ausländischen Hörer, in dem er schreibt: „Wie Ihnen vielleicht schon bekannt ist, oder wie Sie vielleicht schon vermuteten, bin ich seit Juni v.J. außer Dienst. Es handelt sich natürlich um einen sehr vorzeitigen Abbruch meiner Laufbahn (Generalmajor), er entspricht aber dem Preis, den ich zahlen mußte, um meinem Charakter und meinen Grundsätzen treu zu bleiben.“

Daß es bisweilen geradezu dramatische Konflikte im Bereich von Befehl und Gehorsam geben kann, dafür haben wir ein bewegendes Beispiel aus dem Jahre 1945. Vom 11. Mai an waren aus dem von den Sowjets hart bedrängten Operationsgebiet in Kurland geflohene deutsche Soldaten und baltische Flüchtlinge in einem neutralen Ostseehafen eingetroffen, um dort ihre Toten zu bestatten, Frischwasser einzunehmen und gemäß den internationalen Bestimmungen den neutralen Hafen anschließend wieder zu verlassen. Von der am 9. Mai erfolgten Kapitulation hatten sie keine Kenntnis. Aufgrund der Vorstellungen des örtlichen militärischen Befehlshabers unterzeichnete der rangälteste deutsche Soldat eine Urkunde, nach der die Geflüchteten sich im Sinn des Haager Land- und Seekriegsrechtes bis zum Abtransport in die Heimat internieren ließen. Für die geflüchteten Balten wurde vorerst Asyl erbeten, da sie bei der Rückkehr in ihre Heimat Gefahr liefen, von den Sowjets verfolgt zu werden. Beim Auslaufen aus Kurland war die bedingungslose Kapitulation der Wehrmacht noch nicht erfolgt. Es bestand also kein Verdacht, daß sich die Deutschen und Balten den Folgen der Kapitulation entziehen wollten. Vier Stunden nach Un-

terzeichnung erklärte die schwedische Regierung das Abkommen für null und nichtig. Am 15. 6. '45 erklärte sie, alle Flüchtlinge an die Sowjets ausliefern zu wollen. Hiervon waren rund 2700 deutsche Soldaten und 157 Balten betroffen. Letztere hatten die Todesstrafe zu befürchten. Vergeblich suchte der Monarch durch eine persönliche Demarche bei Stalin den Beschluß seiner Regierung unwirksam zu machen. Doch dieser bestand auf der freiwillig angebotenen Auslieferung. Ein Sturm der Entrüstung tobte durch das Land. Massenkundgebungen, Fürbittgottesdienste, Interventionen des Episkopates und der akademischen Fakultäten erschütterten die Gemüter von Millionen. Bei den Internierten gab es Hungerstreiks, Selbstverstümmelungen, Fluchtversuche und Selbstmorde. Jetzt erhob zum ersten Mal das Militär unüberhörbaren Einspruch. Die Offizier- und Unteroffizierkorps zweier Regimenter richteten durch ihre Kommandeure ein Telegramm an ihren König, in dem sie ihn unverbrüchlicher Treue versicherten, aber zugleich ihrer Scham Ausdruck verliehen, einen Befehl ausführen zu sollen, der gegen die Soldatenehre ging. Die beiden Regimentskommandeure wurden wegen „Zusammenrottung und Verschwörung“ zu vier Tagen Arrest ohne Bewachung verurteilt.

In der Nacht zum 1. Advent 1945 setzte die Regierung mit einem Riesenaufgebot von Militär, Militär- und Staatspolizei die Räumung der Lager in Gang — gegen den erbitterten passiven Widerstand der Internierten, gegen den Willen des Volkes, gegen Völkerrecht und Asylrecht des eigenen Landes. Und in dieser Nacht, da für jeden Soldaten die äußerste Gewissensnot im Zwiespalt gegen Gottesfurcht und Menschenfurcht, zwischen Treue zum Eid gegenüber dem Monarchen und Treue zum eigenen Gewissen aufbrach, bat ein Oberst und Regimentskommandeur von seinem Eid entbunden zu werden, um frei zu werden für die Verweigerung des Gehorsams gegenüber unmenschlichem und unrechtmäßigem Befehl. Edzard Schaper, der diese Vorgänge geschildert hat, schenkte uns wertvolle Dialoge, von denen ich wenigstens die Worte des Regimentskommandeurs an den Kriegsgerichtsrat anführen möchte: „Aber jeder, ob nun der Fahrer oder der Adjutant — jeder wird sein Gewissen beugen, wenn ich es auf mein Gewissen nehme, gegen mein Gewissen zu handeln! Ist diese Schuld nicht zu groß? Werde ich nicht zum Friedensbrecher mit dem Mandat meiner Regierung, wo man allerorten die Kriegsverbrecher hängt? Darf eine Regierung verlangen, daß einer ihrer Diener sein Gewissen opfert und sich mit voller Einsicht in das Schuldhafte seines Handelns ihrer Schuld teilhaftig macht . . . ich kann mich doch nicht zerteilen bei lebendigem Leibe und mit einem Gewissen, das sich nicht überhören läßt!“⁹⁾

Es läßt sich gewiß nicht übersehen, daß sowohl der schwedische Regimentskommandeur wie Oberst von der Marwitz, ebenso wie der Divisionskommandeur, der zu Beginn des vergangenen Krieges Schießbefehl gegen Judenverfolger gab, christlich geprägte Persönlichkeiten waren. Haben sie aber spezifisch christliche oder gar konfessionelle Überzeugungen vertreten, die zwar menschlich zu achten sind, aber keineswegs als allgemein verbindliche Normen des Handelns gelten dürfen? Gelten nicht vielleicht für einen Nichtchristen andere Normen? Wir wissen aus den langen Auseinandersetzungen um den Abtreibungsparagraphen, daß die Befürworter des „Rechtes auf den eigenen Bauch“ den Geg-

nern der Abtreibung immer wieder vorwerfen, sie versuchten spezifisch christliche Normen in das allgemeingültige Strafgesetz einzubringen, ihre gewissermaßen privaten religiösen Vorstellungen zur für alle verbindlichen Norm zu erheben. Falls der Vorwurf zu Recht bestünde, wären die Gegner der Abtreibung tatsächlich zumindest intolerant.

Jedoch wissen wir, daß bereits Hippokrates (460–377 v. Chr.), der Begründer des ärztlichen Pflichtenkodex, ebenso kompromißlos für die Heiligkeit und Unantastbarkeit des Lebens eintrat wie die heutigen Gegner der Abtreibung.

Es handelt sich hier also nicht um ein typisch konfessionelles Anliegen, sondern ist eine Forderung des Naturrechts, wie man für gewöhnlich in der katholischen Kirche zu sagen gewohnt war, oder, wenn man lieber will, des vorstaatlichen oder überstaatlichen Rechts. In der *Antigone* des Sophokles wird überdeutlich, daß auch die heidnische Antike durchaus den Vorrang des göttlichen Gesetzes vor den Forderungen der Staatsomnipotenz kannte. Gewiß suchte der antike Staat nicht selten die persönliche Gewissensentscheidung zu ignorieren und durch die Staatsräson zu ersetzen. So im strengen Verbot Kreons von Theben, Polyneikes, der im Kampf gegen seine Vaterstadt gefallen war, zu bestatten. Zuwiderhandelnden wurde die Todesstrafe angedroht. Doch Antigone setzte sich über das Verbot des Tyrannen hinweg. Ihre Rechtfertigung vor Kreon ist ein großartiger Triumph der Menschenwürde über die Staatsallmacht: „Auch nicht so mächtig achtet' ich, was du befahlst, daß dir der Götter ungeschriebenes ewiges Gesetz sich beugen müßte dir, dem Sterblichen. Denn heute nicht und gestern erst, nein, alle Zeit lebt dies; und niemand wurde kund, seit wann es ist. Für dieses wollt' ich nicht dereinst, aus feiger Furcht vor Menschendünken, mir der Götter Strafgericht zuziehn.“

Der Diktator zerbricht an der Qual seiner Gewissensbisse, während Antigone im Widerspruch gegen die Staatsautorität – man könnte wohl so sagen – als Märtyrin des Gewissens stirbt. Die Tragödie schließt mit den Worten des Chores:

„Allen Segens Anfang heißt Besinnung. Was der Götter ist, entweihe keiner! Überhebung büßt mit großem Falle Großes Wort, dem Alter zur Besinnung.“

Es ist bemerkenswert, daß die „*Antigone*“ fast unmittelbar nach dem großartigen Seesieg der Athener bei Salamis (449) um 441 v. Chr. entstand. Um so bedeutender erscheint die Stimme des persönlichen Gewissens gegenüber der Staatsautorität.

Obwohl der antike Staat heidnisch war, besteht zwischen dem heidnischen Denken der Antike und dem vielfach neuheidnischen Denken unserer Tage ein tiefgreifender Unterschied. Denn der antike Staat war deutlich auf das Kultische und Religiöse hingeeordnet. Soweit der moderne Staat jedoch faktisch heidnisch ist, fehlt diese Ausrichtung auf das Religiöse. Das moderne Streben zielt mehr und mehr darauf ab, an die Stelle des persönlichen Gewissens und der persönlichen Verantwortung ein öffentliches, allgemeines „Gewissen“ treten zu lassen. Dieses öffentliche Kollektivgewissen – vgl. Abtreibungsfrage und „Tötung auf Verlangen“ – soll über Gut und Böse entscheiden. Es soll höchste, ja im Grunde einzige Norm des moralischen Handelns bilden.

Das Bestreben, das kollektive Gewissen an die Stelle des individuellen Gewissens zu setzen, sucht die fast 2000 Jahre alte christliche Kultur aus der Geschichte zu eliminieren und an die Ideen der Antike anzuknüpfen, da der omnipotente Staat die persönliche Gewissensentscheidung ignorierte und zu unterbinden suchte, wie im Verbot Kreons, den gefallenen Polyneikes zu bestatten, deutlich wird. Wer einen Gott leugnet, muß notwendigerweise auch die Bindung des menschlichen Gewissens an das Gesetz Gottes leugnen.

Und doch bleibt jeder letztlich für sein eigenes Tun verantwortlich. Er weiß, daß er diese Verantwortung nicht auf andere abwälzen kann, und deshalb gewöhnt er sich weitgehend ab, über sein Tun und Lassen nachzudenken und sich Rechenschaft abzulegen. Dies wurde mir einmal überdeutlich demonstriert, als ich auf seiner Soldatenwerkwoche heftig angegriffen wurde: „Sie wollen uns zwingen, nachzudenken. Aber wir wollen nicht nachdenken, denn dann bekommen wir Angst.“ Wir erinnern uns sicher noch alle des Dramas von Carl Zuckmayer, „Des Teufels General!“ Da ist der junge Leutnant Hartmann, dessen geistige Heimat Hitlerjugend und Ordensburg waren. Dort hatte man ihnen von Idealen gesprochen, von Opfer und Einsatz, von der Pflicht und der Sauberkeit. Und er hatte einen Schulfreund, den er nach seiner Verwundung bei einem Judenvernichtungskommando traf. Der nahm ihn mit zu einer Hatz, wie er es nannte, wo man auf Wehrlose schoß — nur so zum Spaß. Und da bricht im jungen Hartmann alles zusammen. Man hatte ihnen von einer neuen Zeit gesprochen, einem Reich der Kraft und Herrlichkeit, und nun erlebte er, wie das Gemeinste und Niedrigste im Menschen entfesselt wurde. Er weiß keinen Ausweg mehr und so fragt er seinen väterlichen Freund Harras: „Glauben Sie an Gott?“ General Harras muß erst eine Weile überlegen, die Frage kam zu unvermutet. Aber er ist ehrlich, auch sich selbst gegenüber und so sagt er: „Ich weiß es nicht. Er ist mir nicht begegnet. Aber das lag an mir. Ich wollte ihm nicht begegnen. Er hätte mich vor Entscheidungen gestellt — denen ich ausweichen wollte . . . Die größte Findung aller Zeiten habe ich nicht erkannt. Sie heißt Gott . . . Der Mensch träumt nichts, was nicht ist und war und sein wird. Wenn er Gott geträumt hat — dann gibt es Gott. Ich kenne ihn nicht. Aber ich kenne den Teufel. Den hab’ ich gesehen — Aug’ in Auge. Drum weiß ich, daß es Gott geben muß. Mir hat er sein Angesicht verhüllt. Dir wird er begegnen. Ich habe seine Hand nicht ergriffen. Ich habe — die andere gewählt.“

Harras wählte die andere Hand in klarer Erkenntnis, daß es die falsche war. Er wollte den Entscheidungen ausweichen, aber es gibt keinen Menschen, der ungestraft der Entscheidung, der sittlichen Verantwortung ausweichen kann. Darin liegt die tragische Schuld Harras’: Obwohl er das Dritte Reich durchschaute und verachtete, hat er sich doch seiner bedient. Nicht so sehr des Ruhms wegen, nicht einmal der Macht und des Geldes wegen, denen so viele Menschen verfallen. Aber er wollte seine Gaben entfalten, um große technische Erfindungen zu machen, um seine geliebte Fliegerei aufzubauen. Sein Gewissen sagte ihm klar, was er zu tun hätte, er war sich seiner Verantwortung durchaus bewußt. Aber um der Fliegerei willen entschied er sich wissend — gegen Gott.

Der Christ muß sich heute vielfach im Gegensatz zur öffentlichen Meinung und im Widerstreit mit den Einflüssen seiner Umgebung entscheiden, und in Zukunft wird dies

wahrscheinlich noch viel mehr gelten. Darum braucht er auch ein hohes Maß von Selbstständigkeit, Verantwortungsbewußtsein und Verantwortungsfreude. Daran hat es nicht nur in der Vergangenheit gefehlt. — Es wäre ein grausamer Irrtum, zu meinen, mit dem Ende des Dritten Reiches sei diese Epoche überwunden. Hitler und Stalin leben in zahllosen Zeitgenossen weiter.

Nein, die Gewissenhaftigkeit hat auch nach den Schrecken der Vergangenheit keineswegs zugenommen. Mein letztes Seminar an der Führungsakademie der Bundeswehr hatte zum Thema: „Der Wandel ethischer Grundauffassungen der Gesellschaft — dargestellt am Beispiel der Armee.“

Im Protokoll der Seminarsitzung vom 23.5.1971 heißt es: „Verbrecherische Auswüchse militärischer Handlungen sind auch heute möglich und erscheinen in der Zukunft wahrscheinlicher, wenn die Tendenz der Bindungslosigkeit des Einzelnen weiter fortschreitet. Hier wurde eine analoge Gefahr zur Situation im Nationalsozialismus gesehen. Die Tendenz des fortschreitenden Bindungsverlustes in der ethischen Grundauffassung unserer Gesellschaft wurde — gegen Widerspruch aus dem Seminar — als offensichtlich dargestellt. Bei der Frage, ob das Lösen einer religiös zu motivierenden Bindung durch eine andere Bindung, sei es im Humanismus oder in den menschlichen Grundrechten, mit gleichem Effekt ersetzt werden könne, wurde keine gemeinsame Meinung gefunden.“

Ein Teil der Seminarteilnehmer war mit dem Seminarleiter der Meinung, daß ein Fehlen der religiös motivierten Bindung eine anders geartete Bindung ihrer eigentlichen ethischen Bindung beraube, während andere Teilnehmer die ethische Selbstständigkeit o. a. anderer Bindungsbeziehungen betonten.“

Ist diese Auffassung zu pessimistisch? Vielleicht darf ich einige Fakten anführen. Eines Tages kam ein Offizier zu mir, der offensichtlich bedrückt war. „Pater, schon wieder ist ein Starfighter abgestürzt.“ Da er offenbar persönlich darunter litt — schließlich waren zum damaligen Zeitpunkt schon über 100 Maschinen dieses Typs abgestürzt — fragte ich ihn: „Was haben Sie damit zu tun?“ „Ich habe meine Unterschrift für die Anschaffung gegeben.“ Ich sagte ihm, wenn er überzeugt gewesen sei, daß der Starfighter die richtige Maschine für uns sei, sei dies zwar nach den vielen Unfällen bedrückend, aber man könne nicht von persönlicher Schuld sprechen. „Das ist es ja, Pater“, entgegnete er, „ich war der Überzeugung, daß wir der Maschine personell und infrastrukturmäßig nicht gewachsen seien.“

Zuerst habe ich meine Unterschrift zweimal verweigert. Aber dann wurde ich von meinen Vorgesetzten unter Druck gesetzt und habe schließlich unterschrieben.“ — Es entstand eine beklemmende Pause. Dann sagte er: „Das muß ich mit meinem Gewissen ausmachen.“ Ich entgegnete nur: „Ein schöner Trost für die Angehörigen.“

Ist es Zufall, daß mir derselbe hohe Offizier nach einem Vortrag einmal sagte: „Wissen Sie, Pater, im Krieg fragt kein Mensch nach Moral und Völkerrecht. Die Hauptsache, es macht Effekt.“ Es läßt sich gewiß nicht leugnen, daß sowohl während des Weltkrieges wie

später auf Zypern oder in Vietnam, in Korea wie in Algerien, in Irland wie im Nahen Osten häufig genug nach dieser Maxime gehandelt wurde. Allerdings ist dies ein unchristlicher, heidnischer, ja ein schlechthin menschenunwürdiger Standpunkt.

Nicht selten hat man den Eindruck, daß allzu viele nicht bereit sind, aus den Versäumnissen und Fehlern der Vergangenheit zu lernen. So führte ich in einem Requiem für 9 tödlich verunglückte Soldaten u. a. folgendes aus: (15. 4. 1964)

„Unsere toten Kameraden wurden völlig überraschend aus dem Leben abberufen. Waren sie auch vorbereitet? Haben sie sich in ihrem Leben die Frage nach dem Woher und Wohin gestellt? Stellen wir uns die Frage, oder weichen wir nicht allzu bereitwillig den tiefen und eigentlichen Problemen des Lebens aus? (Wenige Tage vor dem Schießunglück hatte sich einer der Toten als damals erster und lange Zeit einziger unter Berufung auf die Gewissensfreiheit von den sog. Lebenskundlichen Arbeitsgemeinschaften abgemeldet.)

Ich darf mit allem Freimut zu Ihnen sagen, daß die Sorgen der bisherigen Generalinspektoren sich in manchen Punkten mit der Sorge der Militärpfarrer decken. Erst vor wenigen Wochen erließ der jetzige Generalinspekteur eine Weisung für die Zusammenarbeit mit den Militärpfarrern, die seit langem dringlich ist.

Es sind nicht wenige in der Bundeswehr, die glauben, Fragen des religiösen Lebens, wenn überhaupt der Mühe wert erachten zu sollen, so doch höchstens dritt- und viertrangig behandeln zu können. Man glaubt vielfach, keine Zeit dafür erübrigen zu können, man versucht immer wieder, lebenskundliche Arbeitsgemeinschaften, wenn man schon nicht anders kann, als sie auch einmal zuzulassen, an solche Stellen im Lehr- oder Unterrichtsplan zu verweisen, daß man die geringe Bedeutung dieses Gebietes ablesen kann. Es wird kein vernünftiger Mensch die Dringlichkeit einer soliden militärischen Durchbildung leugnen wollen. Aber Truppenführung oder Wehrtechnik, G2-Wesen und Kriegsgeschichte allein machen noch keinen guten, geschweige denn überdurchschnittlichen Soldaten. Es gehört etwas wesentlich anderes dazu, damit nicht nur Waffenhandwerker herangebildet werden, sondern Männer, die sich ihrer Verantwortung vor Gott und ihrem Volk bewußt sind. Nicht selten hat man den Eindruck, daß nicht nur den eigentlich religiösen Fragen, sondern geistig-sittlichen Problemen überhaupt mit einer gewissen Scheu ausgewichen wird.

Und doch müssen wir uns diesen Fragen stellen, wenn wir bestehen wollen vor den Männern, die uns anvertraut sind, wenn wir Anspruch darauf erheben, zur geistigen Führungsschicht zu gehören.

Wenn wir uns nicht ehrlich mühen, uns mit den geistigen Strömungen, die Geschichte machen, auseinanderzusetzen, begehen wir Verrat an unserem Auftrag. Wir alle sind auf den göttlichen Geist, den Hl. Geist angewiesen. Aber denken wir daran, daß die Gnade die Natur voraussetzt und unser Mitwirken erfordert.“

Im April 1968 trug ich dem Kommandeur der Führungsakademie zusammen mit meinem evangelischen Amtsbruder „Einige Beobachtungen und Wünsche der Militärpfarrer an

der Führungsakademie“ vor. Als Gedächtnisstütze übergab ich dem Kommandeur einige schriftliche Unterlagen, in denen es heißt:

„Seit Jahren ist ein starker Trend zu spüren, den lebenskundlichen Unterricht bzw. die Arbeitsgemeinschaften zu beschneiden oder sie ausfallen zu lassen . . . Es scheint uns auch nicht angängig, das Prinzip der Freiwilligkeit zu strapazieren. So erklärte ein früherer G 3 innerhalb eines halben Jahres 4–5mal, die Informationen für Stamm- und Lehroffiziere seien nicht verpflichtend. . .“

Sicher ist es niemand entgangen, daß es immer wieder heißt: Seit Jahren ist dieser Trend, nämlich, daß man Fragen von Gewissen und Verantwortung ausweicht oder sie ausklammern möchte, zu beobachten. Das heißt konkret: vom ersten Tag bis heute. Zu Beginn eines neuen Generalstabslehrganges sagte ein Lehrgruppenkommandeur nach übereinstimmender Aussage mehrerer Offiziere folgendes: „Meine Herren, damit Sie von vornherein klar sehen: Das einzige, worauf es hier ankommt, ist die Taktik. Stellen Sie sich bitte darauf ein.“ Der lebenskundliche Unterricht/Arbeitsgemeinschaft für Unteroffiziere wird seit Jahren nur minimal besucht. Zahlreiche Unteroffiziere erklärten wiederholt, ihre Chefs bzw. Kommandeure ließen sie nicht weg, bzw. sie würden schief angesehen, wenn sie zum lebenskundlichen Unterricht gehen wollten.

Und dann wurde der Politologe Professor Dr. Thomas Ellwein zum Hauptverantwortlichen für Erziehungs- und Bildungsfragen in der Bundeswehr berufen. Er trat sein Amt am 1. Juli 1970 an. Ellwein erklärte wiederholt, das Fach Ethik habe in der Offiziersausbildung nichts zu suchen. Damit setzte er sich in offenkundigen Gegensatz zum Gesetzgeber, der seinerzeit bei der Aufstellung der Bundeswehr den Beitrag der beiden großen Kirchen im sog. lebenskundlichen Unterricht ausdrücklich wünschte.

Am 8. Dezember 1970 entwickelte Ellwein vor der Führungsakademie seine „Vorstellungen über die Offiziersausbildung“. In der anschließenden Diskussion wurde er gefragt, wie er in einem Computer-Krieg die ethisch-humanitären Aspekte gewahrt werden könnten. Seine Antwort hätte ohne weiteres von einem Führer der Leibstandarte oder einem sowjetischen Politruk stammen können: „Der Soldat muß in erster Linie technokratisch einsetzbar sein. Auf seine moralische Einstellung und Gesinnung kommt es überhaupt nicht an. Wichtig ist, daß er nur das tut, was er tun soll und keinen Deut mehr.“

Auf der 16. Gesamtkonferenz der katholischen Militärfarrer am 16.2.1971 befragte ich den damaligen Verteidigungsminister Schmidt nach den Vorgängen um Ellwein sowie seines Stellvertreters Zoll, der eine „Bewußtseinsänderung der Bundeswehr“ gefordert hatte. Der Minister wich jedesmal aus und gab auf klare Fragen keine einzige sachliche Antwort. Die anwesenden Soldaten der Bundeswehr, darunter allein 10 Generale, beschlossen, den besseren Teil der Tapferkeit zu wählen und sich lieber ruhig zu verhalten. Ich selber wurde von den Teilnehmern der Konferenz gemieden wie ein Pestkranker. Lediglich 2 Feldwebel und der anwesende österreichische Militärprovikar kamen anschließend zu mir und bedankten sich ausdrücklich für meine Worte. Übrigens hatte ich diesem Vorfall zu ver-

danken, daß ich zu den österreichischen Generalstabskursen eingeladen wurde und seit dieser Zeit dort regelmäßig wehrthetische Seminare halte.

Die Vorgänge bei dieser Konferenz erinnerten mich lebhaft an eine gewisse Parallele vom 25. Januar 1939. An diesem Tag hielt Hitler in der Reichskanzlei vor hierzu befohlenen Generalen vom Divisionskommandeur aufwärts einen Vortrag über „Die verheerende Wirkung des Christentums auf das Germanentum“. Hitler begann seine haßstriefenden Ausführungen mit der Einleitung: „Meine Herren, ich muß Sie bitten, meinen Ausführungen mit Aufmerksamkeit zu folgen, denn es wird der Tag kommen, wo Sie gezwungen sein werden, eine Entscheidung zu treffen.“ Niemandem war zweifelhaft, daß hiermit der Austritt aus der Kirche gemeint war. Ein General ging im Anschluß an den Vortrag zu seinen Jahrgangs- und Kriegsakademiekameraden und suchte sie zu einem gemeinsamen Schritt bei Hitler zu bewegen. Er stieß auf eisige Ablehnung: „Geht nur vom G. weg, der ist reaktionär!“

In einem Artikel über die Militärseelsorge stellte ich 1971 fest: „Die Truppe war wohl selten ein so getreuer Spiegel der Gesellschaft wie im Augenblick. In ihr finden sich dieselben Grundhaltungen wie in der übrigen Bevölkerung. Die Behandlung bestimmter Fragen, etwa der Ethik, findet bei einigen lebhaftes Interesse, während nicht wenige dafür kaum ein Gespür haben. So wie im Strukturplan des Deutschen Bildungsplanes die Entfaltung wesentlicher Eigenschaften des Menschen nicht zur Sprache kommt und Fragen nach dem Sinn des Lebens oder der moralischen und religiösen Haltung nicht behandelt werden, werden im „Bild des Offiziers der Luftwaffe“ Fragen der Erziehung zur sittlichen Verantwortung einfach ausgeklammert. In den „Bestimmungen über die Beurteilung der Soldaten der Bundeswehr“ wird die Frage nach einer sittlichen Grundhaltung gar nicht gestellt. . . . In dem nach wie vor gültigen „Handbuch Innere Führung“ heißt es jedoch: „Wer aber keine sittlichen Werte erkennen und anerkennen kann, stellt sich im Grunde außerhalb unserer Ordnung.“ (S. 10)

Welche Gefahren für den Rechtsstaat drohen, wenn Soldaten im wesentlichen zu Funktionären und Technokraten erzogen werden, macht der in diesem Punkt sicher unverdächtige ehemalige Rüstungsminister Albert Speer in seinen „Erinnerungen“ deutlich:

„Im Grunde nutzte ich das Phänomen der oft kritiklosen Verbundenheit des Technikers mit seiner Aufgabe aus. Die scheinbare moralische Neutralität der Technik ließ bei ihnen die Besinnung aufs eigene Tun erst gar nicht aufkommen. Je technischer unsere vom Krieg diktierte Welt wurde, um so gefährlicher wirkte sich dieses Phänomen aus, das dem Techniker keine direkte Beziehung zu den Folgen seines anonymen Tuns vermittelte.“ (S. 226)

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Qualität der Streitkräfte von moralischen Werten bestimmt wird. Sonst würden sie nach einem Wort Augustins zu einer organisierten Räuberbande pervertieren und ein Axiom des Tausendjährigen Reiches würde verewigt, daß Recht sei, was dem eigenen Volke nützt.

Gewissenlosigkeit gründet letztlich in der Gottlosigkeit, in der Verantwortungslosigkeit

vor Gott, dem wir nach christlichem Verständnis Rechenschaft für unser Tun und Lassen schulden.

Die christliche Ethik kennt keinen absoluten Gehorsam gegen irgendeine menschliche Autorität. Weder Kirche noch kirchliche Hierarchie sind hiervon ausgenommen. Sie kennt nur die absolute Verpflichtung gegenüber dem persönlichen Gewissen. Der Gehorsam gegen die Autorität bezieht ihren sittlichen Wert einzig und allein aus dem Gehorsam gegenüber dem persönlichen Gewissen, das den Gehorsam gegenüber der Autorität für Recht hält und fordert, wie Thomas von Aquin sagt (S. Th. 2,2 qu. 104 a ad 1).

Wo immer Gewissen und Autorität in einen unlöslichen Konflikt geraten, hat der Betroffene sich nach seinem Gewissen zu richten: „Die Bindung durch das Gewissen ist stärker als die Bindung durch den Befehl des Vorgesetzten. Das Gewissen bindet auch dann, wenn ein entgegengesetzter Befehl des Vorgesetzten vorliegt.“ (De veritate, qu. 17 a 5 ad 1)

Gewissen setzt ernstes Bemühen um rechtes Wissen voraus. Der Vermittlung dieses Wissens und der Bildung eines richtigen Gewissens dient die Autorität. Der einzelne muß sein Tun in Beziehung zur Gemeinschaft setzen und dementsprechend sein Gewissen bilden. Selbstverständlich können auch die Vertreter der Autorität irren und fehlen. Wo aber nach unerschütterlicher Überzeugung des Gewissens die Autorität Unerlaubtes fordert, muß der einzelne dieser Autorität den Gehorsam verweigern und dem Urteil seines Gewissens folgen.

Bisweilen äußerten bei uns hohe Offiziere die Meinung, der Soldat könne nicht jederzeit mit einem Katalog der erlaubten und unerlaubten Kriegshandlungen herumlaufen und darin vor Ausführung eines Befehls nachschlagen. Sofern dies nicht eine Abwandlung des schlitzohrigen Wortes des ehemaligen Innenministers Höcherl ist, die Beamten könnten nicht dauernd mit dem Grundgesetz unter dem Arm herumlaufen, wäre diese Äußerung ein bemerkenswertes Armutszeugnis. Neben Unterricht im Völkerrecht und dem lebenskundlichen Unterricht, der ja ganz wesentlich auch die Grundwerte menschlichen Zusammenlebens vermitteln und zur Verantwortung mehr und mehr befähigen soll, sollten zunächst einmal den Ausbildern und Multiplikatoren bei der Erziehung, Bildung und Ausbildung der Soldaten konkrete Hilfen, etwa in Form eines Handbuchs, gegeben werden, in dem zu den wichtigsten Grundfragen des menschlichen Zusammenlebens, wie insbesondere des militärischen Dienstes, in klarer, verständlicher und zeitnaher Weise Stellung genommen wird. Es wäre ferner zu prüfen, ob für Soldaten in Vorgesetztenstellung nicht so etwas wie eine Berufsethik verpflichtend gemacht werden sollte — in Analogie zur Regelung bei Bundesgrenzschutz und Polizei. Der Soldat ist als Waffenträger Inhaber von Macht. Seine Entscheidungen können weitreichende Folgen nicht nur für ihn selbst, sondern auch die anvertrauten Untergebenen, ja sein ganzes Volk und auch andere Völker haben.

Mögliche Gewissenskonflikte sind vorhersehbar. Der Vorgesetzte hat die Pflicht, den Gewissensnöten seiner Soldaten gerecht zu werden. Wie die katholischen Bischöfe zusammen mit ihren evangelischen Amtsbrüdern in ihrer gemeinsamen Schrift „Das Gesetz des Staa-

tes und die sittliche Ordnung“ betont haben, handelt es sich darum, „den sittlichen Vorstellungen von allgemeiner Gültigkeit Gehör zu verschaffen und damit einer Selbstzerstörung von Staat und Gesellschaft zu wehren, die unvermeidlich aus dem Verzicht auf einen Grundbestand an sittlichen Überzeugungen als verbindlicher Norm für die Gesellschaft und für die Gesetzgebung folgen würde.“ (S. 6)

Anmerkungen:

- 1) Walter Hasenclever, Ihr werdet Deutschland nicht wiedererkennen, dtv Nr. 1392, München 1978, S. 159
- 2) 20. Juli 1944, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 1964, S. 197
- 3) Michael Freund, Deutschland unterm Hakenkreuz, Bertelsmann Verlag, Gütersloh 1965, S. 450
- 4) Das Urteil von Nürnberg 1946, dtv dokumente, Nr. 2902, München 1977, S. 236ff.
- 5) Karl Demeter, Das deutsche Offizierkorps in Gesellschaft und Staat, Bernard & Graefe Verlag, Frankfurt/M. 1965, S. 151f.
- 6) Erich Schmitz, Erbe und Verpflichtung, Teil I, Winklers Verlag, Darmstadt 1959, S. 12
- 7) Europäische Publikation, Vollmacht des Gewissens II, Metzner Verlag, Frankfurt/M. — Berlin 1965, S. 444
- 8) Erich Schmitz, Erbe und Verpflichtung, S. 12
- 9) Deutsche Rundschau, Strenger Abschied, November 1963

Confessio

Kann der Glaube tragen?

Helmut Fettweis

Vorbemerkung

Wenn man die 60 überschritten hat, dann kann man es mit jenem Schauspieler halten, der mit 60 noch kein bißchen weise war und das auch lauthals verkündete. Man kann sich auch auf den Standpunkt jenes Sängers stellen, für den mit 66 das Leben erst anfängt.

Allgemein muß man aber sagen, daß die Lebenserwartung statistisch für den Mann mit sechzig noch etwa 15 und für die Frau 17 Jahre beträgt.

Und das sollte wiederum Anlaß sein, sich zu fragen, wie sah dein Leben aus? In Zuckmayers „Hauptmann von Köpenick“ ist eine ergreifende Szene, in der der Schuster Voigt sich die Frage stellt: „Was hast du vorzuweisen, wenn du bei deinem Herrgott ankommst?“ Unter diesem Aspekt will ich einmal versuchen, Rechenschaft abzulegen.

Von den Eltern

Mein Vater war überzeugt, daß es einen Gott gibt, daß man eines Tages Rechenschaft ablegen müsse. Stärkung auf seinem Lebensweg durch zwei Kriege und eine unruhige Friedenszeit war sein Glaube. Soweit ich mich erinnern kann, hat er nie einen Sonn- oder Feiertagsgottesdienst versäumt.

Er bevorzugte die stille Messe, teilweise morgens um 5.00 Uhr. Er hielt seinen Kommuniontag zur österlichen Zeit. Vorherige Beichte war selbstverständlich. Und wir Kinder wurden dem Vater, zu dem wir sonst zu jeder Zeit kommen konnten, ferngehalten, damit er sich sammeln konnte. Er spielte dann auch nicht mit seinen Jungen und bekam auch keine „Informationen“ über eventuell schlechte Zensuren oder sonstige Fehlleistungen, damit er sich nicht „erzürnen“ mußte. Er las in erbaulichen Büchern, und seine Pfeife blieb an diesen Tagen kalt.

Um 1932 änderte sich seine Gewohnheit etwas. Er ging zuweilen in den Gottesdienst 11.15 Uhr, wenn Pfarrer Röntgen — dieser erhielt später Redeverbot und wurde in den Westerwald verbannt — vor den Nazis und später vor Fehlleistungen der Partei warnte.

Meine Mutter hatte mehr Sinn für das Anheimelnde des Glaubens. Sie sang sehr gerne die Lieder zum Kirchenjahr. Sie liebte die Maiandacht und alles, was das Herz anrührte. Sie lebte in dem festen Glauben, daß Gott sie aufnehmen werde, auch wenn sie ab und an „daneben getappt“ habe.

In der Schulzeit

Der Besuch des Schulgottesdienstes, aber auch die sonntägliche Meßfeiern waren wir von Kind auf gewohnt. Sie wurden nicht als lästig, sondern als Ausdruck sonntäglicher Freude empfunden. Jeder Sonntag hatte etwas Festliches.

Auf dem Gymnasium war, neben dem Religionsunterricht, religiöse Betätigung in den Jugendgruppen gerne gesehen. So war „Neudeutschland“ am stärksten vertreten.

Daneben gab es St. Georgspfadfinder und später Mitglieder der Sturmshar. Meine Eltern hielten nicht so sehr viel von diesen Jugendverbänden. Und auch auf mich übten sie keine besondere Anziehungskraft aus. Am ehesten hätten mich die Pfadfinder angesprochen. Es schien mir so, als ob man bei der katholischen Jugend dem weltfernen Ideal der „blauen Blume“ nachstrebe und dabei die Auseinandersetzung mit den Problemen der Gegenwart ausklammere. Das „Bewahren“ eines reinen Geistes dominierte.

Dann kam das Jahr 1933. Zunächst änderte sich kaum etwas. Ein „Braunhemd“ tauchte auf. Doch bald gab es „Jungvolk“ und „Hitlerjugend“. Aber auch die konnten mit ihren endlosen Aufmärschen und sogenannten Heimabenden nicht viel Elan hervorrufen.

Nach der Olympiade 1936 wurde es „ungemütlicher“. Die katholischen Jugendverbände waren verboten, wenn sie sich nicht vorher selbst aufgelöst hatten, um der Gefahr der Gleichschaltung zu entgehen. Es war eine gewisse richtungslose Zeit. Söhne von Beamten handelten anders als die von Freiberuflern. Aus der Erinnerung ohne authentische Unterlagen ist mir nur ein groteskes Verwirrspiel haften geblieben.

Auch die Lehrer handelten in der politischen Aussage uneinheitlich. Ruhender Pol war einzig mein Religionslehrer, der spätere Weihbischof Wilhelm Clevén. Er verstand es, durch die immer wieder gestellte Frage nach dem „Was-dann“, zum Überlegen anzuregen. Er schleuderte keinen Bannstrahl, blieb auch bei den böartigen Fragen ruhig und verstand es, die Frage nach dem „Danach“ wachzuhalten. Selbst ganz spitze Fragen nach der „Ewigkeit des Reiches“ konnte er sehr geschickt mit der Frage kontern, ob es so etwas in der Geschichte schon irgendwo gegeben hätte. Auch die heruntergeschraubte Hoffnung auf ein „tausendjähriges Reich“ wußte er geschickt mit einem Verweis auf die zweitausend Jahre Geschichte der Kirche zu relativieren.

Elternhaus und Schule gaben den Erfahrungswert, daß Gott lebt, daß Religion und Glaube Fundamente sind und daß Gott auch in der Zeit politischen Umbruchs etwas zu sagen hat.

Arbeitsdienst

Im Arbeitsdienst, in einem Aufbaulager in Mecklenburg, gab es nur formell die Möglichkeit, den katholischen Gottesdienst in einer etwa 14 km entfernten Kirche zu besuchen. Praktisch aber wurden Dienst und „befohlene Freizeiten“ so gelegt, daß man selbst mit einem Wagen — so man ihn gehabt hätte — nicht hinkommen konnte — mit einer Ausnahme. Einem einzigen — einem Mitschüler meiner Schule — gelang es einmal, einen Gottesdienst zu besuchen. Er hatte wegen einer besonderen Leistung vom Lagerleiter einen Wunsch frei. Nach Rückversicherung, daß das auch stimmte, wünschte er sich einen Vormittag am Sonntag von allen Diensten und Einschränkungen am Standort frei zu sein. Er erhielt die Zusicherung und fuhr mit einem geliehenen Fahrrad zur Verbitterung des La-

gerführers nicht etwa zu einem Mädchen, sondern in die Kirche. Das war damals das Tagesgespräch.

In der Wehrmacht

Hier war der Ton ganz anders. Hinter der kühlen Sachlichkeit von Befehl und Gehorsam konnte man sicher sein, daß man frei hatte, wenn dienstfrei war. Rechte, die zustanden, wurden auch gewährt.

Zu den sogenannten „Kasernenabendstunden“, Zusammenkünfte, die von Militärpfarrern abgehalten wurden, war die Mannschaft, die dienstfrei hatte, auch anwesend. Ein tiefes Erlebnis war — Dezember 1938 in Wuppertal-Ronsdorf — der erste Soldatengottesdienst — ich war erst im November Soldat geworden.

Nicht nur alle Mannschaften und Unteroffiziere, sondern auch ein Großteil der Offiziere nahm an den jeweiligen Gottesdiensten teil. Es war bekannt, daß der damalige Divisionskommandeur, Generalmajor von Löper, und auch der Regimentskommandeur, Oberst von Ravenstein, größten Wert auf möglichst vollzählige Teilnahme legten.

Schönheitsfehler am Rande: als eine Rotte (drei Mann nebeneinander) nicht voll wurde, wurde einer von der anderen Konfession bzw. ein Innendienstkranker zur Auffüllung bestimmt.

Wer nicht am Gottesdienst teilnehmen wollte, bekam besonderen Dienst. So wurde dieser „Wunsch“ selten laut.

Im Krieg

Im Polenfeldzug erfuhr man nur, daß die Militärpfarrer sich in besonderer Weise um die Verwundeten gekümmert hätten.

In der anschließenden Ruhezeit waren die Seelsorger aber wieder bei der Truppe. Dabei vermittelten sie in sehr diskreter Weise „Patenschaften“ mit den Heimatdiözesen. Bald bekam man dann Schriftgut aus der Heimat (um einige Titel zu nennen: Clemens Gahlen, Der zerbrochene Pfaffenspiegel; Winnig, Gespräche vom Glauben; Lauer, Der lebendige Gott; Gott am Steuer; Hatzfeld, Ist die Bergpredigt für Feiglinge? usw.).

So wurde der Nazi-Ideologie diskret einiges an Widerstand entgegengesetzt. Und diese Schriftreihen hatten eine gewisse Breitenwirkung, denn sie wurden — oftmals wegen ihrer Kürze — immer von mehreren Kameraden gelesen.

Zum persönlichen Gespräch mit dem Feldgeistlichen — außer zur Beichte — kam es erst, als ich in eine Position als Offizier kam — ab April 1941. Nunmehr kam es vor, daß man für die Einhaltung der religiösen Zeiten bestimmend eintreten mußte. Nunmehr kamen zuweilen — zuerst zaghaft — Fragen der Soldaten an den Vorgesetzten auf, die religiösen Inhalt hatten.

In jenen Tagen erhielt ich — sozusagen als Geschenk zur Beförderung zum Leutnant — ei-

nen Schott. (Ich wünsche Ihnen, daß es solche Geschenke auch heute noch geben möge.) Er hat mich treu begleitet durch Krieg und Gefangenschaft und wurde mir bei keiner Filzung — weder von Tschechen, Russen noch Amerikanern abgenommen. Im Gegenteil, einer der russischen Offiziere — ein Major von der Krim — seine Frau war — wie er sagte — von einer Einheit der SS in einem Panzergraben erschossen worden — gab mir den Schott mit Betonung seiner Ungläubigkeit, aber mit Respekt zurück.

Bei der Wehrmacht konnte man durchweg seinen Glauben bekennen. Im Gegenteil, ich habe viele höhere Vorgesetzte kennengelernt, die zum Glauben ermunterten. Einer meiner Regimentskommandeure, der später noch hochdekoriert General werden sollte, sagte bei einem Herrenabend zu vorgerückter Stunde: „Ich weiß ja, daß Sie ein schwarzer Kerl sind, aber solange Sie Ihre Pflicht tun, habe ich nichts dagegen. Im Gegenteil — ich kann nicht glauben — aber vielleicht haben Sie sogar Recht.“ In russischer Gefangenschaft hat er später seinen christlichen Glauben gefunden. Und in einer langen Friedenszeit hat er sich viel mit Glaubensfragen beschäftigt. Er ist dann im Trost unserer Kirche gestorben.

Besondere Ereignisse

In Erinnerung sind mir einige Erlebnisse besonderer Art. Es war im Oktober 1941 auf dem Wege nach Dünaburg. Eine wunderschöne alte Kirche war als Lager für Landmaschinen mißbraucht worden. Die Bevölkerung bat den deutschen Kommandanten, er möge einen Priester besorgen. Der katholische Feldgeistliche war bald gefunden. Er wurde nun gebeten, die geschändete Kirche, die man eilends säubern wolle, wieder zu weihen und zugleich eine Reihe von Kindern zu taufen. (Litauen war ja damals, wie alle baltischen Staaten 1939 von Hitler an die UdSSR verraten worden.) Ich habe selten eine ärmere Gemeinde gesehen, aber noch nie einen so frommen Gottesdienst erlebt.

Und um die Osterzeit erlebte ich — nach der Eroberung eines Teiles der Krim — einen Orthodoxen-Gottesdienst in Feodosia, der kleinen Stadt kurz hinter der Front, die damals die Krim teilte. Noch heute klingen mir die Bittgesänge der Gläubigen in dieser bis in den Vorhof dicht vollen Kirche in den Ohren. Es ist zu hoffen, daß diese Inbrunst des Glaubens auch dann noch getragen hat, als nach der Rückeroberung dieser Halbinsel die Rache Stalins Teile der Bevölkerung zur Umsiedlung zwang.

Je mehr ich mich in diesen Tagen mit dem Problem beschäftigte, wann man als Soldat ethische Prinzipien erlernen oder erleben sollte, komme ich zu der Antwort: vom ersten Tag an, möglichst schon vor der Zeit als Soldat. In den Juli-Tagen 1943 traf ich in Versailles in einer kleinen Kneipe einen französischen Schriftsteller. Sicher keinen von den ganz Großen, dennoch haben mich seine Worte und kleineren Werke, die er mitbrachte, gefesselt. So merkte ich eines Tages, daß er zwar Schuhe anhatte, aber diese hatten keine Sohlen. Er bekam keine Marken und hatte kein Geld, sich auf dem schwarzen Markt welche zu kaufen.

Als Soldat bekamen wir gewisse Kontingente. Es war aber untersagt, sie weiterzugeben. Was hätten Sie getan?

Ich schenkte ihm meine Bezugsscheine, und er bedankte sich mit nachstehender Widmung.

Haus Sachs war Schuh-
Macher und Poet dazu...
das waren wir alle, mein lieber Leutnant
Hellmuth Fetschweis,
und in der jetzigen bedenklichen Zeit wäre
es ein grosser Vorteil auch beides zu sein.
Ich bin leider, nur "Poet"... aber,

L' O M B R E

ET

LA CENDRE

Ihre Tüchtigkeit, bei ich jetzt nichts
mehr gezwungen barfuss zu
dichten.

So ist Ihnen dieses Buch
dankbar und freundlich
gewidmet - Ihr ergebener

Jean van Broek

Versailles. Juli 1943.

Ich bin heute noch froh darüber.

Weihnachten 1943 in Pithiviers, einem kleinen Städtchen bei Orléans, ging das ganze Bataillon 999 Mann — mit Ausnahme der Urlauber und Wachen — etwa 60 Soldaten — zum Weihnachtsgottesdienst. Der Kommandeur mit den evangelischen Kameraden — etwa 600 — und ich als Adjutant mit 300 Katholiken. In diese Zeit fällt auch meine Begegnung mit dem Kriegspfarrer Wagenbach.

Von Pfarrer Wagenbach hebe ich in meinem Gebetbuch immer noch ein Bild auf: „Ave maris stella“. Ich denke öfter an ihn und hoffe, daß mein Gebet ihn begleiten kann.

Pfarrer Wagenbach kam direkt aus der Heimat. Er kam — so ich mich recht erinnere — aus einer kleinstädtischen Pfarrei und er hatte dort die religiöse Ausbildung der weiblichen Jugend. Und nun war er ohne großen Übergang vor die Aufgabe gestellt, Soldaten zu betreuen.

Es war ein langes nächtliches Gespräch. Aber er hat seine Sache am nächsten Morgen in der Messe großartig gemacht.

Ich habe ihn dann noch einmal für uns gewinnen können. Es war ein oder zwei Tage vor der Invasion. Meine Männer glaubten seither, ich hätte einen sechsten Sinn für die Gefahren gehabt.

Aus dieser Zeit gäbe es viel zu berichten. Denn als Chef einer Versorgungskompanie gab es im Kampf nichts, wofür man nicht zuständig gewesen wäre. Aber das sind dann persönliche Erinnerungen, die vielleicht schon an die „Grenze des Beichtgeheimnisses“ stoßen. Mein alter Hauptfeldwebel — Prokurist einer Bank, mit dem Hauch eines Nationalsozialisten — obwohl kein Parteimann — schrieb mir zu Ostern 1946: „Ich weiß, es war unser Gottvertrauen, unser fester Glaube, das uns oftmals den Weg wies und uns auch manches leichter ertragen ließ, als es zunächst aussah.“

... Gerade in Glaubenssachen ist der Mann oft arg verschlossen. Ihr Leitsatz: ‚Heiß oder kalt, aber nicht lau‘, so sagten Sie einmal, war für viele unserer Leute ein Ansporn, zu bekennen, sich auch offen zu bekennen. Ich denke an so manche Beerdigung unserer Kameraden, der alte... beim Schloß La Frische, ... in Urexweiler, stets hat es Kameraden des Toten gegeben, die sich erboten, das Vaterunser zu sprechen. Das war nichts Zufälliges. Jetzt, wo wir den Abstand zur damaligen Zeit haben... dürfen wir wohl sagen, daß wir die schöne Aufgabe (Menschen zu führen; die Red.), die wir hatten, im Vertrauen auf unseren Herrgott zu lösen versucht haben.“

Ich bekenne, daß ich in der Zeit der Einsätze oft und viel gebetet habe. Vielleicht habe ich dadurch meine Einheiten mit relativ geringen Verlusten durch den Krieg geführt.

Wir lagen auf dem Übungsplatz Coetquidan.

Einer meiner Männer klaute Pfirsiche. Er tat es allerdings bei der französischen Bereitschaftspolizei. Diese Truppe, gut ausgebildet, nahm ihm die Seitenwaffe ab und schickte ihn ohne süße Früchte in die Unterkunft.

Zum Unglück begegnet der Delinquent dem Regimentskommandeur, der sofort das Fehlen der Seitenwaffe feststellt.

Befehl: „15-cm-Infanteriegeschütz vor der französischen Unterkunft auffahren und ultimativ die Herausgabe der Waffe fordern. Bei nicht sofortiger Rückgabe schießen.“

Daß so ein Befehl töricht war, wurde nachher erkannt. Um Unheil abzuwenden, bat ich, die „Exekution“ führen zu dürfen. „Erlaubt!“

Bevor es aber soweit war, bin ich zu den französischen Polizisten gegangen, habe mich für den Mann entschuldigt, dieser sich persönlich auch, und dann hatten wir in wenigen Minuten die Waffe.

Der Regimentskommandeur bestand dennoch auf Bestrafung: „Der Soldat wurde wegen Mundraubs mit einem Verweis bestraft.“ Diese Eintragung wurde vom Disziplinarvorgesetzten nicht beanstandet. Fazit: Ethische Grundhaltungen sind bereits in der Ausbildung einzuüben und von den Geistlichen zu unterstützen.

Eine weitere Erinnerung an Probleme der damaligen Zeit ist, daß Divisionspfarrer, wenn der derzeitige ausfiel, vom Divisionskommandeur persönlich angefordert werden mußten. So fiel bei unserer Division der Pfarrer aus. Es muß im Juni 1944 gewesen sein. Ich hörte das Gespräch meines Kommandeurs mit Feldmarschall Rommel mit. In diesem Gespräch bat er um seine Mithilfe, den Wunsch der Division in Berlin durchzusetzen. Und Rommel versprach es. Es war kurz vor seinem folgenschweren Unfall.

Bei der Einweisung eines NSFO (Nationalsozialistischer Führungsoffizier — zuweilen „Politruk“ genannt) hörte ich, wie der Ia der Division sagte: „Der katholische Pfarrer befindet sich im Schwerpunkt A auf dem Hauptverbandsplatz. Der evangelische Geistliche betreut die Verwundeten beim Krisenpunkt B, die Verwundeten im Feldlazarett. Der Divisionskommandeur erwartet, daß Sie als getreuer Herold ihrer Weltanschauung beim Gegenangriff in X-häusern den Männern Vorbild und Ansporn sind.“ Ein neuer NSFO wurde von der Division dann zunächst nicht angefordert.

Fazit aus der Zeit des Krieges

Krieg ist fürchterlich. Wenn Menschen gegen Menschen mit der von ihnen erfundenen Technik wüten, dann helfen keine Beschwörungen, dann hilft nur der Glaube an die Gnade Gottes und nicht der Glaube, daß er zum Sieg führt. Es lebt die Hoffnung, daß man in Seiner Hand gehalten ist. Der heutigen, vielfach so geschichtslos aufgewachsenen Generation sollten aber noch einige Lehren gesagt werden, die nicht nur aus dem Glauben abzuleiten sind.

Durch das Erlebnis des Krieges wurde mir deutlich, daß Kriege nicht mit der Rüstung anfangen, sondern in den Herzen der Menschen. Auch das NS-Regime hat nicht mit der Rüstung angefangen. Es wurden vielmehr zunächst Feindbilder bzw. nicht erfüllte Idealbilder aufgebaut. Da waren am Anfang die Juden. Sie wurden als Feind des Volkes dargestellt. Als man aber erkennen konnte, daß die Juden im Innern keine Gefahr darstellten, ja

sich beim Volk ein gewisser Mitleideffekt einstellte, da schaltete man auf die internationale Kapitalverflechtung jüdischer Banken usw. um. Man behauptete, daß man als Volk mit Ehre sich verteidigen müsse gegen ein Komplott internationaler Verschwörer. Man beschwor die Schande des „Knebelvertrages von Versailles“. Man rief auf, die Ketten zu sprengen. Und immer dann, wenn wirkliche Empörung aufkam, z. B. wegen der Übergriffe in der Tschechoslowakei — und jede Wirtshausschlägerei wurde politisch umgemünzt — oder in Polen, dann erfolgte mit Hilfe der militärischen Macht die politische Drohung. Bis es dann letztendlich zum Krieg kam. Aber dieser Krieg war von Hitler einkalkuliert.

Und das ist eine weitere Lehre der Geschichte: Immer, wenn ein totalitäres Regime innenpolitisch in eine Sackgasse gerät, sucht es außenpolitische Erfolge — auch um den Preis eines Krieges — so in Italien mit dem Faschismus, so in Deutschland mit dem Nationalsozialismus, so aber auch mit dem Kommunismus in Rußland und auch in allerletzter Zeit u. a. in Argentinien. Zu berücksichtigen ist jedoch ein besonderer Unterschied. Wenn die Macht in den Händen der Partei und nicht bei einem einzelnen Führer liegt, ist eine gewisse Berechenbarkeit gegeben.

Am Ende des Krieges

Dann kam die Zeit der Auflösung. Verbände wurden über Nacht durcheinandergewirbelt. Dennoch, dort wo die Verbände ihre Ordnung behalten konnten, gelang es auch noch ab und zu, einen Gottesdienst zu halten. So hielt meine Einheit ihren letzten Gottesdienst Ostern 1945 (1. April 1945) in Niesky. Davon zehrten die Männer noch sehr lange.

Der Weg durch die Gefangenschaft war für mich nur kurz. Eines jedoch hielt sich allenthalben: die Hoffnung auf die Gnade Gottes. Auf der Rückfahrt im offenen Kohlenzug von Nürnberg über Kassel, Münster nach Krefeld bewährte sich die Hilfe der Kirche erneut. In einem Waggon „saßen“ u. a. ein Kriegspfarrer, ein Major und ich. Da wir erbärmlich wenig zu essen und zu trinken hatten, kamen wir auf eine zunächst absurd scheinende Idee. Der Lokomotivführer bekam seine Fahrtroute immer etwa zehn Stationen voraus. Und unser Pfarrer hatte bekannte Mitbrüder an der Strecke. Bei einem Halt wurde über Bahntelefon dann in X-häusern ein erneuter Halt vereinbart, und der dortige Pfarrer kam mit der Bevölkerung, um uns zu verpflegen, d. h. die ersten 2 oder 3 Wagen. Als dann noch ein evangelischer Pfarrer auftauchte, wurden auch die evangelischen Dörfer in dieses System einbezogen. So kamen wir einigermaßen über die Runden. Es wurde dabei aber deutlich, daß in der damaligen Zeit die Kirche eine Kraft darstellte, die über die Zeit hinaus intakt geblieben war. Sie hatte ein solches Ansehen, daß die militärische Zugbegleitung (Amerikaner) nichts gegen diese Art der Hilfe unternahm. Denn allmählich fiel es auf, daß an fast allen Bahnhöfen die Signale auf Halt standen.

So leiteten die Erlebnisse am Ende des Krieges in die schwere Nachkriegszeit über.

Nach dem Krieg

Das Chaos daheim war streckenweise noch größer, als man erwarten konnte. Wenn auch schon die Kriegsgefangenschaft den Umfang der Katastrophe ahnen lassen konnte, so war es im zivilen Bereich noch ärger. Wenn Einheiten noch einigermaßen geschlossen in „Camps“ lagen, dann war ein Rest von Ordnung, zugleich auch ein gewisser Schutz für den einzelnen möglich. (In russischer Gefangenschaft sah es sicherlich weithin anders aus.)

Der Empfang in der Heimat war zwiespältig. Man war erleichtert über die Rückkehr. Aber es gab einen Esser mehr zu versorgen — mit allem. In den Städten war größte Unsicherheit. Teilweise waren sie zerstört. Ein Teil der Beamten, soweit sie Nazis waren, waren untergetaucht oder „aus dem Verkehr gezogen“ worden. Vorräte waren nicht mehr da oder geplündert. Die Not war himmelschreiend. Einzig die Kirchen stellten mit ihren Gemeinden eine feste Größe dar.

Sie waren zwar auch mittellos, aber es gab eine gewisse geistige Mitte. Sicherlich hat mancher Nazi dort auch einmal Unterschlupf gefunden, aber im großen und ganzen waren die Kirchen „sauber“. Sie hatten auch die Autorität, gegenüber der Besatzung deutliche Worte zu sagen. Das Eintreten von Kardinal Graf Galen und von Kardinal Frings für die Armen ist geschichtlich überliefert.

So wurde dankbar angenommen, daß die Kirchen in dieser Zeit Trost und Zuflucht waren. In ihren Mauern spannen sich auch schon bald Fäden, die für eine Neugestaltung des öffentlichen Lebens neu geknüpft werden konnten.

In der damaligen schweren Zeit war der Glaube Halt und Unterpfand der Hoffnung.

Es zeigte sich jedoch, daß auch die Kirchen von der geschichtlichen Entwicklung nicht ausgeschlossen waren. Ihre Organisationsstrukturen änderten sich. Man schloß sich vielfach enger um den Pfarrer, die Verbände „blieben zunächst auf der Strecke“. Durch die Gründung einer christlichen Partei und einer Einheitsgewerkschaft entfiel für manchen Christen die Motivation, nun auch noch einen katholischen Verband oder eine christliche Gewerkschaft zu gründen.

In der christlichen Partei war dann mehr vom Christentum allgemein die Rede, und profilierte Christen beider Konfessionen fanden zueinander, aber das den katholischen Verbänden — oder auch noch dem Zentrum — eigentümlich Katholische war weniger stark betont.

Erkenntnis — Handeln

Aus diesen Erkenntnissen, aus den Vorgaben der Zeit, entschloß ich mich, neben meiner Berufsausbildung auch in Kirche und Gesellschaft aktiv mitzuarbeiten. So trat ich Januar 1946 einer politischen Partei bei und gründete in Düsseldorf deren Jugendformation. Ebenso trat ich nach einem längeren Klärungsprozeß einer Gewerkschaft des DGB (1947) bei.

Mir gelang es jedoch damals nicht, im kirchlichen Bereich Fuß zu fassen. Im nachhinein glaube ich, daß dafür drei Gründe maßgebend waren.

Einmal gab es die Struktur der katholischen Verbände noch nicht wieder. Mancher ehemalige Verbandsleiter war in die Politik gegangen. Ein weiterer Grund war, daß ich durch die berufliche Ausbildung in zwei Berufen (Journalist und Beamter) zwar in vielen Kirchen Gast, aber nirgendwo fest daheim war. So konnte ich mit den alteingesessenen Mitgliedern nicht konkurrieren. Diese hatten sich den Pfarrern zur Verfügung gestellt, und es klappte ja. Nicht zuletzt aber war mir noch nicht klar, wie die Laienarbeit in Zukunft aussehen könnte.

So kam die Währungsreform, der Aufbau, der Abschluß der Ausbildung und in den fünfziger Jahren die Diskussion um einen Wehrbeitrag.

Da ich im politischen Bereich — aus der Analyse der damaligen Weltsituation (1948 Berlin-Blockade; 1950 Beginn des Koreakrieges; 1950 Berlin geteilt; 1952 SED beschließt Sozialismus; 1953 Aufstand in der DDR usw.) — die Notwendigkeit eines Verteidigungsbeitrages vertrat, erkannte ich, daß man es nicht nur beim Reden belassen dürfe, sondern handeln müsse.

Dabei erinnerte ich mich der Erkenntnis aus der Kriegszeit und war überzeugt, daß zwei besondere Aspekte zu beachten seien:

- Ein Aufleben eines Komisses alter Art müsse verhindert werden, Freiheit kann man nicht mit Unfreien verteidigen.
- Die prägende Kraft christlichen Glaubens — mit dem besonderen Aspekt der christlichen Sicht vom Menschen — in der Verfassung inzwischen verankert — müßte auch in künftigen Streitkräften verdeutlicht werden.

Ich führte daher im Jahre 1951 verschiedene Briefwechsel, u.a. mit meinem alten Religionslehrer Weihbischof Clevén.

Und ein Brief meines verehrten Lehrers gab dann den entscheidenden Anstoß. Es hieß dort u.a.: „In unserem demokratischen Staat dürftest Du aber auch selber ein solches tun zur gegebenen Stunde, wenn die Zeit da ist, daß diese betreffenden Dienststellen an die Aufgaben (Wiederbewaffnung, d. Verf.) herangehen.“

Da wurde mir klar, hier liegt das Betätigungsfeld für vom Glauben überzeugte Laien. Um aber in dieser Richtung mitarbeiten zu können, mußte man dabei sein und bald zur Bildung christlicher Innovationsgruppen anregen oder beitragen.

Bundeswehr

Leichter gedacht als getan. Die Aufstellung der Verteidigungskräfte verlief ganz anders als gedacht. Die Europa-Armee kam nicht zustande (Ablehnung Plevén-Plan durch Frankreich 30. 8. 1954).

Als dann eine eigenständige deutsche Armee aufgestellt wurde, war ich leider nicht bei den ersten Kadern.

Erst 1956 wurde ich im Juli wieder Soldat. Weil ich Beamter gewesen war, kam ich nicht in die Truppe, sondern in ein Amt, zuständig für Besoldungs- und Rechtsfragen. Dennoch konnte ich dabei sein, als im Dezember 1956 eine erste Gruppe katholischer Offiziere sich bei dem Militärpfarrer im Nebenamt, Pfarrer Angenendt, in der Krypta der Kirche St. Maria im Kapitol traf. (21. 12. 1956, 15.00 Uhr).

Das Ziel war allen klar, Einfluß nehmen auf die Gestaltung der Bundeswehr. Über das *Wie* wurde aber heiß diskutiert.

Doch ehe noch Beschlüsse gefaßt werden konnten, warf das Versetzungskarussell die Anfangsgruppe total durcheinander.

Nunmehr war man wieder Einzelkämpfer in Sachen Glauben. Um überhaupt praktisch handeln zu können, schloß man sich an den Standortpfarrer an. Denn, und das war eine Gnade der ersten Stunde, in unverhältnismäßig kurzer Zeit stand eine Militärseelsorge. Zunächst ungewohnt, da anders als in der Wehrmacht, dann aber als fortschrittlich und sinnvoll angenommen. Da die meisten Pfarrer keine Praxis im Umgang mit Militärs hatten, war die erste Arbeitsaufgabe klar: dem Geistlichen die Wege zu ebnen.

Die Auswahl der verantwortlichen Führer der ersten Stunde in der Bundeswehr erbrachte trotz der sicher sinnvollen Ausleseverfahren kein einheitlich christlich engagiertes Offizierskorps. Man suchte im Kreis ehemaliger gewachsenener Kameradschaften nach Männern, die sich im Krieg bewährt und den Frieden mit Anstand bestanden hatten. Infolge der sehr kurzfristigen Aufbauziele blieb oftmals sogar die Suche nach dem Fachmann für spezielle Bedürfnisse auf der Strecke. So ist z.B. nicht erkennbar, warum, obwohl man wußte, daß diese Armee hochgradig mechanisiert und gepanzert sein würde, man alte Infanteristen in höherer Zahl einzog als Panzergrenadiere. Es mußte daher für die Ausbilder der Ausbilder zunächst ein Wissensstand im Frieden nachgeholt werden, den andere im Krieg bereits praktisch erfahren hatten.

Dieses Beispiel ist nur deshalb angeführt, weil in viel stärkerem Maße auch die geistige Ausrichtung — vermutlich ebenfalls aus Zeitgründen — uneinheitlich blieb.

Das Idealbild des „Staatsbürgers in Uniform“ — gleich ob der Slogan gut gewählt war —, hatte zunächst keinen Stellenwert.

Der Begriff „Innere Führung“ war sehr bald in aller Munde, doch wurde der Inhalt jeweils anders ausgelegt. Und es scheint sogar heute noch keine einheitliche Meinung zu herrschen, sonst würde man nicht gravierende Aufgaben noch immer aus der Kompetenz des Kompanie-Chefs/des Kommandeurs ausklammern und anonymen Verwaltungen zuordnen. Auf diesem Gebiet ist also noch viel zu tun.

Die Auswahl der Unteroffiziere sah indes keineswegs besser aus. Auch hier schaute man zunächst mehr auf die Erfüllung der Soll-Zahlen. Dabei wird es auch in Zukunft eine Fra-

ge sein, ob nicht die Stellung — mindestens der Zugführer und Kompanie-Feldwebel — wegen ihrer gewachsenen erzieherischen Bedeutung herausgehoben werden muß.

Diese anscheinend rein fachlichen Ausführungen hängen an mindestens einem Punkt mit dem Grundgedanken dieses Aufsatzes zusammen, nämlich, wo es um das Bild vom Menschen geht.

Das geflügelte Wort: „Der Mensch steht im Mittelpunkt“ ist zwar im Grunde richtig. Aber welcher Mensch, welches Bild vom Menschen ist gemeint? Es ist weder der Mensch als Masse und auch nicht das totale Einzelindividuum, es muß der Mensch sein, der als Abbild Gottes geschaffen wurde, um teilzunehmen an der Schöpfung des Herrn. Und diese Einsichten können im letzten nur die Pfarrer vermitteln. Deren Gedanken aber hatten sich am Anfang nicht immer genügend durchgesetzt. Zu fragen war auch, ob sie sich nicht in Einzelhandlungen verstricken und damit von ihrem Auftrag Seelsorge abziehen lassen würden.

Daher war es notwendig, daß im Glauben lebende Laien für Innovationen sorgen mußten. Doch auch diese Laien der ersten Stunde hatten kein gemeinsam geprägtes Bild.

So standen im Anfang erhebliche Auseinandersetzungen über Inhalt und Form der Laienarbeit.

Es ist der Militärseelsorge und den darin tätigen Pfarrern, Dekanen, Generalvikaren und Bischöfen zu danken, daß sich die Laien zunächst im Königsteiner Offizierkreis (KOK) und später in der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) zu einem sehr geschlossenen ethischen Grundkonsens zusammenfinden konnten.

Richtungweisend waren da Joseph Kardinal Wendel, der leider so früh verstarb, und sein erster Generalvikar Prälat Georg Werthmann. In der Zeit, als es noch kein Konzil gab, ließen sie für erste Laienaktivitäten Raum. Die Suchenden fanden zusammen. Erster Höhepunkt dieser Zeit war der Eucharistische Weltkongreß 1960 in München. Man sah auf einmal, wieviel Kameraden im Glauben verbunden waren. Und es ist kein Wunder, daß dann am 17. März 1961 der „Königsteiner Kreis Katholischer Offiziere“ auch offiziell gegründet wurde.

Als dann der erste Militärbischof Joseph Kardinal Wendel 1961 so plötzlich starb, schien einen Augenblick alles den Atem anzuhalten: Wie würde es weitergehen? Doch schon wenige Wochen später wurde der Ruhrbischof Dr. Franz Hengsbach neuer Militärbischof. Im Rahmen der „Königsteiner Woche 1962“ (9.—13.4.) umriß er die Ziele für seine Arbeit. Generalvikar Werthmann stand ihm treu zur Seite. Doch seine angeschlagene Gesundheit ließ ihn im September des gleichen Jahres resignieren.

Neuer Generalvikar wurde Dr. Martin Gritz, bisher Dozent an der Schule Innere Führung.

Bischof und Generalvikar gaben nun der Laienmitarbeit durch einen großartigen Vertrauensvorschuß neue Impulse.

Am 11.10.1962 wurde das II. Vatikanische Konzil eröffnet.

Laienarbeit konkretisierte sich immer mehr. Es wurde aber auch Zeit. Denn die Soldaten fragten. Sie stellten Fragen nach dem Gebrauch der Gewalt, dem Dienen, dem Gehorsam und letztlich nach dem Sinn soldatischen Daseins. Als dann 1964 die Möglichkeit bestand, an den Königsteiner Offiziersbriefen helfend mitzuarbeiten, versagte ich mich dem Ruf nicht.

Durch die Tücke der Versetzungen löste sich 1965 die Redaktion weitgehend auf. So wurde ich Alleinredakteur.

Natürlich kam diese Beauftragung nicht unerwartet. Dennoch war die Verantwortung — trotz aller journalistischen Aus- und Vorbildung — groß. Die Entscheidung ist mir damals nicht leicht gefallen.

Seitdem kann man nun nachlesen, was ich zu Fragen des Glaubens geschrieben habe. Aber damit wird auch deutlich, daß Aussage und Handeln identisch sein müssen. In diesen nunmehr über 20 Jahren der Redaktionsverantwortung kamen auf diese Weise zwei kritische Phasen.

Als sich der KOK zur Gemeinschaft Katholischer Soldaten GKS öffnete, mußte auch die Frage der Zeitschrift geklärt werden. In der Vorlaufphase entstand immer wieder die Frage, kann sich die Zeitschrift zu den Befürwortern der Öffnung zählen, oder sollte den Stimmen Raum gegeben werden, die für den überschaubaren Kernkreis votierten?

Die Redaktion entschloß sich nach langen Diskussionen mit Helmut Korn für die Öffnung. Wir verloren Leser. Aber wir gewannen viele neue und nach Jahren auch etliche ehemalige zurück.

Und ein weiterer Krisenpunkt kam um die Jahre 1969—1971. Das Wissen über den Glauben reichte nicht mehr aus, um den Anforderungen gerecht zu werden. So studierte ich im Fernkurs in Würzburg Theologie.

Zieht man nun nach weiteren 15 Jahren Bilanz, dann hat sich diese Erweiterung des Wissens auf mein Tun positiv ausgewirkt.

Aber — und das ist vielleicht bedeutender — der Glaube, der durch so viele Feuer mußte, wurde gestärkt. Dabei ist aber auch für mich erkennbar geworden, daß es nicht auf das eigene Tun ankommt, sondern darauf, daß man dem Anruf der Gnade antwortet, also allenfalls mittut.

So schließt sich der Kreis, man wird demütig und bittet um die Gnade, daß man am Ende der Tage erkennen kann, daß man mit dem Pfund der Gnade wuchern konnte.

Wenn man das so liest, dann glaubt man, daß alles so folgerichtig und einsichtig abgelaufen ist. Doch — und auch das muß gesagt werden — es war nicht immer ein so gradliniger Weg. Das Warum?, die Frage: muß das sein? Wo bist Du, gnädiger Gott? Die Welt ist auch in ihren Versuchungen schön? Ob es nicht ohne Sündenbewußtsein leichter ist? Man soll-

te auf sich allein zählen! Geld stinkt nicht! sind hier einige Fragen, die Entscheidungen verlangten.

Nimmt man diesen oft steinigen Umweg hinzu, dann erkennt man erst recht, daß man als Mensch nicht immer so gradlinig gewandelt ist. Viele Torheiten stehen am Wege, wie Male einer Slalomabfahrt.

Nimmt man das alles hinzu, dann erkennt man, daß der Glaube tragen kann. Aber nicht weil man sich die Maxime Glauben befiehlt, sondern weil man im Glauben Hoffnung und Heil erfahren kann. So ist dann der Wunsch, daß dieser Glaube auch noch trägt, wenn man zur letzten Rechenschaft berufen wird.

**EIN TAG
FÜR AFRIKA**
**Was wurde aus
Ihrer Spende?**
MISEREOR
gibt
RECHENSCHAFT
kostenlos bei:
Misereor · Mozartstr. 9 · 5100 Aachen

Im Glauben getragen — bis zum Tod

Ansprache zur Beisetzung des Generalmajors Günther Pape

(† 21. 1. 1986) am Montag, den 27. Januar 1986, gehalten in der Herz-Jesu-Kirche zu Düsseldorf-Urdenbach

Meine liebe Familie Pape!

Sehr verehrte Trauergemeinde!

Als ich am Montag, den 17. August 1964, im Wehrbereichskommando III zu Düsseldorf in der Reitzensteinkaserne als neuer „Katholischer Wehrbereichsdekan III“ empfangen wurde, begegnete ich zum ersten Mal unserem lieben heimgegangenen Generalmajor Pape. Ich wurde in seinem Amtszimmer vereidigt und hatte mit ihm ein unvergeßliches Einführungsgespräch. Seitdem verband uns auf Grund innerer Übereinstimmungen ein so freundschaftliches Verhältnis, daß es durch 22 Jahre hindurch hielt. Es bekam seinen schmerzlichen und doch tröstenden Abschluß, als er sich zu Weihnachten noch persönlich per Telefon für meinen Weihnachtsgruß bedankte. Mein Versprechen, ihn bald zu besuchen, wurde durch seinen unerwarteten Tod gelöst, und zwar am Vorabend vor unserer geplanten Begegnung.

Nun obliegt mir die traurige Pflicht, in dieser Stunde des lieben Verstorbenen zu gedenken, und zwar in zweifacher Hinsicht. Es gilt den Soldaten Günther Pape zu würdigen und zugleich den gottverbundenen christgläubigen Mann. Ich bin dankbar, daß ich von militärischer Seite diesen Lebenslauf erhielt, der in seiner Vollständigkeit die Bitte der Angehörigen rechtfertigt, es möge am Grabe keinerlei Nachruf ausgesprochen werden.

I.

General Pape wurde am 14. Juli 1907 als ältestes von vier Kindern des bekannten Arztes Dr. Hermann Pape in Düsseldorf geboren. Nach dem Besuch des humanistischen Rethelgymnasiums trat er 1927 als Fahnenjunker in das Reiterregiment 15 in Paderborn ein. Am 1. 2. 1932 zum Leutnant befördert, nahm er als Hauptmann und Kompaniechef in dem inzwischen umbenannten Kradschützenbtl. 3 am Polenfeldzug teil, wurde 1941 zum Major befördert und zeichnete sich in Rußland im Winter 1941/42 als Btl.Kdr. in hohem Maße aus. Das Deutsche Kreuz in Gold und das Ritterkreuz waren sichtbarer Beweis für herausragende persönliche Tapferkeit in dieser Zeit. 1942 wurde er Kommandeur des Panzergrenadierregimentes 394 und erhielt am 15. 9. 1943 als 301. Soldat der Deutschen Wehrmacht das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

1944 übernahm er die 1. Panzerdivision und wurde mit 37 Jahren am 1. 12. 1944 als einer der Jüngsten seines Dienstgrades zum Generalmajor befördert. Von 1945—1947 war er in amerikanischer Kriegsgefangenschaft. — Nach 9jähriger Verwendung in der Industrie wurde General Pape 1956 als Kommandeur der Panzertruppenschule Munsterlager, der er 4 Jahre seinen Stempel aufdrückte, in die Bundeswehr übernommen. Danach erfolgte eine

2jährige Truppenverwendung als Kommandeur der 5. Panzerdivision in Koblenz und Diez an der Lahn.

Vom 1.7.1962 bis Oktober 1966 war General Pape Befehlshaber im Wehrbereich III mit Sitz des Kommandostabes in der Düsseldorfer Reitzensteinkaserne. In seiner letzten Dienststellung galt das besondere Augenmerk des Generals dem Aufbau und der Einsatzbereitschaft der ihm unterstellten Verbände des Territorialheeres in enger Zusammenarbeit mit der Landesregierung sowie den Befehlshabern und Kommandeuren der in NRW stationierten deutschen und alliierten Kommandobehörden, Truppenteile und Dienststellen. Für seine Verdienste in der Bundeswehr wurde er mit dem Großen Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet. —

General Pape zeichnete sich in seiner langen militärischen Laufbahn durch vorbildliches Pflichtbewußtsein, beste soldatische Führungseigenschaften, Sinn für die militärischen Möglichkeiten und Fürsorge für die ihm unterstellten Soldaten und Bediensteten aus. Auch in den Jahren nach seiner Pensionierung fühlte er sich dem militärischen, politischen und vaterstädtischen Geschehen weiterhin verbunden, was er durch Truppenbesuche sowie Teilnahme an Rotariertreffen, an Veranstaltungen der Düsseldorfer Jonges und der Uel nachhaltig unterstrich. Er war stets bestrebt, sich allseitig zu informieren. General Pape war Autorität in eigener Person. Durch seine Treue zum soldatischen Prinzip fand er viel Anerkennung im militärischen und zivilen Bereich. Der Entschlafene lebte mit seiner Frau in über 50jähriger, glücklicher Ehe und war seinen beiden Töchtern und seinem Sohn sowie seinen vier Enkelkindern ein stets liebevoller und fürsorglicher Vater und Großvater. —

Oberstleutnant i.G. a.D. Ruprecht Heringer

II.

Verehrte Trauergemeinde!

Ich bin sehr dankbar dafür, daß der Soldat Günther Pape in so abgeschlossener Weise von militärischer Seite gewürdigt worden ist. Nun möchte ich meinerseits, gleichsam als geistlicher Freund des Verstorbenen, einen Tiefenblick wagen in das Wesen der Persönlichkeit dessen, von dem wir heute dem Leibe nach Abschied nehmen müssen. Glücklicherweise kam mir ein ebenso seltener wie erfreulicher Zufall zu Hilfe, in dem ich einen Wink der Vorsehung sah: Im Gebetbuch des Verstorbenen, dem damaligen lateinisch-deutschen Meßbuch, fand sich unter dem 4. Sonntag nach Pfingsten ein Kommuniionsvers aus dem 18. Psalm, Vers 3, an dessen Seite der stille Beter zwei deutliche Striche gesetzt hatte. Es war der Vers, der in der damaligen Psalmenübersetzung lautete: „Der Herr ist mein Fels, mein Hort und mein Befreier, mein Gott und mein Helfer!“

Hier haben wir das für eine Lebensgeschichte so wichtige Phänomen, daß aus dieser originalen Zutat ein Bekenntnis des Beters herausgelesen werden kann. Er wollte zweifellos sa-

gen: „Genau so denke und bekenne ich — und es ist mir aus der Seele gesprochen, was da steht.“ Versuchen wir einmal, in wenigen und kurzen Gedankengängen auszugraben, was in den drei ersten Gottbezeichnungen enthalten ist und was dem Christen Günther Pape als existentiell wertvoll erschien. Gerade das wirft ein bezeichnendes Licht auf die Gottverbundenheit dessen, den wir gleich zu Grabe tragen werden. —

Der Herr ist mein Fels!

Wie hart klingt dieses Wort! Im Abendlied seines Lebens singt Mose (Dtn 32,4): „Gebt unserem Gott allein die Ehre. Er ist ein Fels!“ Und das Morgenlied des kirchlichen Stundengebetes beginnt mit dem Vers: „Kommt, laßt uns jubeln vor dem Herrn und zujauchzen dem Fels unsres Heiles!“ (Ps 95,1) Dies Wort von Gott als dem Felsen wurde nicht nur in Israel vom höchsten Gott ausgesagt. Auch andere Völker im assyrisch-babylonischen Kulturkreis nannten ihre obersten Götter „Felsen“. Aber diese hatten ihre Anfänge und sogar ihre Untergänge. Der „Fels Israels“ aber wurde verehrt als der einzige Gott, der erhaben ist über alle Räume und Zeiten. Man konnte und kann von ihm im Sinne des gesamten Alten Testamentes aussagen: „Er ist oberhalb von allem als der, der alles regiert. Er ist unterhalb von allem als der, der alles trägt. Er ist außerhalb von allem als der, der alles umschlingt. Er ist innerhalb von allem als der, der alles durchdringt.“ Und ebendiese Gottesvorstellung, die nicht größer und höher gedacht werden kann, hatte unserem Verstorbene[n] den festen Grund geschenkt zum felsenfesten Gottesglauben und ebensolchem Gottvertrauen. —

Der Herr ist mein Hort!

Martin Luther sagt in seiner meisterlichen Übersetzung: „Der Herr ist meine Burg!“ Nun — „Hort“ ist nach der Herleitung des Wortes der sichere Zufluchtsort, vom Kinder-Hort bis zum Hort, in dem man kostbare Schätze birgt. „Burg“ mit dem Nebenklang „Berg“ ist die Festung, in der man sich verschanzt und verteidigt. Hort und Burg stehen also im Gleichklang nebeneinander als Stätten der letzten Zuflucht. Man könnte aber auch das alte deutsche Wort „Bergfried“ ins Spiel bringen. Er ist die sicherste Zufluchtsstätte für Schätze und Menschen innerhalb einer Burg. Der Feind mag noch so weit vorgedrungen sein: Am Bergfried fällt sein Angriff zurück wie die Brandung an der befestigten Strandmauer. Und gerade das haben die ringenden und kämpfenden Menschen aller Zeiten und Zonen — und auch unser General in Stunden erdrückender Anfechtung — erfahren: Man mag umzingelt sein von allen Seiten, sogar von unten und von oben — wer sich in die bergende Macht Gottes hineinbegibt, kann durch nichts aus ihr herausgerissen werden. Man bleibt noch im Tode von ihr umschlossen. —

Der Herr ist mein Befreier!

Bei diesem Stichwort mögen alle Soldaten sich an die Sehnsucht erinnern, mit der wir — eingekesselt — die zum Entsatz anrückenden Kameraden erwarteten. Bei dem alttesta-

mentlichen Wort geht es auch um eine Befreiung. Die Zehn Gebote beginnen ja mit dem meist verschwiegenen Satz: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus dem Ägypterland, dem Sklavenhaus, befreit hat.“ (Ex 20,2). Und dann werden die Zehn Gebote verkündet als Signale der Befreiung aus der Umklammerung durch Sünden und Laster, die den Menschen umschlingen und erdrücken können. In den Predigten der alten Rabbiner ist das Erste Gebot ein Rettungsseil, das den Gesetzestreuen aus der Löwengrube der Götzendienste und der Götzendiener herausziehen und befreien will. Im Hintergrund steht der Götze „Moloch“, in dessen Feuerschlund man damals sogar kleine Kinder hineinwarf. Und auch in allen anderen Geboten sieht der alttestamentliche Fromme den rettenden Gott am Werk, der uns aus der Gefangenschaft durch dunkle Umdriebe und Mächte befreien will. Wer angeseilt ist durch die Treue zu Gottes Weisungen, kann nicht mehr hinabstürzen in den Abgrund des Bösen, das den Willkürmenschen verschlingen will. Man mag die sogenannten Gesetzestreuen belächeln. Aber die gesetzgebundenen Generationen und Menschen waren allemal freier und froher als die Gesetzesverächter. Und unser heimgegangener General war es auch...



Die Zeit drängt. Mit diesem Dreiklang aus dem 18. Psalm möchte ich schließen: „Der Herr ist mein Fels, mein Hort und mein Befreier!“ Dieser Vers verdient wahrhaftig zwei Striche am Rande. Wer ihn in etwas anderer Form einem deutschen Gedicht entnehmen will, kann mit dem Heimgegangenen beten:

Fels, auf dem ich stehe,
Stab, an dem ich gehe,
Quell, an dem ich ruh, —
alles, Gott, bist Du!“

Möge der Verstorbene heimkehren zum Quell des Lebens, der aus dem Fels der Ewigkeit entspringt! Amen.

Ansprache gehalten vom ehemaligen Katholischen Wehrbereichsdekan III (1964–1974 WBK III Düsseldorf).

Jetzt: Militärdékan a.D. Prälat Josef Vennemann, 4400 Münster, Klosterstraße 30 b, Tel.: (0251) 421 67.

Durstmarsch der Kriegsgefangenen unterm Kruzifix

Helmut Richter

Mitte Mai 1945 in der Tschechoslowakei. Eine riesige Kolonne ehemaliger Wehrmachts-soldaten befindet sich auf einem mehrere Tage währenden Hunger- und Durstmarsch zum Durchgangslager Brünn.

Auf der Straße kommen uns ständig sowjetische Militärfahrzeuge, darunter Panzer und natürlich auch Panjewagen, entgegen. Der größte Teil der Rotarmisten zeigt sich zurückhaltend oder freundlich. Es gibt jedoch auch solche, die uns beschimpfen, verhöhnen oder bespucken. Immer wieder greift man deutsche Soldaten heraus, um sie auszuplündern. Sofern jemand Schwierigkeiten macht, schlägt man erbarmungslos zu. Vor allem auf Stiefel hat man es abgesehen. Mitunter schneiden die Landser Löcher in das Oberleder, um die bequeme Fußbekleidung behalten zu können. Als gelegentlich ein russischer Sergeant beim Nähertreten die gewünschten Stiefel eines Oberschirrmeisters dieser Art verunziert sieht, gerät er dermaßen in Wut, daß er blindlings auf den Wehrlosen eindrischt. Es finden sich allerdings auch Rotarmisten, die dem ehemaligen Gegner ein Stück Brot oder eine Zigarette schenken. Ja, einmal verteilen drei Sowjetsoldaten sogar mehrere ganze Brote.

Ein einziger Sergeant führt den endlos scheinenden Gefangenenzug. Vor- und zurückreitend, schaut er nach dem rechten. Die weitere Begleitung und gleichzeitige Bewachung wurde von tschechischen Partisanen sowie von Leuten übernommen, die sich gegenüber den Wehrlosen sehr kriegerisch und mutig fühlen. Mehr und mehr dieser sich wie Rowdys gebärdenden jungen Burschen tauchen auf. Sobald jemand, seiner Sache überdrüssig, davonreitet, beschert uns die nächste Ansiedlung zwei oder drei neue „Helden“. Häufig stehen sie unter Alkoholeinfluß und sind daher lebensgefährlich. Ein deutsches Menschenleben ist zur Zeit keinen Pfifferling wert.

Nach einem stundenlangen nächtlichen Gewitterregen, der uns vollkommen durchnäßt, trocknet die erbarmungslos brennende Sonne unsere Kleidung während des Marsches. Der heftige Durst läßt den Hunger weniger zur Geltung kommen. Zu essen gibt es nichts. Unsere Kehlen sind wie ausgedörrt. Sobald an der Straße ein Brunnen oder eine Pumpe gesichtet wird, stürzen sich die Durstigen auf die Wasserstelle, wobei man sich um einige Tropfen rauft. Doch schon wenig später jagen uns die Begleiter mit der Waffe fort. Nur einige Landser kommen in den erquickenden Genuß.

Unsere Bewacher, zum größten Teil rote Halstücher tragend, haben nicht selten gefüllte Maschinengewehr-Gurte um Schultern und Hüften geschlungen. Mitunter kann man bei ihnen mehrere Pistolen und Armbanduhren als Trophäen bewundern. Auch mancher Rotarmist präsentiert stolz mehrere Uhren, die er über den Ärmel seiner Feldbluse streifte.

Die Sonne brennt ohne Unterlaß. Sobald wir einen Graben passieren, wird das nicht selten schmutzige Wasser getrunken. Manchmal liegt nur einige Meter weiter ein aufgedunsener Pferdekadaver. Auch an einem Bach, neben dem mehrere Schilder mit dem Hinweis

„Achtung — Minen!“ aufgestellt sind, schöpfen die Durstigen. Einige sind der Meinung, die Schilder seien nur als Schikane angebracht. Immer mehr macht uns dieser quälende Durst zu schaffen. Das zwar wenige Vieh, welches auf den Weiden zu sehen ist, wird beneidet, weil es zu saufen hat.

In einem kleinen Ort, wo uns zwangsläufig eine kurze Rast gegönnt ist, liegen wir eng an den Häusern, denn die Straße soll für eine durchziehende sowjetische Kolonne freibleiben. Nicht nur Frauen und Mädchen, sondern auch Männer und junge Burschen reichen heimlich Wasser aus den Fenstern. Plötzlich unterbleibt jede Bewegung, denn ein vor Wut rasender Tscheche, der in einer Gala-Uniform steckt, läuft mit gezückter Pistole zwischen die Deutschen und schüttet eine Flut von Schimpfworten aus. Wahllos schießt er dabei auf einige Landser. Wie eine Herde scheuer Schafe drängen wir zusammen. Sobald der sich wie irr Gebärende seinen Blick auf eine der Gruppen richtet, wagt dort niemand mehr zu atmen. Die kleinste Bewegung kann bei diesem Wüterich eine todbringende Wirkung auslösen. Schließlich kommen uns vorbeiziehende Rotarmisten zu Hilfe. Es geschieht nicht selten, daß sich Sowjetsoldaten bei den Übergriffen als Beschützer erweisen.

Die Riesenkolonne wirbelt ständig Staub auf, der sich trocken auf die Zunge legt. Unsere schwitzenden Gesichter sind schmutzverkrustet. Der vorausreitende sowjetische Sergeant veranlaßt die Straßenanwohner der jeweils nächsten Ortschaft, mit Wasser gefüllte Behälter an den Wegesrand zu stellen. Doch da der Rotarmist bei unserem Eintreffen nicht mehr anwesend ist, stößt man die Gefäße direkt vor unseren Augen um.

Es läßt sich denken, daß uns der Trunk in den meisten Fällen gegönnt ist. Doch zur Zeit regiert der durch Aufwiegelung hervorgerufene Haß. Vielfach erweisen sich unsere rüpelhaften Begleiter als Anstifter. Biedere Menschen werden durch den Strom der Ereignisse zu Taten verleitet, die sie bei einer späteren nüchternen Betrachtung selbst nicht verstehen können. Manches geschieht auch aus Angst vor einer gewissen Menschengruppe, die allorts zu finden ist und die sich endlich einmal so benehmen kann, wie sie es gern möchte. — Einige deutsche Zivilisten, denen dieses Land seit Generationen Heimat ist, konnten sich in ihrer Not zu den Landsern durchschlagen, um hier Schutz zu suchen. Sie berichten Schreckliches. Der nette Sergeant besorgte anfangs gleich zwei Pferdegespanne, auf denen Frauen und Kinder sowie alte, schwache Männer fahren. Doch inzwischen gibt es dermaßen viel Entkräftete, daß die Wagen längst nicht mehr ausreichen. Mehrmals versuchten Tschechen, die Leute von den Wagen zu treiben, um diese zu beschlagnahmen.

Wer seitens der Bevölkerung sein Mitleid zeigt, muß damit rechnen, als „Nazifreund“ gehalten zu werden. Wie oft erleben wir, daß eine Frau, die uns heimlich Wasser zukommen läßt, mit Schimpfwörtern und Drohungen bedacht wird, wobei man ihr das Gefäß entreißt und manchmal sogar den Inhalt über ihre Füße schüttet. Nach einiger Zeit wird der russische Sergeant auf diese Vorfälle aufmerksam. Verschiedentlich zwingt er die sich herzlos Gebärenden mit gezogener Pistole, uns trinken zu lassen. Die Tschechen machen ihm deswegen Vorwürfe, und öfters wird er auch beschimpft. Dieser einfache Sowjetsoldat tut für seine gestrigen Gegner etwas, was ihm von uns nie vergessen wird.

In manchen Ortschaften werden Frauen, die anfänglich noch das erquickende Naß austeilen, von hinzutretenden Nachbarn dermaßen beeinflusst, daß sie uns ihre Gefäße nur noch foppend entgegenhalten. So fragt mich eine Fünfzigjährige mit teilnahmsvoll klingender Stimme: „Junge, hast du Durst?“ – Überrascht antworte ich mit einem hoffnungsfreudigen „Ja, Mutter!“ Doch wie umgewandelt hält mir die Frau ein niederschmetterndes „Du kriegst aber nichts – du Nazischwein“ entgegen!

Am Wegesrand, nur wenige Schritte weiter, steht unter den Bäumen ein Kruzifix. Auf dieses deutend, äußert ein hinter mir gehender älterer Landser in bayrischem Dialekt: „Er hat gesagt: ‚Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan!‘“ – Die Frau wendet sich beschämt ab, um hinter ihrer Haustür zu verschwinden!

(Aus „Stacheldraht und Hoffnung am Dnjepr“, Großformat, 456 Seiten, 35 Fotos, Selbstversand: E.H. Richter, Goethestr. 14, 4780 Lippstadt)

Ich möcht' dir vieles sagen . . .

Ich möcht' dir vieles sagen,
doch Bess'res weiß ich nicht:
Steh wie in allen Tagen
in deines Herzens Pflicht
zu Dir mein Angesicht.

Das ist ein guter Weiser
durch aller Zeiten Gang.
Noch immer hat sein leiser
Ruf einen guten Klang.

Lausch immer still nach innen!
Was dir dein Herz dann sagt,
das sollst du froh beginnen,
ganz fest und unverzagt.

Hand Bahrs

Frieden

Soldat und Bergpredigt

Lothar Groppe

Der ehemalige Berliner Landesbischof Kurt Scharf sagte in seiner Rede vor der UNO:

„Wir leben — im technisch-wissenschaftlichen Zeitalter — mit der Drohung und dem Schrecken der Möglichkeit atomarer Selbstvernichtung des Menschengeschlechts und haben vor Augen, daß Rüstung schon heute hunderttausendfach tötet. An jedem Tag, an dem weltweit Milliarden Dollar für die Rüstung ausgegeben werden, sterben auf unserer Erde Zehntausende von Kindern an Hunger. Das ist ein Gipfel an Gewalttätigkeit, ein unerträglicher Skandal. Immer neue — furchtbare — Waffensysteme werden erfunden, gebaut, getestet, stationiert, weil eine Mehrheit der Menschen Sicherheit zu gewinnen wähnt, nur durch Verstärkung militärischer Drohungen, obwohl wir errechnen können, daß die fortdauernde Androhung gegenseitiger Totalvernichtung und die ‚atomare Geiselnahme‘ der Völker des Ostens durch den Westen und des Westens durch den Osten — unausweichlich — herbeiführen werden, was man verhindern will. Im Gehorsam gegenüber Gott und im Hören auf sein Wort wage ich zu sagen: Die atomaren Waffen sind kein Mittel der Politik. Auch ihr Gebrauch allein zur Drohung ist Lästerung Gottes.“

Kann man dies so sagen, oder muß man nicht doch erheblich mehr differenzieren? Verleiht ein hohes kirchliches Amt allein schon die Fähigkeit, in schwierigen politischen und militärischen Fragen als Sachverständiger aufzutreten? Erinnern wir uns der Worte des II. Vatikanischen Konzils: „Von den Priestern aber dürfen die Laien Licht und geistliche Kraft erwarten. Sie mögen aber nicht meinen, ihre Seelsorger seien immer in dem Grade kompetent, daß sie in jeder, zuweilen auch schweren Frage, die gerade auftaucht, eine konkrete Lösung schon fertig haben könnten oder die Sendung dazu hätten.“¹⁾

Im Gegensatz zu ihren amerikanischen Amtsbrüdern, die nicht der Versuchung widerstanden, sich auf den Feldherrnhügel zu begeben, erklärten die deutschen Bischöfe in weiser Selbstbescheidung: „Konkrete Fragen der Strategie, für die es durchaus verschiedene Wertungen gibt, sind heiß umstritten. Wir wollen uns nicht zu Richtern in diesem Streit erheben. . . .“²⁾

Waren noch vor etwa 20 Jahren Auseinandersetzungen mit der Bergpredigt für Soldaten nahezu tabu, so sind sie spätestens mit dem Aufkommen der sog. Friedensbewegung immer wieder gefragt. Auch diejenigen, die sich für gewöhnlich weder um Gott noch Religion sonderlich kümmern, zitieren heutzutage gern einige Kernsätze der Bergpredigt, wenngleich man bisweilen im Zweifel sein mag, ob auch jeder, der mit ihr hantiert wie ein Artist mit Bällen und Reifen, weiß, wo er sie zu suchen hat. Es ist sicher hilfreich, sich zunächst einige mehr allgemeine Gedanken über die Bergpredigt zu machen, damit man ein sicheres Fundament hat. Erinnern wir uns daran, daß die „Bergpredigt“ in zwei Fassungen vorliegt: einer längeren bei Mt 5—7 und einer wesentlich kürzeren bei Lukas 6,20—49.

Letztere wird für gewöhnlich „Feldrede“ genannt, aber es ist unbestritten, daß es sich um die gleiche Rede handelt. Aber handelt es sich um eine Predigt in unserem heutigen Verständnis? Gewiß nicht. In der vorliegenden Form hätte sie ihre Hörer weit überfordert, da sie trotz ihrer relativen Kürze eine Fülle von Grundwahrheiten enthält, die sehr verschiedenen Bereichen angehören.

Schon in der Einleitung wird deutlich, was bisweilen wohl doch übersehen wird. Bei Matthäus (Mt) — und bei ihm wollen wir bleiben — lautet Vers 5,1:

„Als Jesus die vielen Menschen sah, stieg er auf einen Berg. Er setzte sich, und seine Jünger traten zu ihm. Dann begann er zu reden und lehrte sie.“ Daß der sog. Berg, in Wirklichkeit ein bescheidener Hügel, auf den Berg Sinai anspielt, ist wohl allgemein bekannt. Dann setzte sich Jesus. Wenn ein Rabbi seine Jünger offiziell unterwies, geschah dies grundsätzlich im Sitzen, jedenfalls wenn es sich um eine besonders wichtige Lehre handelte. Wir sprechen ja heute noch vom Lehrstuhl der Professoren und von der Cathedra Petri. In der deutschen Übersetzung heißt es heute einfach: Dann begann er zu reden und lehrte sie. Die eigentliche Bedeutung macht nur der Urtext deutlich: Er tat seinen Mund auf, lehrte sie und sprach. Das ist nicht nur eine weitschweifige Floskel für: er sagte, sondern im Griechischen hatte diese Wendung zwei Bedeutungen. Man brauchte sie bei feierlichen Äußerungen, etwa bei Orakelsprüchen, sodann, wenn jemand seine Ansichten rückhaltlos preisgab. Es handelt sich bei der Bergpredigt also nicht um Gelegenheitsäußerungen, sondern hier wird Jesu Grundsatzprogramm verkündet. Sodann ist von Bedeutung, daß das Griechische zwei Vergangenheitsformen kennt, das Imperfekt und den Aorist. Der Aorist sagt, daß etwas in der Vergangenheit geschehen und nunmehr abgeschlossen ist, beispielsweise eine Bundestagswahl. Das Imperfekt hingegen beschreibt eine in der Vergangenheit wiederholte, fortgesetzte Handlung. Wir müßten also eigentlich übersetzen: Das ist es, was Jesus sie zu lehren pflegte. Es handelt sich also um Lehren von überragender Bedeutung. Darin sind sich wohl alle Exegeten einig. Weitgehende Uneinigkeit herrscht freilich darüber, an wen Jesus sich wandte, wen er meinte, wie die Bergpredigt zu verstehen ist. Ohne zu sehr in Einzelfragen zu gehen, die ohnehin nur den Fachtheologen interessieren, lassen sich einige der wichtigsten Auffassungen folgendermaßen umreißen:

„In der alten Kirche war man davon überzeugt, daß die radikalen Forderungen Jesu realisierbar sind und realisiert werden müssen.“³⁾

So zitiert etwa der Philosoph und Märtyrer Justin um die Mitte des 2. Jahrhunderts das Gebot der Feindesliebe und sagt dann: „Bestraft werden alle, die nicht gemäß den Anordnungen des Herrn leben, sondern sich nur Christen nennen.“⁴⁾

„Der Gedanke, daß die Bergpredigt nur an einen engeren Kreis von Jüngern gerichtet sei, taucht in einem Werk auf, das im Mittelalter einflußreich wurde, dem sogenannten *Opus imperfectum in Matthaeum*, einem lateinischen Kommentar eines arianischen Bischofs, vielleicht aus dem 6. Jahrhundert. Darin heißt es, die matthäischen Seligpreisungen seien zu den Vollkommenen auf dem Berge gesprochen, zu den Aposteln als Leitern der Völker, die lukanischen zu den Mittelmäßigen (Hom. 9,3). Auf den Berg steigen nur die Jün-

ger empor, weil der Berg die Höhe der Tugend, den Gipfel der Kirche darstelle. Dahin können die Volksscharen, die durch Sünde belastet oder durch weltliche Sorgen beschwert sind, Christus nicht nahen (Hom. 21,1).⁴⁵⁾

Im 13. Jahrhundert hat dann der große Franziskanertheologe Bonaventura gelehrt, die Bergpredigt richte sich nur an die Apostel, nicht aber an das gewöhnliche Volk. Diese Auffassung hat sich sehr verbreitet und wurde als katholische Auffassung schlechthin aufgefaßt. Aber spätestens das II. Vatikanische Konzil hat deutlich gemacht, daß alle Christen zur Vollkommenheit berufen sind, wenngleich auch jeder in seinem jeweiligen Stand.⁴⁶⁾

Luther wandte sich gegen zwei extreme Auffassungen: einmal gegen die „Kanonisten“, welche die strengen Forderungen Christi nur für die Mönche gelten ließen, sodann gegen die Schwärmer und Täufer, die Jesu Forderungen als rigoroses Gesetz deuteten und mit ihrer buchstäblichen Auslegung die staatliche Ordnung untergruben.⁴⁷⁾ Im 19. Jahrhundert vertrat der russische Dichter Leo Tolstoi den Gedanken absoluten Gewaltverzichts. Er ist der eigentliche Vater der radikalen Friedensbewegung. Nach ihm sind alle Forderungen Jesu, die uns überspitzt erscheinen, für jedermann gültig. „Zu Mt 5,38f. schreibt er: ‚Widerstrebe nicht dem Übel, das will heißen: Übe niemals Gewalt!‘ Das ganze Staatswesen sei auf Gewalt aufgebaut. Krieg und Todesstrafe ständen im Gegensatz zu Jesu Worten. Die ganze staatliche Ordnung, auch die Rechtsprechung, stehe mit der Bergpredigt in einem Widerspruch.“⁴⁸⁾

Die heutigen katholischen Exegeten sehen heute stärker als früher die Schwierigkeiten, die sich aus einer wortwörtlichen Auslegung der Bergpredigt ergeben. Hier möchte ich auf Franz Alt zu sprechen kommen, dessen Buch „Frieden ist möglich“ im Herbst 1985 in der 21. Auflage in 819000 Exemplaren erschienen war. Ihm antwortete Manfred Hättich mit „Weltfrieden durch Friedfertigkeit“. Das Streitgespräch zwischen Alt und Geißler wurde in „Frieden und Freiheit sind möglich“ publiziert. Schließlich schrieb Franz-Josef Rinsche „Nur so ist Frieden möglich“. Kommen wir auf das Buch von Alt zurück, das die anderen Bücher ja erst ausgelöst hat. Ist es schon erstaunlich, daß ein gebildeter Mann ein solches Pamphlet schreiben kann, dessen „Exegese“ fatal an die Bibelforscher erinnert und dessen Verdrehungen, Verzerrungen und Halbwahrheiten mit Seriosität so viel zu tun haben wie Frömmerei mit Frömmigkeit, so ist es noch erschreckender, daß es in aller kürzester Zeit zum einschlägigen Bestseller schlechthin wurde. Franz-Josef Rinsche schreibt in seiner Entgegnung „Nur so ist Frieden möglich“:

„Wenn auch immer aufs neue Bemühungen für eine schrittweise Abrüstung und für die Erhaltung des Friedens notwendig sind, so gilt es doch, die Realitäten im Auge zu behalten. Clemenceau hat einmal gesagt, daß der Krieg eine zu ernste Sache sei, als daß man ihn den Militärs überlassen könne. In Anlehnung an dieses Politikerwort gilt mit einem Blick auf Alts Buch: Die Erhaltung des Weltfriedens ist eine viel zu wichtige und schwierige Aufgabe, als daß man sie den Träumern und Phantasten allein überlassen könnte.“ (S. 113)

Schon 1976 hatte der damalige Nuntius in Bonn, Erzbischof Del Mestri, in seiner Neujahrsansprache an den Bundespräsidenten gesagt, es gelte „den Kreislauf des Schreckens

und des Verderbens zu sprengen. Dabei ist freilich niemandem zuzumuten, im Vertrauen auf die erstrebte bessere Zukunft in der Abrüstung im Alleingang mit gutem Beispiel voranzugehen. Solches Beginnen wäre — wenn nicht von allen gleichzeitig und umfassend vorgenommen, blinde Naivität und utopischer Optimismus... Vertrauen ohne die solide Grundlage erprobter Vertrauenswürdigkeit kann zum ‚unverzeihlichen Fehler‘ unterlassener Wachsamkeit werden.“

In dieser Ansprache hatte sich der damalige Bonner Nuntius seinerseits auf die Botschaft Papst Pauls VI. zum Weltfriedenstag 1976 vom 18. Oktober 1975 gestützt.⁹⁾

Alt schreibt selbst zu Recht, daß er kein Theologe sei (S. 11). Aber er springt mit der Hl. Schrift um, als sei er Fachmann. Dabei ist er ein blutiger Dilettant, dem ich zwar nicht die gute Absicht absprechen möchte, aber der gute Wille allein genügt nicht, zumal wenn man, wie Alt, seinen Mitmenschen, die zweifellos von der Materie ungleich mehr verstehen als er selber, bösen Willen, ja verbrecherische Absichten böswillig unterstellt. So schreibt er auf S. 10:

„So kommt es, daß manche Politiker den Meister der Gewaltlosigkeit im Munde führen und zugleich den atomaren Holocaust vorbereiten.“

Und auf S. 11 meint er sehr überheblich: „Wer nur intensiv genug darüber (die Bergpredigt) meditiert, braucht keinen Exegeten mehr.“

Dabei haben sich einige tausend Fachgelehrte im Lauf der fast 2000jährigen Geschichte des Christentums mit ihrer Auslegung befaßt. Herr Alt erledigt das alles mit linker Hand und verkündet mit Pathos: „Die Kirchen lehrten bisher entweder eine heillose Welt oder ein weltloses Heil.“ (S. 117)

Während die größten Kirchenlehrer wie Ambrosius, Augustinus, Thomas von Aquin, Bonaventura usw. um das rechte Verständnis der Hl. Schrift und der Bergpredigt rangen, stützt sich Franz Alt auf die Bücher von C. G. Jung, einen gewiß bedeutenden Psychologen, der aber wahrlich kein Theologe war: „Ich habe vor allem über die Bücher C. G. Jungs einen neuen Zugang zu Jesus von Nazaret und zu seinen zentralen Aussagen in der Bergpredigt gefunden.“ (S. 10) Aber für diesen war Jesus ein Psychopath, ein „Spinner“. Seine Ergebnisse gewann er durch Visionen, Teilnahme an spiritistischen Sitzungen und dämonischen Erlebnissen.¹⁰⁾ Jung akzeptiert nur den Gott der absoluten Liebe, alles andere führt nach seiner Meinung zu Verdrängungsängsten.

Die Bibel ist für Alt nicht Gottes Wort. Kein Schreiber des NT habe Jesus gekannt: „Manches Jesus-Wort in den Evangelien stammt nicht nur nicht von Jesus, sondern widerspricht sogar seinem Geist.“ (S. 24) Ein letzter Knüller: „Man muß diesen Text so nehmen, wie er dasteht: wörtlich!“ (S. 11) Wie viele Blinde müßten sich durch die Welt tasten, welche Heerscharen von Verkrüppelten müßten die Erde bevölkern, wenn die Jesusworte aus der Bergpredigt vom Ausreißen des Auges, vom Abhauen der Hände und Füße wörtlich zu nehmen wären. Nein, ganz so einfach geht es nun wirklich nicht.

Schauen wir uns einige einschlägige Texte an, die immer wieder in der Diskussion angeführt werden. Während vor allem Politiker und Soldaten für gewöhnlich die Auffassung vertreten, nur eine bewaffnete Verteidigung sei glaubwürdig und könne durch ihre Entschlossenheit die Welt vor einem neuen Chaos bewahren, glauben nicht wenige, angesichts einer drohenden Weltkatastrophe bei einem bewaffneten Konflikt der Großmächte müsse man auf gewaltsamen Widerstand verzichten. Es sei nunmehr höchste Zeit, mit dem Wort Jesu ernst zu machen: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten; wer aber jemand tötet, soll dem Gericht verfallen sein.“ (Mt 5,21)

Hier beginnt aber bereits die erste Schwierigkeit. Jesus zitiert das 5. Gebot, wie es im 2. Buch Mose (20,13) überliefert ist. Dort steht aber: „Du sollst nicht morden.“ Das Hebräische kennt genau wie das Deutsche zwei verschiedene Begriffe: *Rasach*, das genau unserem „morden“ und *quatal*, das unserem „töten“ bzw. „hinrichten“ entspricht. Im 5. Gebot wird ausschließlich das gesetzwidrige Töten untersagt. Notwehr des einzelnen wie der Gemeinschaft war ebenso zulässig wie die Hinrichtung für zahlreiche Vergehen wie Ehebruch, Götzendienst, Mord usw.¹¹⁾ Zur Wahrung der gottgewollten Ordnung wurde die Todesstrafe sogar in einem für unser heutiges Empfinden erschreckend großen Umfang zwingend vorgeschrieben:

Vorsätzlicher Totschlag Ex 21,12

Menschenraub zwecks Versklavung Ex 21,16; Dt 24,7

Götzendienst Ex 22,19; Lv 24,15

Sabbatschändung Ex 31,14

Gotteslästerung Lv 24,15

Ehebruch Lv 20,10; Dt 22,22

Inzest Lv 20,11; 14,17

Sodomie Lv 20,13

Zauberei Ex 22,17

Prostitution einer Priestertochter Lv 21,9

Erinnern wir uns daran, daß König Saul als König von Gott verworfen wurde, weil er nicht am Amalekiterkönig Agag den Bann vollstreckt, d. h. ihn getötet hatte.¹²⁾

Normalerweise wurde die Todesstrafe durch Steinigung vollzogen, bisweilen durch Verbrennen bei lebendigem Leib.

Es ist inzwischen wohl allgemein bekannt, daß Jesus sich als Kind seiner Zeit natürlich in der damals üblichen Weise ausgedrückt hat. Sonst wäre er gar nicht verstanden worden. So sind viele Worte — im Gegensatz zur etwas kindlichen Auffassung von Herrn Alt — eben nicht buchstäblich zu verstehen. Denken wir an das Ausreißen des Auges oder das Abhauen der Hand oder des Fußes (Mt 2,29 ff.). Ähnliches gilt vom Richten (Mt 7,1). Wir müßten ja alle Gerichte und die gesamte Justiz abschaffen, wie es Tolstoi folgerichtig zu seiner irrigen Auffassung über die Bergpredigt tatsächlich auch gefordert hat. Man muß ferner unterscheiden, daß es allgemein gültige Weisungen gibt, denken wir an die Vergeltung (Mt 5,38 ff.), auf der anderen Seite situationsbedingte Konkretisierungen und die sog.

hyperbolische Rede, die bestimmte Wahrheiten überspitzt ausdrückt. Bei der Rede über das Nichtvergelteten wird etwa das Gebot der Nächstenliebe bis hin zur Feindesliebe (Mt 5,43f.) betont. Fraglich ist aber, ob die konkreten Weisungen (Hinhalten der anderen Wange, das Überlassen des Mantels usw.) allgemein und für jede Situation verbindlich sind. Die situationsbedingte Konkretisierung braucht nicht unbedingt das gewaltlose Hinhalten, sondern kann die energische Abwehr des Unrechts sein, wenn etwa durch das „Hinhalten“ der Wange — denken wir an die Morde an den Armeniern, von denen übrigens kaum jemand spricht, weil sie anscheinend keine Lobby haben, an die Massenvernichtung der Juden, Kambodschaner und den Völkermord an Afghanen usw. — die Schutzpflicht anderen gegenüber vernachlässigt würde. Jesus selbst wie auch Paulus haben sich nicht wörtlich an dieses Wort der Bergpredigt gehalten, vgl. Jo 18,23 und Apg 16,37 und 23,2f. Gerade von ihnen darf man aber wohl beispielhaftes Verhalten erwarten. Paulus etwa, der eindringlich mahnt, nicht Böses mit Bösem zu vergelten (Röm 12,17–21), sagt unmittelbar darauf, daß die obrigkeitliche Gewalt von Gott sei, die zwar nicht der Gute, wohl aber der Böse zu fürchten habe, „denn sie trägt nicht umsonst das Schwert. Ist sie doch Dienerin Gottes, Rächerin zum Zorn für den, der Böses tut“ (Röm 13,1ff.).

Wenn die Obrigkeit mit dem Schwert gegen Verbrecher vorgeht, leistet sie nach Auffassung des Apostels einen ihr von Gott zugedachten Dienst. In Mt 26,52ff. verbietet Jesus deshalb den Waffengebrauch, weil sonst nicht die Schrift in Erfüllung ginge, daß er für die Sünden der Menschen sterben solle. Er räumt ja ein, der Vater würde ihm mehr als 12 Legionen Engel schicken, wenn er nur wolle.

Wie der einzelne Mensch die Pflicht und das Recht hat, sein Leben zu erhalten und zu entfalten, so gilt dies ebenso für Gesellschaft und Staat; der einzelne hat das Recht, von der Gesellschaft gegen ungerechte Angriffe geschützt zu werden. Kann sie ihm nicht helfen, so ist er zur Selbsthilfe berechtigt, die wir Notwehr nennen. Notwehr gibt es bekanntlich nur gegen ungerechte Angriffe, also nicht etwa gegen Staatsorgane, die einen Rechtsbrecher festnehmen. Notwehr ist ihrem Wesen nach keine Strafe und kann sich deshalb gegen jeden ungerechten Angriff richten, gleichgültig, ob er formal oder nur material ungerecht ist, also etwa gegen einen Angreifer, der nicht zurechnungsfähig ist. Wenn Jesus bei Mt 5,44ff. die Feindesliebe gebietet, will er, daß wir diejenigen, die uns hassen, nicht ebenfalls mit unserem Haß verfolgen. Wir sollen sie vielmehr lieben, d. h. ihnen mit Wohlwollen, selbst mit Güte begegnen. Auf diesem Hintergrund ist es sicher nicht uninteressant, daß der freie Westen kein Feindbild aufbaut, während die Armeen des Ostblocks systematisch zum Haß erziehen. Einige Kostproben mögen genügen: „Die Aufgaben der politischen Arbeit . . . sind: die Soldaten zu brennendem Haß auf den Gegner, die Feinde der Freiheit, der Demokratie und des Sozialismus sowie zum entschlossenen Kampf gegen die bourgeoise Ideologie und Moral zu erziehen.“⁽¹³⁾ Oder „Der Stellvertreter des Regimentskommandeurs für politische Arbeit hat . . . die Angehörigen des Regiments so zu erziehen, daß sie die Feinde unserer Heimat hassen und ständig bereit sind, die Interessen der Deutschen Demokratischen Republik unter allen Bedingungen und um jeden Preis zu verteidigen.“⁽¹⁴⁾ Schließlich: „Unabdingbar für sozialistischen Patriotismus und Internationa-

lismus ist die Erziehung zum Haß auf die Feinde des Sozialismus.“¹⁵⁾ Selbst in einem Klassiker der Kriegskunst wird die Erziehung zum Haß als wesentliche Aufgabe der sozialistischen Parteiarbeit bezeichnet.¹⁶⁾

Im Griechischen, also der Sprache, in der uns die Schriften des Neuen Testaments überliefert sind, wird ferner ein genauer Unterschied zwischen dem persönlichen Feind (*echthros*) und dem Kriegsgegner (*polémios*) gemacht. Bei Mt 5,44ff. geht es um den persönlichen Feind, der uns übel will, für den wir aber dennoch beten sollen. Vgl. das Beispiel des Herrn selbst (Lk 23,34) und des ersten Blutzeugen Christi, des hl. Stephanus (Apg 7,60).

Paulus konkretisiert im Römerbrief noch, wie wir die Feindesliebe üben sollen (12,17ff.), um das Böse durch das Gute zu besiegen. Natürlich gilt das Gebot der Feindesliebe auch für den Kriegsgegner. Es scheint hier aber weniger schwierig als bei unserem persönlichen Feind. Zahllose Überlieferungen von ritterlichem Verhalten im Krieg gegenüber dem geschlagenen Gegner machen dies deutlich.

Die Liebe, die der Herr von seinen Jüngern fordert, meint nicht Beschwichtigungspolitik um jeden Preis, wie aus dem Verhalten Jesu gegenüber den Pharisiern und Händlern im Tempel hervorgeht (Jo 2,15). Dennoch hat er auch für sie den Kreuzestod aus Liebe auf sich genommen. Geordnete Liebe zum Nächsten und Strafe schließen einander keineswegs grundsätzlich aus, wie Paulus im Hebräerbrief (12,5ff.) ausführt. In der Bergpredigt wendet sich Jesus an die Jünger, die ihm nachfolgen wollen. Sie zielt nicht unmittelbar auf politische Verantwortung. In ihrer Radikalität sind ihre Forderungen nur auf dem Hintergrund der Botschaft vom anbrechenden Gottesreich zu verstehen. Sie dürfen nicht als politisches Programm mißbraucht werden. Liebe ist nicht institutionalisierbar. So wenig, wie die Forderung des Nicht-Richtens (Mt 7,1ff.) Gerichtsbarkeit und Strafvollzug überflüssig machen will, wie schon aus der Aufforderung zur Versöhnung mit dem Gegner hervorgeht (Mt 5,25ff.), ebenso wenig verlangt die Seligpreisung der Gewaltlosigkeit (Mt 5,5) die Abschaffung von Polizei und Militär. Weder Evangelium im allgemeinen noch die Bergpredigt im besonderen sind als Kompendium für den politischen Hausgebrauch geeignet. Dessenungeachtet hat ihr Ethos auch für den Bereich des Politischen eine tiefgreifende Bedeutung. Zwar gibt es keine christliche Politik, wohl aber eine Politik aus christlicher Verantwortung. Diese bedarf des Mutes zum geringeren Übel. Die konkrete Situation in einer durch menschliche Schuld geprägten Welt gestattet oft nicht die „an sich“ beste Lösung. Kein vernünftiger Mensch wird die immensen Rüstungsausgaben in der gesamten Welt für in sich erstrebenswert halten. Tatsächlich verhindern sie ja wünschenswerte und auch durchaus notwendige Hilfsaktionen zugunsten der unterentwickelten Länder. Dennoch wird der Politiker aus seinem christlich fundierten Gewissen einem angemessenen Verteidigungspotential zustimmen, um die Welt vor der menschenverachtenden Macht eines atheistischen Systems zu bewahren, das nach wie vor die Weltherrschaft anstrebt. Noch heute befindet sich im Lenin-Mausoleum die Inschrift: Uns gehört die Welt, wir erobern sie.

Als kleineres Übel müssen die Politiker, die dem gewiß sehr hohen Verteidigungsaus-

halt zustimmen, notgedrungen in Kauf nehmen, daß infolge der hohen Rüstungsausgaben die Armen dieser Welt nicht in dem Umfang unterstützt werden können, der ihrer oft ausweglosen Not angemessen wäre. Zum rechten Verständnis der Forderungen des Herrn, wie sie uns in der Bergpredigt vorgelegt werden, haben die deutschen Bischöfe im März 1981 in ausgewogener Weise Stellung genommen:

„Selbstverständlich hat die den einzelnen Gläubigen in der Bergpredigt eindringlich vorgestellte Gewaltlosigkeit für eine christliche Lebenshaltung ihre Gültigkeit, und sie muß das gesamte christliche Leben prägen. . . Dies kann aber nicht einen völligen Verzicht des Staates auf Durchsetzung des Rechtes auf Notwehr und Verteidigung bedeuten.“

In dieselbe Richtung zielen die Worte der Silvesterpredigt 1981 Kardinal Ratzingers, des Präfekten der Römischen Glaubenskongregation:

„Das Eintreten für den Frieden verlangt keineswegs die Kapitulation vor dem kollektiven oder individuellen Unrecht. Für den Frieden eintreten heißt auch für das Recht eintreten. In diesem Sinne ist das Wort Jesu zu verstehen: ‚Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert‘ (Mt 10,34). Das bedeutet natürlich nicht, daß Jesus zur Gewalt oder zum Krieg auffordert. Aber es bedeutet, daß es ein Schweigen und eine Nachgiebigkeit gibt, die Sünde sind. . . Zum Ethos des Friedensstifters gehört es, daß er für das Recht eintritt. . .“

Christliche Liebe kann unter Umständen auf das eigene Recht verzichten. Aber nach uralter christlicher Lehre verpflichtet uns das Gebot der Nächstenliebe, das Wohl der uns Anvertrauten und darüber hinaus das Wohl der Gesellschaft und des Staates gegen ungerechte Gewalt zu schützen. Mit aller Deutlichkeit betont dies Papst Johannes Paul II. in seiner Botschaft zum Weltfriedenstag 1982:

„Aus diesem Grund zögert der Christ nicht, während er sich voller Eifer darum bemüht, alle Formen kriegerischer Auseinandersetzung zu bekämpfen und ihnen zuvorzukommen, gleichzeitig im Namen einer elementaren Forderung der Gerechtigkeit daran zu erinnern, daß die Völker das Recht und sogar die Pflicht haben, durch angemessene Mittel ihre Existenz und ihre Freiheit gegen einen ungerechten Angreifer zu verteidigen. (Vgl. Konst. Gaudium et spes, Nr. 79.)“

Der Papst führt ausdrücklich diese Stelle des Konziltextes an. Hier wird unmißverständlich nicht nur vom Recht, sondern auch der Pflicht der Verteidigung gesprochen. Gerade diese wird im Kleinen Konzilskompendium von Rahner/Vorgrimmler, das sich nicht nur hier durch bisweilen ideologische Schlagseite auszeichnet, bestritten (S. 444).

Noch einmal zum Anliegen jener, die vielleicht aus lautersten Motiven aus der Bergpredigt die absolute Gewaltlosigkeit herauslesen wollen: Keine der großen Kirchen hat das Evangelium jemals so interpretiert. Als man seinerzeit Augustinus den Vorwurf überbrachte, die Haltung der Bergpredigt zerstöre den Staat, dessen Überlebensfähigkeit auch vom Recht notfalls gewaltsamer Verteidigung abhängen, verwahrte er sich hiergegen in seinem Kommentar zu Lukas (3,14) und meinte: „Wenn nach christlicher Sittenlehre alle

Kriege verwerflich wären, dann hätte man im Evangelium die Soldaten, die wegen ihres Heils um Rat fragten, aufgefordert, die Waffen fortzuwerfen und sich dem Kriegsdienst überhaupt zu entziehen. Statt dessen habe der Täufer nur befohlen, sich mit dem Sold zufrieden zu geben, während er ihnen den Militärdienst durchaus nicht verbot.“ Schon Ambrosius, der Lehrer des hl. Augustinus, schrieb in seinem Werk „De officiis“: „Der Mensch hat eine moralische Pflicht, Gewalt anzuwenden, um der aktiven Bosheit zu widerstehen, denn das Böse nicht zu verhindern, wenn es möglich ist, ist gleichbedeutend mit seiner Förderung.“ (I,139)

Mit ihrem Wort vom 18. April 1983 „Gerechtigkeit schafft Frieden“ nahmen die deutschen Bischöfe noch einmal zum Komplex von Verteidigung, Sicherheit und Frieden Stellung. Es wurde in die Schriftenreihe Innere Führung 5/1983 aufgenommen. Die katholischen Oberhirten machen in diesem Schreiben einige deutliche Aussagen zum Verständnis der Bergpredigt, indem sie darauf hinweisen, daß diese den Weg zeige, wie die Weisungen Jesu unter den Leitgedanken einer neuen überfließenden Gerechtigkeit gestellt werden. Wir dürften uns ihnen nicht entziehen, weil sie unsere Kräfte zu überfordern schienen, da wir nach dem Wort des Herrn „nicht ohne die Kraft und den ermutigenden Beistand seines Geistes sein werden.“ (S. 17) Die Gläubigen seien dazu aufgerufen, Feindschaft zu überwinden und durch Versöhnung Frieden zu schaffen. Es heißt dann in ihrem Schreiben weiter:

„Der Friedensauftrag der Christen betrifft darüber hinaus auch die Politik: Sie sind gehalten, an der Schaffung von Friedensverhältnissen in der Gesellschaft wie zwischen den Völkern und Staaten mitzuwirken. Hier sind sie nach ihrem eigenen christlichen Beitrag zur Förderung und Sicherung des Friedens gefragt... Die Verheißung und Weisung Jesu in der Bergpredigt gilt nicht nur den einzelnen Jüngern in seiner Nachfolge, sondern auch der Kirche insgesamt... Dabei weiß sie, daß sich in dieser Weltzeit die Friedensbotschaft Jesu nicht unmittelbar in gegenwärtige politische Wirklichkeit überführen läßt. Die Kirche kann deshalb die Weisungen der Bergpredigt auch nicht zu ethischen Normen des politischen Handelns erklären, die ohne Abwägung der Umstände und Güter allein aus sich selbst heraus verbindlich wären... Die Forderungen der Bergpredigt vertragen keine Ermäßigung auf Kosten der Ansichten Jesu. Aber was hat Jesus wirklich gewollt? Diese Frage gewinnt an Schärfe, wenn wir seine Weisungen nicht nur auf das sittliche Handeln des einzelnen Menschen, sondern auch auf das Handeln gesellschaftlicher Gruppen, ja, ganzer Völker und Staaten anwenden wollen... In der Bergpredigt geben die Evangelisten die Weisungen Jesu an die christliche Gemeinde weiter. Sie bringt Grundeinstellungen für die Gestaltung des Lebens der Christen zur Sprache, Grundeinstellungen, die auch für das politische Verhalten von Christen gelten. Aber die Weisungen der Bergpredigt sind eben keine Gesetze, die schematisch anzuwenden wären. Durch die Antithesen der Bergpredigt soll gerade ein Denken und Handeln überwunden werden, das sich mit dem Rückzug auf ein geschriebenes Gesetz der eigenen Verantwortung vor Gott und gegenüber den Menschen entziehen will.

So ist auch das Wort: „Leistet dem, der euch Böses antut, keinen Widerstand“ (Mt 5,39) kein neues, nun radikaleres Gesetz, aus dem für das Handeln des einzelnen oder des Staates unter allen Umständen ein Verzicht auf Anwendung von Gewalt abzuleiten wäre. Wo ein solcher Verzicht auf Kosten des Wohles anderer, zumal Dritter, geht, kann er sogar gegen die Absicht Jesu sein: in seinem Namen haben Christen um der Nächstenliebe willen zugunsten von Armen, Schutzbedürftigen und Entrechteten deren Unterdrückern wirksam entgegenzutreten.

Es wäre deshalb ein Mißverständnis, das gesellschaftlich-politische Leben unmittelbar nach den Weisungen der Bergpredigt gestalten und ordnen zu wollen. Vernunft und Klugheit, die vom Träger politischer Verantwortung zu fordern sind, werden durch die Befolgung der Weisungen Jesu nicht ersetzt. Aber sie sollen sich von ihnen inspirieren lassen. Dies zeigt sich auch im Umgang mit der legitimen Gewalt. Gerade insofern die staatliche Gewalt dem Unrecht und der Unterdrückung widersteht, die Menschenrechte respektiert und Unschuldige schützt, erweist sie, daß „sie im Dienste Gottes steht“. (Röm 3,14)

Christliches Verhalten, das sich an der Bergpredigt orientiert, ist also nicht blind gegenüber dem Bösen. Unrecht bleibt Unrecht, der Schuldige bleibt schuldig, die Rechtsebene wird nicht aufgelöst. . . Gefordert ist schöpferische Liebe, die sich auch im Widerstand gegen das Unrecht von Haß und Vergeltungsdenken freihält und die das Böse in der Wurzel zu überwinden sucht. Diese Liebe wird sich mit aller Kraft und immer neu bemühen, den Gegner für den Frieden zu gewinnen, gewaltlose Lösungen der Konflikte zu erschließen und Felder der Kooperation anzubieten. So soll der Teufelskreis der Gewalt gesprengt, sollen Aggressivität und Konfrontation abgebaut werden. . .

Nach katholischem Verständnis ist es Aufgabe des kirchlichen Amtes, „die Prinzipien und Normen des sittlich Verpflichtenden in Fragen des Friedens zu verkünden, sei es gelegen oder ungelegen. Dadurch werden dem Gewissen der Gläubigen und aller Menschen guten Willens Orientierungshilfen für das Handeln gegeben. Die Verantwortung für die Anwendung moralischer Grundsätze trägt der Handelnde selbst, sie kann ihm nicht abgenommen werden.“ (S. 64f.)

Franz Alt bekennt sich zu seiner Bekehrung, die ihm den Zugang zu Jesus und seinen tiefsten Anliegen erschlossen habe. Dies ist sicher aller Ehren wert, wenngleich es wohl besser dem Geist Jesu entspräche, wenn er nicht andere, die seine Auffassung nicht teilen, so scharf aburteilte, ja, ihnen verbrecherische Absichten unterstellte. Die Herder-Korrespondenz 8/83 macht zu Recht auf einige bemerkenswerte Kurzschlüsse Alts aufmerksam: Da er „die gesamte Bergpredigt als verpflichtende Handlungsanweisung für die Politik deklariert, muß er sich immerhin fragen lassen, welche Konsequenzen er eigentlich für unser Staatswesen zu ziehen gedenkt. Man müßte ihn zum Beispiel daran erinnern, daß hier Jesus jede planende Vorsorge für den nächsten Tag verurteilt, und hätte ihn dazu zu fragen, wie sich dies mit den komplizierten und perfekten Sicherungs- und Vorsorgesystemen unserer Gesellschaft verhält. Und wenn die Bergpredigt erwartet, daß in einem Streitfall der Christ statt des Mantels auch noch den Rock hergeben soll, legt sich die Frage nahe, wie

etwa unter dieser Voraussetzung Tarifverhandlungen denkbar wären. Wenn also Franz Alt schon die ganze Radikalität der Bergpredigt auf das staatliche Handeln übertragen will, müßte er ehrlicherweise unsere gesamten politischen Strukturen aus den Angeln heben.“

Und wäre es nicht ganz heilsam, sich einmal des Herrenwortes aus der Bergpredigt zu erinnern: „Sorget euch nicht um euer Leben“? (Mt 6,25) Es kann sicher nicht darum gehen, einander Bibelworte um die Ohren zu schlagen. Die Hl. Schrift ist Gottes Werk, das uns die Botschaft von der Erlösung verkündet. Wir sollten es nicht zu politischen Auseinandersetzungen mißbrauchen. Die deutschen und amerikanischen Bischöfe fordern in ihren „Worten zum Frieden“ zum echten Dialog auf. Aber wenn ein Dialog zu einem echten Gedankenaustausch führen soll, ist neben der ehrlichen Bereitschaft, aufeinander zu hören und die Argumente des anderen wirklich zu prüfen, auch solide Sachkenntnis nötig. Emotionen und noch so ehrliches Pathos genügen nicht. Deshalb ist es für den gläubigen Katholiken „nötig, die Kenntnis der kirchlichen Friedenslehre zu vertiefen, wie sie in den Äußerungen der Päpste, den Dokumenten des zweiten Vatikanischen Konzils, den Beschlüssen der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland niedergelegt ist. Auch das Studium der päpstlichen Botschaften zum Weltfriedenstag und der entsprechenden Arbeitshilfen ist zu empfehlen; sie bieten mit ihren thematischen Schwerpunkten einen guten Einstieg in Einzelaspekte des Friedens und der Friedensarbeit.“ (Gerechtigkeit, 5,2)

Bei der Suche nach den geeignetsten Wegen zur Sicherung und Stabilisierung des Friedens, sollten wir aber darauf bedacht sein, daß diese Bemühungen nicht zum Kampf um den Frieden ausarten.

Anmerkungen:

In den Schriftziten verwenden wir Text und Schreibweise der ökumenischen Einheitsübersetzung.

Der englische Exeget William Barclay bietet in „The Gospel of Matthew“, Vol. 1 einen vorzüglichen Einblick in die Lebensgewohnheiten, Landessitten usw. zur Zeit des Herrn sowie einen gründlichen Kommentar, der auch für Nichttheologen wertvoll ist. Edinburgh, 1956.

- 1) Pastoralkonstitution, Die Kirche in der Welt von heute, Nr. 43.
- 2) Gerechtigkeit schafft Frieden, Wort der Deutschen Bischofskonferenz zum Frieden, 18. April 1983, S. 20.
- 3) Rudolf Schnackenburg, Die Bergpredigt, Düsseldorf 1984, S. 38.
- 4) Zitiert nach Schnackenburg, S. 39.
- 5) Schnackenburg, S. 41.
- 6) Dogmatische Konstitution über die Kirche, Nr. 11.
- 7) Schnackenburg, S. 43.
- 8) Schnackenburg, S. 46.
- 9) Dienst am Frieden, Stellungnahmen der Päpste, des II. Vatikanischen Konzils und der Bischofssynode von 1963 bis 1980, S. 157 ff.
- 10) Vgl. Thomas Schirrmacher in: Diakrisis, Dezember 1983.
- 11) Alfons Deissler, Ich bin dein Gott, der dich befreit hat, Freiburg 1975, S. 101 ff.
- 12) 1 Sam 15,3 ff.
- 13) Felddienstordnung der sowjetischen Streitkräfte, Nr. 72.
- 14) Innendienstvorschrift der Nationalen Volksarmee, Nr. 69.
- 15) Militärwesen, 1980, Nr. 8.
- 16) W.D. Sokolowski, Militär-Strategie, Köln 1969, S. 488.

BDKJ*) auf gefährlichem Kurs

Zur Dokumentation des BDKJ „Dienste für den Frieden“

Norbert M. Schütz

Die Dokumentation umfaßt den Stand der innerverbandlichen Diskussion um die Überarbeitung der 69er Erklärung „Dienste für den Frieden“ nach der Hauptversammlung des BDKJ 1985. Sie soll die Auseinandersetzung im BDKJ mit der kirchlichen Friedenslehre anregen. Am Schluß wird ein Diskussionsvorschlag erarbeitet werden, der der Hauptversammlung des BDKJ im April 1986 zur Verabschiedung vorgelegt werden soll.

Worum geht es im wesentlichen?

Der BDKJ sieht die Grundlagen für seine seit 1969 geltende Komplementaritätsformel „Friedensdienst mit und ohne Waffen“, mit der die Gleichrangigkeit von Wehr- und Ersatzdienst betont wurde, nicht mehr für gegeben an. Hierfür gibt es mehrere Gründe, denen sich Forderungen anschließen: Das Abschreckungssystem ist ethisch nicht legitimierbar. — Statt eines offensiven Abschreckungssystems bedarf es eines strikt defensiven Abhaltungssystems. — Der Wehrdienst kann erst als Friedensdienst bezeichnet werden, wenn er nicht mehr unter dem Vorzeichen nuklearer Abschreckung geleistet wird und eine Gefährdung des Friedens darstellt. — Die friedensgefährdenden Anteile des Wehrdienstes müssen abgebaut werden. — Sofern Soldaten ihren Dienst mit einem Engagement für die Überwindung des Abschreckungssystems verbinden, leisten sie einen wichtigen Beitrag im Sinne von Friedensaufgaben. — Auch wenn der Zivildienst kein Friedensdienst im uneingeschränkten Sinne von Friedensförderung ist, so sagen viele Jugendliche und junge Erwachsene, daß für sie die Kriegsdienstverweigerung heute das christlichere Zeichen ist. — In der Rangfolge der Friedensaufgabe steht Friedensförderung an erster Stelle. Als Beitrag zur Friedensförderung gelten verschiedene Dienste am Frieden. Darunter zählt der gewaltlose Widerstand gegen Kriegsführungsstrategien und Massenvernichtungswaffen. Mit anderen steht dieser Dienst im Mittelpunkt christlichen Friedenshandelns.

Die in der Dokumentation ausgewiesenen Forderungen wollen als Orientierung für jeden Christen verstanden werden und als Anfragen an die politisch Verantwortlichen sowie als Konsequenzen für die Entscheidungen des einzelnen. Schließlich vermerkt sie, daß trotz aller Bedenken gegen aktuelle sicherheitspolitische Entwicklungen die große Zahl der zum BDKJ gehörigen Wehrdienstleistenden zu beachten sei. Deshalb dürfe auf solche Fragen, wie sich angesichts der erschreckenden Wirkung von Waffen und Strategien der Schutz des Gemeinwesens moralisch vertretbar organisieren lasse, die Antwort nicht auf dem Rücken der Soldaten ausgetragen werden. So der Bundesvorsitzende des BDKJ, Lothar Harles, in einem Interview.

*) Bund der Deutschen Katholischen Jugend

Von über 100 Seiten der Dokumentation befassen sich vier mit „möglichen Dissenslinien“, entlang deren sich die Meinungen teilen können. Sie sind jedoch so schwach nachgezogen, so daß sie kaum als nutzbringendes Material zur Findung von Alternativen ausreichen. So reicht das Material der Dokumentation keineswegs aus, um zu einer qualifizierten Entscheidung zu kommen. Wie unter diesen Umständen nach Aussage Lothar Harles' das Gewissen für die persönliche Entscheidung des einzelnen geschärft werden soll, bleibt sein Geheimnis. Die Fähigkeit, sittliche Verantwortung zu tragen (= Gewissen), verkümmert, wenn ihr die sorgfältige Überprüfung aller Umstände vorenthalten wird. So drängt sich der Eindruck einer geistigen Manipulation auf.

Positionen und Vorschläge des BDKJ

Aus der Dokumentation werden nachfolgend drei markante Positionen herausgestellt und kommentiert.

1. Begriff „Friede“

Hierbei stützt sich die Dokumentation zu Recht auf die Erklärung des II. Vatikanischen Konzils (Gaudium et Spes, Nr. 78) und auf den Beschluß der Würzburger Synode „Der Beitrag der katholischen Kirche in der Bundesrepublik Deutschland für Entwicklung und Frieden“ 2.1.2.3. Zum besseren und übereinstimmenden Verständnis einer Definition „Friede“ wäre es angebracht gewesen, statt des Versuches einer eigenen Sinndeutung die entsprechende Passage der Synode zu übernehmen. Sie lautet: „Die Kirche versteht also heute Frieden mehr als ‚immer wieder neu zu erfüllende Aufgabe‘ (GS 78), als dynamischen Prozeß mit dem dreifachen Ziel: gleiche Chancen zur menschenwürdigen Entfaltung des einzelnen sowie aller gesellschaftlichen und nationalen Gruppen zu schaffen bzw. zu sichern; internationale und soziale Gerechtigkeit herzustellen; eine Völkergemeinschaft ohne Krieg aufzubauen.“ Papst Johannes Paul II. definiert „Frieden“ in seiner Botschaft zum Weltfriedenstag am 1. Januar 1986: „Jedenfalls kann es keinen Frieden im vollen Sinne seines Wertes zusammen mit Ungerechtigkeit geben. Friede kann nicht auf das bloße Fehlen von Konflikten eingeschränkt werden; er bedeutet vielmehr die ausgeglichene Ruhe einer vollentfalteten Ordnung.“

In der Dokumentation wird zur Verdeutlichung des Friedensbegriffes die aus der Friedensforschung geläufige Terminologie übernommen. Dies geschieht nicht von ungefähr im Hinblick auf eine an späterer Stelle vorzunehmenden Rangfolge der Friedensdienste. Eine Ordnung menschlicher Harmonie und sozialer Gerechtigkeit wird als „positiver Friede“ bezeichnet. „Negativer Friede“ gibt den Zustand der Abwesenheit direkter militärischer Gewalt zwischen souveränen Staaten wieder; den Zustand des „Nicht-Krieges“. Dabei ist jedoch zu bedenken: Bloße Begriffsbestimmungen geben nicht den wahren Sachgehalt wieder. Für ein besseres Verständnis des Friedensbegriffs und eine damit zusammenhängende qualifizierte politische Bewußtseinsbildung ist es unverzichtbar, zur Kenntnis zu nehmen, was Kommunisten unter „Frieden“ verstehen. Sowjetische Wissenschaft-

ler und Spitzenmilitärs brachten es zu folgender Typologie: Frieden der klassenlosen Gesellschaft; Frieden der Klassengesellschaft (den es eigentlich nicht gibt, aber aus Gründen der Opportunität zeitbegrenzt geduldet wird); Zustand der friedlichen Koexistenz (als zeitlich begrenztes Zwischenstadium). Fazit: Der Friede ist dem Sozialismus kommunistischer Prägung wesenseigen. Aus dieser politischen Einsicht mag Papst Johannes Paul II. sich veranlaßt gesehen haben, in seiner Friedensbotschaft zum Weltfriedenstag 1986 festzustellen: „Der Friede ist in seinem Wert ständig bedroht durch verdeckte Interessen, durch unterschiedliche und entgegengesetzte Auslegungen und sogar durch schlaue Ausnutzung im Dienst von Ideologien und politischen Systemen, deren letztes Ziel die Macht ist.“

2. *Friedensförderung — Friedenssicherung — Kriegsverhütung* *Rangfolge der Friedensaufgaben*

„*Friedensförderung*“ hat nach dem Wort der Deutschen Bischofskonferenz zum Frieden „Gerechtigkeit schafft Frieden“ (GsF) vorrangig zur Beseitigung und Bekämpfung von Ursachen von Kriegen vielseitige Anstrengungen zum Ziel. Dazu gehören u. a. die Anerkennung der allgemeinen Menschenrechte als Grundrechte; die Förderung internationaler Gerechtigkeit sowie die Entwicklung einer Friedensordnung. — Die Mitverantwortung des Staates für solch eine skizzierte Friedensförderung muß sich im Willen des Staates erweisen, mehr Gerechtigkeit zu schaffen durch die Bereitschaft zur Partnerschaft und zum Interessenausgleich mit den Völkern und Ländern dieser Erde. Außenpolitik, Außenwirtschaftspolitik, Auswärtige Kulturpolitik und Sicherheitspolitik müssen sich so zu einer Friedenspolitik aus einem Guß vereinen. Diese Mitverantwortung gilt aber nicht nur für den Staat, sondern für alle Bürger dieses Staates. Sie sind mit aufgerufen, im Rahmen der Betätigung in den verschiedenen Friedensdiensten je nach gegebenen Möglichkeiten friedensfördernde Aufgaben zu übernehmen. Darin ist dem BDKJ zuzustimmen. So leisten auch Soldaten friedensfördernden Dienst auf freiwilliger Basis. Beispiel: HFW Sigurd Quednow und weitere 30 Soldaten opferten ihren Urlaub für einen selbstlosen Einsatz in der Afrika-Hilfe und die Mitwirkung an mehreren Projekten, u. a. zur Unterstützung einer Hilfsaktion aus der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Über die Hilfeleistungen der Bundeswehr im In- und Ausland geben anschauliche Berichte das Weißbuch 1985 „Zur Lage und Entwicklung der Bundeswehr“, S. 153 ff. und „Information für die Truppe“ 2/86, S. 43 ff.

„*Friedenssicherung*“ umfaßt nach GsF nicht nur einen militärischen Beitrag zur Friedenssicherung als Mittel zur Verhinderung eines Krieges. Vielmehr bedarf es der Begegnung von Gefahren verschiedener politischer Mittel. Dazu zählen u. a. die Auseinandersetzung mit den ideologischen Grundlagen des Marxismus-Leninismus: Abbau von politischen Spannungen durch Kommunikation und Zusammenarbeit zum gemeinsamen Nutzen; Stopp einer Rüstung, die nicht der eigenen militärischen Sicherheit dient. Mit anderen Worten: Es wird eine gemeinsame Sicherheit mit dem Gegner gefordert, was nicht mit einer falsch verstandenen „Sicherheitspartnerschaft“ verwechselt werden darf. Unter „gemeinsamer

Sicherheit“ ist zu verstehen: Wege der Kooperation (Dialog); vertrauensbildende Maßnahmen (KSZE/KVAE); Rüstungskontrolle und Abrüstung (Verhandlung in Genf und MBFR in Wien) mit dem Ziel des Abbaus von Spannungen und des zuviel angehäuften Zerstörungspotentials. „Der einzige Weg, um eine Antwort . . . vor den Folgen atomarer Zerstörung zu geben, ist der Fortschritt in den Verhandlungen zur Verringerung von Kernwaffen und zur beiderseitigen Vereinbarung von Maßnahmen, welche die Wahrscheinlichkeit eines Atomkrieges vermindern.“ (Papst Johannes Paul II. zur Feier des Weltfriedentages 1986) Bis zu diesem vom Papst geforderten Fortschritt bedarf es zur Aufrechterhaltung der gebotenen Sicherheit der Verbindung einer ausreichenden Verteidigungsfähigkeit mit einer Politik der Kooperation, die die Beseitigung von Spannungsur-sachen zum Ziel haben muß.

„*Kriegsverhütung*“ wird in GsF als Abwehr einer Friedensverletzung bezeichnet. Die Zulässigkeit wird mit einem nicht existierenden internationalen Gewaltmonopol mit Sanktionsvollmachten begründet. Krieg durch nukleare Abschreckung zu verhüten wird unter Auflage strengster Bedingungen sittlich toleriert. — Aus sowjetischer Sicht ist Krieg noch immer „ein natürliches, ja sogar ein geschichtsnotwendiges Handeln. Ein Verzicht darauf erscheint nur so weit angezeigt, wie der Kriegsführung konkrete Hinderungsgründe entgegenstehen.“ (Gerhard Wettig, Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien in Köln)

„Kritik an den Bischöfen — Rangfolge der Friedensaufgaben“

Die vorliegende Dokumentation bezeichnet die in GsF vorgenommene Unterscheidung der Friedensaufgaben als höchst problematisch. Der BDKJ stellt die Frage nach einer Rangfolge der vorgenannten Friedensaufgaben. Wozu? In GsF werden die positiven Weisungen zum Frieden und die Bekämpfung der Ursachen des Krieges mit dem Ziel eines Friedens in Freiheit und Gerechtigkeit in den Vordergrund der Friedensbemühungen gestellt. In den Vordergrund stellen besagt soviel, daß die positiven Weisungen zum Frieden im Mittelpunkt aller Anstrengungen stehen müssen, um damit nach Möglichkeit eine defensive Friedenssicherung (= Verteidigung) auszuschließen. Deshalb die Friedensaufgabe in Gestalt einer „positiven Weisung zum Frieden“ in eine höher zu bewertende Rangfolge gegenüber der Aufgabe einer „defensiven Friedenssicherung“ zu stellen ist ebenso moralisch unbegründet wie politisch töricht. Denn es können Situationen eintreten, wo militärische Entscheidungen als Beitrag zur Friedenspolitik zeitweilig an Priorität gewinnen müssen. Nicht von ungefähr steht deshalb in GsF der Satz: „Es wäre aber irrig, die neuere Entwicklung der Friedensethik seit Johannes XXIII. und die Lehre von der ‚gerechten Verteidigung‘ gegeneinander auszuspielen. Beide Perspektiven ergänzen einander, auf keine von beiden darf verzichtet werden.“ Von daher erübrigt sich die in der Dokumentation erhobene Feststellung: „Friedenssicherung hat also — eine anspruchsvollere Funktion als Kriegsverhütung, nämlich die Absicherung des Prozesses abnehmender Gewalt und zunehmender Gerechtigkeit gegen Kräfte, die einen Rückschritt auf diesem Friedensweg wollen.“ — „Dabei sollte uns politische Vernunft daran hindern, den Frieden, den wir

heute in Europa und zwischen den großen Machtblöcken haben, gering zu achten. Diesen Frieden zu bewahren ist ja Voraussetzung aller weiterführenden Friedensbemühungen. Aber sowohl aus politischer Einsicht wie auch aus Glaubensüberzeugung können wir nicht aufhören, darauf hinzuweisen, daß der Friede der atomaren Abschreckung auf Dauer keine überzeugende Perspektive, sondern ein unerträgliches Risiko darstellt. Dieses ist allein zu rechtfertigen, solange die Kriegsverhütung glaubwürdig bleibt und sich mit dem unablässigen Bemühen verbindet, zu anderen, zu sicheren, zu menschlicheren Formen der Konfliktregelung und der Friedenssicherung zwischen den Staaten und Völkern zu gelangen.“ (Bischof Karl Braun, Eichstätt, Präsident der internationalen kath. Friedensbewegung Pax Christi, dtsh. Zweig)

3. Andere Formen der Friedenssicherung

Wehrdienst nur bei Überwindung von Geist, Logik und Praxis der Abschreckung

Nach der in der Dokumentation niedergelegten Auffassung leistet „der Dienst in der Bundeswehr zwar (noch) einen Beitrag zur militärischen Kriegsverhütung“. Jedoch durch seine „auch friedensgefährdenden Anteile“ kann er nicht als Friedensdienst bezeichnet werden. „Das Abschreckungssystem schädigt unerträglich die Armen.“ (Dieses Zitat aus GS ist nicht richtig übernommen. Statt „Abschreckungssystem“ muß es lauten: „Der Rüstungswettlauf...“. Das gibt dann wohl einen völlig anderen Sinn.)

Aus der Ablehnung der Abschreckungsstrategie, die vielfältig jedoch mit irrigen Argumenten und Behauptungen gefordert wird, werden nachstehende Forderungen erhoben (es werden die wichtigsten zusammengefaßt):

- Suche nach einer Alternative zur Androhung der Massenvernichtung. „Soldat sein ohne einen aktiven Einsatz gegen das Abschreckungssystem scheint ... keine christliche Möglichkeit mehr zu sein.“ (In diesem Zusammenhang wird auf das „Vorbild“ der Soldaten des Darmstädter Signals hingewiesen.)
- „Die kriegsverhütende Funktion muß verstärkt und das Abschreckungssystem zugunsten eines ‚Abhaltungssystems‘ überwunden werden.“
- Daraus folgt der BDKJ: Die Einführung einer Strategie des Prinzips der Nicht-Bedrohung dadurch, daß der Angreifer die Waffenwirkung des Verteidigers nicht mehr im eigenen Land zu spüren bekommt. Beim Eindringen des potentiellen Gegners in unser Terrain ist ihm ein hoher „Eintrittspreis“ bzw. „Aufenthaltspreis“ abzuverlangen.

Nachdenken über eine Neubewertung der Abschreckung

Nicht nur der BDKJ macht sich Gedanken über die Folgen eines atomaren Krieges. Es sind vor allem die Soldaten, die über eine Schadensbegrenzung nachdenken, ohne dabei dem potentiellen Gegner das Risiko des Angriffs zu nehmen. Militärexperten in Ost und West sind sich indessen mehr und mehr dahingehend einig, daß durch die berechenbare

Wirkung atomarer Waffen die Relevanz der Atomwaffen zum Zwecke der Kriegsführung stark gemindert wird. Ihr Vorhandensein in einer bestimmten Quantität und Qualität und mit anderen Militärpotentialen in einem Verbund verknüpft, rät dennoch Kriegslüsterne von einer militärischen Aggression unmißverständlich ab. Trotzdem erfahren „Geist, Logik und Praxis der Abschreckung“ eine Neubewertung. Abschreckungsstrategie bekommt eine gewandelte Qualität hin zu einer Ambivalenz zwischen „Verhandlungs-“ und „Abschreckungsmacht“, wobei die „Verhandlungsmacht“ zunehmend an Gewicht gewinnt. Sie hat ohne Zweifel den Genfer Gipfel Gorbatschow/Reagan zustande gebracht. SDI bewirkt das Ihre, ohne bisher zu wissen, ob das ausstehende Forschungsergebnis den erhofften friedenssichernden Beitrag ohne Androhung von zerstörerischer Gewalt beweisen wird. Die Sowjets hatten bereits vor 25 Jahren mit der intensiven Forschung für Abwehrsysteme begonnen, die denen der SDI-Forschung entsprechen. Die US-Einladung an die UdSSR steht, gemeinsam zu forschen, wie aus dem Weltraum eintretender Tod und Verderben bringende atomare Gefechtsköpfe außer Gefecht gesetzt werden könnten. Möglicherweise bieten sich in diesem Zusammenhang interessante Perspektiven bezüglich einer sinnvollen Fortschreibung des ABM-Vertrages (bodengestützte Raketenabwehr) an oder gar der Ansatz zu einer Ost wie West denkbar annehmbaren Kriegsverhütungsphilosophie. — Unabhängig davon ist der von Bundespräsident Richard von Weizsäcker geäußerten Binsenwahrheit zuzustimmen: „Dort aber, wo es keinen Angreifer gibt, besteht auch kein Grund, sich abgeschreckt zu fühlen.“

Defensivstrategie nach Art des BDKJ

Die Soldaten der Bundeswehr sollen sich dafür einsetzen, „daß die friedensgefährdenden Anteile des Wehrdienstes abgebaut werden durch Überwindung des offensiven Abschreckungssystems zugunsten eines strikt defensiven Abhaltungssystems“. In diesem Zusammenhang muß die Forderung nach der „Überprüfung des Befehls- und Gehorsamsverhältnisses bei der Bundeswehr mit dem Ziel einer größeren faktischen und strukturellen Demokratisierung“ gesehen werden. Dem potentiellen Gegner soll beim Eindringen in unser Terrain ein so hoher „Eintrittspreis“ bzw. „Aufenthaltspreis“ abverlangt werden, daß er bei Kalkulation dieses Risikos vom Eindringen abgehalten wird.

Ist sich der BDKJ im klaren, was er mit dieser geradezu absurden und abwegigen Vorstellung an sicherheitspolitischer Torheit von sich gibt? Mit diesem Vorschlag leistet der BDKJ — sollte er auf der Hauptversammlung eine Mehrheit erhalten — handfeste Beihilfe zur Offensivstrategie der Sowjets mit dem Ziel eines schnellen Sieges. Sie sieht im Kriegsfall vor (der grundsätzlich als eine jederzeitige Eventualität auf seiten der Sowjets bedacht wird), das Gefechtsfeld aus Gründen der Schadensbegrenzung auf eigenem Boden in das Land des Verteidigers zu verlagern. Mit dem Vorschlag des BDKJ ist dem Aggressor jegliches Risiko genommen; er fühlt sich geradezu zum Angriff ermuntert. Aber gerade diese operative Zielsetzung gilt es zu verhindern! Die weitergehende Hoffnung des BDKJ, mit dem Angebot dieser Defensivstrategie einem Kernwaffenkrieg mit Sicherheit zu entgehen, ist abwegig. Aus einer Studie der westlichen Aufklärung östlicher Manöver geht hervor,

daß die sowjetische Führung notfalls vor einem Ersteinsatz von Kernwaffen nicht zurückschrecken wird; sie ist ohne ethische Bedenken! Aber auch ohne Einsatz von Kernwaffen muß mit einem Kriegsbild auf dem Boden der Bundesrepublik Deutschland gerechnet werden, wie es sich derzeit in Afghanistan zeigt: Massenerschießungen; Erntevernichtung; Kindesentführung; Verwendung von Sprengkörpern, die als Kinderspielzeug getarnt sind oder die wie Kugelschreiber aussehen. 30 Prozent unserer Bevölkerung, die in einem Streifen von nur 100 Kilometer Tiefe entlang der innerdeutschen Grenze wohnen, und 25 Prozent unseres dort angesiedelten Industriepotentials wären unmittelbar durch Kriegseinwirkung in Mitleidenschaft gezogen.

Militärische Untersuchungen auf Durchführbarkeit der in der Dokumentation angepriesenen Defensivstrategie haben ein vernichtendes Urteil ergeben. Selbst im Lager prominenter Befürworter einer Defensivstrategie beginnt es zu dämmern. Vor allem bleibt die Ungewißheit, ob und wie die vom BDKJ signalisierte eindeutige Defensivstrategie vom Gegner honoriert werden würde. Für die Sowjets gilt nach wie vor das Überlegenheitsprinzip. Ihm ist im Verteidigungsfall nur mit adäquaten Mitteln und Strategie erfolgreich zu begegnen. Allerdings bedeutet das nicht, wie bisher alles beim alten zu belassen. Umfangreiche Studien befassen sich mit einem Konzept der Stärkung des konventionellen Teils der Triade. Ein zu früher Einsatz von Kernwaffen soll verhindert werden, ohne zugleich das Risiko eines Angreifers zu mindern. Mit der Anhebung der Atomschwelle würde für die Sowjetunion die Frage nach der Integrität ihres Territoriums an Bedeutung verlieren. Die richtige Antwort auf all diese Fragen erfordert ein Konzept, das die strategische Einheit der Abschreckung erhält. Im Rahmen der Abrüstungsgespräche darf diese Forderung nicht vernachlässigt werden.

Das Abschreckungssystem schädigt unerträglich die Armen

Diese Behauptung stimmt keineswegs! Und wenn es so wäre, sollte man sich nach dem Preis der Freiheit fragen. Die Bürger der Bundesrepublik Deutschland verfügen derzeit über ein Vermögen von 5,7 Billionen DM, davon liegen 578 Mrd. DM auf den Sparkonten. Die gewünschte Verbesserung der konventionellen Fähigkeit im Rahmen der Triade ist mit hohen Kosten verbunden. Schätzungen gehen von 22,5 Mrd. US-Dollar verteilt auf 10 Jahre aus.

Was bleibt?

Die Bitte an den BDKJ, Vernunft anzunehmen. Dazu gehört die Erkenntnis, daß bei aller Berechtigung zu einem eigenen Urteil diesem Grenzen gesetzt sind. Sie ergeben sich aus der Vielfalt und Kompliziertheit der Probleme. Selbst Experten tun sich schwer bei der Lösung der Aufgabe. Um so mehr bedarf es beim BDKJ eines ständigen Dialogs mit Sachkundigen, vor allem aber der Bereitschaft, unumstößliche Argumente zur Kenntnis zu nehmen.

Und noch eins: Wer bei dieser Konstellation von Gewissensentscheidung spricht und meint, auf der Grundlage des erreichten ethischen Diskussionsstandes das deutlichere christliche Zeichen in der Kriegsdienstverweigerung zu sehen, sollte bescheiden und demütig zugleich werden. „Wir leben gegenwärtig in einer Phase, in der zu wenig bedacht wird, daß Hoffnung eine theologische Tugend ist, die ihren Grund, aber auch ihre Grenzen in der Botschaft Jesu Christi hat. Für viele Menschen ist Hoffnung eine Vokabel geworden, die sich mehr auf Utopien denn auf das Reich Gottes bezieht. Diese Hoffnung macht anfällig für politische Agitation und Verführung. Die Folge der theologischen Tugend der Hoffnung ist: Verantwortungsbereitschaft. Die Folge einer utopischen Hoffnung ist eine Risikobereitschaft, der allzuoft das Maß dafür fehlt, was ‚Verantwortung vor Gott und den Menschen‘ zu riskieren verlangt oder verbietet.“ (Militärbischof Dr. E.M. Kredel, Erzbischof von Bamberg, aus seiner Predigt anlässlich der Kommandeurstagung am 18. Dezember 1985 in Karlsruhe)

Dienst für den Frieden

Eine Antwort auf die Dokumentation des BDKJ-Bundesvorstandes „Dienste für den Frieden“

Helmut P. Jermer

1. Christ und Soldat
 - 1.1 Unsere Startposition
 - 1.2 Betroffenheit
2. Zur Orientierung: sicherheitspolitische Aspekte
 - 2.1 Unsere schwierige politische Lage
 - 2.2 Die Bedrohung
 - 2.3 Unsere Antwort — eine dynamische Komplementaritätsformel
 - 2.4 Unter dem Primat der Politik
3. Verwirrung der Begriffe
 - 3.1 Unser Friedensverständnis
 - 3.2 Glaube und Friedenspolitik
4. Kritik an der Philosophie der Abschreckung
 - 4.1 Abraten im guten Sinne
 - 4.2 Wider den Holocaust — unsere defensive Militärstrategie
 - 4.3 Das Gespenst der Offensivfähigkeit
 - 4.4 Zur Ambivalenz der Abschreckung
 - 4.5 Krieg im nuklearen Zeitalter
 - 4.6 Vom Wandel der Strategie
 - 4.7 Das drängende „Noch“
 - 4.8 Die drei Kriterien unserer Bischöfe
5. Ächtung des Krieges
 - 5.1 Militärische Gewalt zur Friedenssicherung
 - 5.2 Staatliche Gewalt als Ordnungsmittel
 - 5.3 Gewaltenteilung ja — Gewaltlosigkeit nein
6. Dienst für den Frieden
 - 6.1 Regel und Ausnahme
 - 6.2 Wehrdienst aus Gewissensgründen
7. Ernstfall Frieden

*„Denn es wird eine Zeit kommen, in
der die Menschen die gesunde Lehre
nicht mehr ertragen mögen, sondern
nach ihrem eigenen Gelüste sich
Lehre über Lehre zusammensuchen,
weil sie nach Ohrenkitzel verlangen.
Sie werden ihr Ohr von der Wahrheit
abwenden und dennn Fabeln zuwenden“.
(2 Tim 4, 3–5)*

1. Christ und Soldat

Wir sind Soldaten, die sich einerseits zum katholischen Glauben bekennen, die sich in ihrer Kirche geborgen fühlen und die zugleich eine Verpflichtung gegenüber Staat und Gesellschaft eingegangen sind, die sich also bewußt in das Spannungsfeld zwischen christlichen Imperativen und weltlichen Ansprüchen hineinbegeben haben.

In der katholischen Kirche ist das Problem Frieden immer ein Thema gewesen, was schon allein ihre hochentwickelte Friedensethik belegt. Neue und neueste Dokumente geben katholischen Christen, die sich in ihrer Kirche und in der Welt von heute engagieren, wichtige Denkanstöße und Orientierungshilfen, wie sowohl der Einzelne als auch die Gesellschaft als ganze den „Prozeß Frieden“ voranbringen könnten.

1.1 Unsere Startposition

Hierzu nehmen wir einige Gedanken aus der katholischen Soziallehre, die für jeden Katholiken bindend ist, auf und konzentrieren uns dabei auf das Konzilsdokument „Gaudium et Spes“ sowie auf das Wort der Deutschen Bischofskonferenz „Gerechtigkeit schafft Frieden“.

So heißt es in „Gaudium et Spes“ (GS), Nr. 79: „Allerdings — der Krieg ist nicht aus der Welt geschafft. Die Regierenden und alle, die Verantwortung für den Staat tragen, sind verpflichtet, das Wohl der ihnen anvertrauten Völker zu schützen, und sie sollten diese Sache ernst nehmen . . . Wer als Soldat im Dienst des Vaterlandes steht, betrachte sich als Diener der Sicherheit und der Freiheit der Völker. Indem er diese Aufgabe recht erfüllt, trägt er wahrhaft zur Festigung des Friedens bei.“

Die Deutsche Bischofskonferenz hat diese Gedanken übernommen und — nicht verwässert(!) sondern — bekräftigt: „Wenn und solange die Sicherheitspolitik ethisch zulässige, ja verpflichtende Ziele — Verhinderung des Krieges, Verteidigung der sittlich-politischen Wertordnung gegen totalitäre Bedrohung, Ermöglichung von Abrüstung — verfolgt und sich dabei ethisch annehmbarer Methoden und Mittel bedient, ist der Dienst des Soldaten unverzichtbar und ethisch gerechtfertigt . . . Der Soldat trägt selbst durch ein waches Bewußtsein seiner moralischen Verantwortung zum Dienst am Frieden bei.“ (GsF S. 69f)

Katholische Christen in der Bundeswehr orientieren sich an den von ihrer Kirche vorgegebenen ethischen Forderungen. In ihrer Eigenschaft als Staatsbürger in Uniform verfolgen sie sicherheitspolitische Entwicklungen gerade im Hinblick auf ihre friedensstabilisierende und -fördernde Wirkung.

1.2 Betroffenheit

Nicht nur der BDKJ, sondern auch wir Soldaten machen uns Sorgen über mögliche Kriegsgefahren. Im Unterschied zu manchen Ansätzen in der Dokumentation des BDKJ finden wir uns aber nicht mit einer pauschalen, oft eindimensionalen Kritik, die sich an bedauernswerten Symptomen aufhält, ab, sondern fragen vielmehr nach den Ursachen des Unfriedens und klagen diese — ohne Pharisäerdenken — laut und deutlich an, weil wir nicht die Absicht haben, um des lieben Friedens willen klein beizugeben. Wir entscheiden uns im Zweifelsfalle für Freiheit und Menschenwürde, für ein „Leben in Fülle“.

Allerdings verstehen wir, wenn sich Bürger, gerade Jugendliche, durch die Fülle von Daten, Fakten und Hintergründen des so schwierigen und umfangreichen Problemfeldes Sicherheitspolitik überfordert und den einen Zusammenhang oder die andere Abhängigkeit mangels Wissen oder Erfahrung nicht nachzuvollziehen in der Lage sehen. Angesichts dieser Schwierigkeiten haben wir jedoch keinen Anlaß, einer „Akzeptanzkrise“ oder gar einem „Legitimationsdefizit“ unserer Sicherheitspolitik das Wort zu reden — im Gegenteil. Und nur deshalb können wir eher verstehen denn entschuldigen, wenn die in die Dokumentation des BDKJ aufgenommenen Beiträge, die für unser Land und seine Verbündeten geltende Sicherheits- und Friedenspolitik mitunter entstellen und mißinterpretieren. Kein Verständnis haben wir jedoch für offen oder zwischen den Zeilen versteckte Unterstellungen und Verleumdungen (wie sie z.B. bei Karl Koch in „Das deutlichere Zeichen“ auf S. 6 zu lesen sind).

2. Zur Orientierung: sicherheitspolitische Aspekte

Woher — wohin? — Diese Frage stellt sich jeder geschichtsbewußte und sich politisch verantwortlich fühlende Bürger und sieht gerade als Christ sein Realitätsbewußtsein in besonderer Weise herausgefordert.

2.1 Unsere schwierige politische Lage

Aus dem Zweiten Weltkrieg heraus hat sich für Deutschland eine geopolitisch und -strategisch bedrückende Lage ergeben. Durch kein anderes Land dieser Erde geht eine so unmenschlich-grotesk-anachronistische Grenze wie durch Deutschland. Die Feststellung, daß wir dies Hitler und seinem verbrecherischen Regiment zu verdanken haben, hilft gerade bei der Wohin-Frage nicht weiter. Tatsache ist, daß die mitten durch unser Land gezogene künstliche und willkürliche Grenze nicht nur unser Volk, sondern Welten trennt. Und sie grenzt nicht nur ab — das kleinere Übel — sondern vor allem aus — das große Übel. Unser Mitgefühl gilt den Menschen, die deswegen leiden, weil sie von Staats wegen

um ihre Freiheit gebracht werden. Nicht gegen sie haben wir etwas, sondern gegen Terrorregime, die ihre Macht zur Unterdrückung von Menschen, die doch nach unserem Glauben als Geschöpfe Gottes eine unveräußerliche Würde in sich tragen, mißbrauchen.

2.2 Die Bedrohung

Wir sehen uns, so schreiben auch unsere Bischöfe (GsF, S. 49) „vor allem . . . zwei drohenden Gefahren gegenüber: der Bedrohung der Freiheit von Nationen und deren Bürgern durch totalitäre Systeme, die in ihrem Herrschaftsbereich elementare Menschenrechte außer acht lassen und die außerdem versucht sein könnten, ihre Macht zur Expansion oder zur politischen Einflußnahme und Erpressung zu nutzen“; (diesen Sachverhalt suchen wir in der Dokumentation vergebens, wenngleich er Antwort auf die Frage nach der Ursache der Bedrohung des Friedens in Europa und anderswo gibt.) „Zum anderen der Bedrohung durch eine Rüstungseskalation mit einer ungeheuren Anhäufung nuklearer und konventioneller Waffen, die eines Tages, wie viele fürchten, in die Katastrophe eines Krieges führen könnte. Beiden Gefahren ist gleichzeitig zu begegnen, und zwar vor allem mit politischen Mitteln.“ Nach unserem Verständnis ist die hier kritisierte Rüstungsdynamik aber nicht Ursache, sondern ein Symptom, das sich aus der erstgenannten Gefahr (dem Totalitarismus) entwickelt — und je nach Betrachtungsweise auch fehlentwickelt — hat.

2.3 Unsere Antwort — eine dynamische Komplementaritätsformel

Die NATO hat ihre Antwort auf diese Bedrohung bereits im Jahre 1967 im „Harmel-Report“ formuliert: „Die Atlantische Allianz hat zwei Hauptfunktionen. Die erste besteht darin, eine ausreichende militärische Stärke und politische Solidarität aufrechtzuerhalten, um gegenüber Aggressionen und anderen Formen der Druckanwendung abschreckend zu wirken und das Gebiet der Mitgliedschaft zu verteidigen . . . (Die zweite) . . . die weitere Suche nach Fortschritten in Richtung auf dauerhafte Beziehungen, mit deren Hilfe die grundlegenden politischen Fragen gelöst werden können. Militärische Sicherheit und eine Politik der Entspannung stellen keinen Widerspruch, sondern eine gegenseitige Ergänzung dar.“

Und dieser Harmel-Report, ein Dokument sicherheitspolitischer Klugheit und friedenspolitischer Weitsicht, wird von uns wie folgt interpretiert: Allem, was uns bedroht, was unsere Staats- und Gesellschaftsordnung (von außen) stören oder gefährden könnte, begegnen wir mit einer ausreichenden Fähigkeit zur Verteidigung und einem für diesen Zweck hinlänglichen Rüstungspotential (so viel wie nötig!); mit allen, die für eine konstruktive und harmonische Friedensordnung eintreten, bemühen wir uns um Entspannung, die wir als Synonym für Vertrauensbildung, Gewaltverzicht, Annäherung, Versöhnung, Rüstungskontrolle, Rüstungsbegrenzung und Abrüstung etc. begreifen (so viel wie möglich!). Mit einer so verstandenen Entspannungspolitik ist unseres Erachtens genau das gemeint, was die Bischöfe unter Friedensförderung im politisch weiteren Sinne verstehen.

2.4 Unter dem Primat der Politik

Entspannung kann aber nur gelingen, wenn mit dem Instrument der Sicherheitspolitik der Bundesrepublik unter dem Primat der Politik die bisher erreichte Qualität des Friedens gesichert und damit — aber nicht nur damit — die Voraussetzung zur Selbstbestimmung unseres Volkes geschaffen wird, indem wir unseren Willen zur Selbstbehauptung täglich demonstrieren. Es hieße, den von vielen gewünschten Entspannungsbemühungen und damit der Friedensförderung einen Bärenienst erweisen, wenn die bisher erreichten kriegsverhindernden Wirkungen geringgeachtet würden und stattdessen leichtsinniger-, ja dummerweise aufs Spiel gesetzt würden.

Mit einer in diesem Sinne doppelten Sicherung, bei der sich Verteidigungs- und Entspannungsmaßnahmen — idealtypisch umgekehrt proportional zugunsten der Entspannung — ergänzen, verfolgt die NATO eine dynamische Übergangsstrategie von der Konfrontation zur Kooperation, die von ihrer Anlage her solange gelten mag, wie das Bündnis sich einer militärischen Bedrohung ausgesetzt und sich durch seinem Welt- und Menschenbild widerstrebende Ideologien herausgefordert sieht. Und darin liegt die unbestechliche Logik unserer Sicherheitspolitik, daß sie mit ihren beiden Komponenten sowohl das Störende und Gefährdende berücksichtigt als auch für das Konstruktive und Harmonisierende eintritt.

3. Verwirrung der Begriffe

In diesem Zusammenhang geben wir in aller Deutlichkeit zu bedenken, daß eine (wie von Dr. Fischer-Kerli vorgenommene) sinnentstellende, weil die Ebenen verwischende Interpretation der so bedeutenden Aufgabe der Friedensförderung bestenfalls geeignet ist, die Sinne, gerade junger Menschen, zu trüben und ihren Blick zu vernebeln. Wenn Dr. Fischer-Kerli in seinen Thesen (BDKJ-Dokumentation S. 5/6) den Begriff Friedenssicherung neu zu fassen und zu erweitern versucht und eine Rangfolge von Friedensaufgaben herausarbeitet, sollte er dabei berücksichtigen, daß unsere Sicherheitspolitik zwar zwischen den Abstraktionsebenen Politik, Strategie und dem operativ-taktischen Bereich unterscheidet, aber keine Rangfolge festlegt, sondern auf eine Dynamik verweist, die sich sowohl auf die jeweilige Bedrohungssituation als auch auf konstruktiv gemeinte Angebote der „anderen Seite“ flexibel einzustellen hat.

Wir vermögen der Auffassung, daß eine Politik der Friedenssicherung statisch sei, nicht zu folgen. Vielmehr hat sie die Aufgabe, das bisher Erreichte zu sichern (nicht im Sinne von „konservieren“, sondern von „hegen, pflegen“) und somit überhaupt erst einer Politik der Friedensgestaltung/-förderung eine Chance zu geben. Wir wollen das eine tun, ohne das andere zu unterlassen!

3.1 Unser Friedensverständnis

Auch nach unserem Verständnis ist Frieden kein Zustand, sondern ein Prozeß (vergl. hierzu: Frieden in unseren Tagen — Frieden in der Zukunft — Standortbestimmung 1982

der GKS). Im Sinne von „*Populorum progressio*“ übernehmen wir mit dem Begriff Entwicklung das andere, neue Wort für Frieden: Entwicklung alles Konstruktiv-Heilsamen (Shalom).

Wer glaubt, sich mit dem „Nicht-Kriegs-Zustand“ abfinden zu dürfen, macht sich mindestens einer Unterlassungssünde schuldig, oder anders: der seit 1945 vorherrschende Waffenstillstand ist natürlich entwicklungsbedürftig, aber dank unserer Verfassung auch entwicklungsfähig!

Wenn Menschen in Freiheit tun dürfen, was sie nach Gottes Wille tun sollen, wenn sie nach Gerechtigkeit streben, indem sie sich für das zweite Maß sensibilisieren, und wenn sie sich in Solidarität üben und der eine des anderen Last mitzutragen bereit ist, dann wird Frieden herrschen. Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität durchdringen als Grundwerte unsere (politische) Verfassung, damit also auch jene Gerechtigkeit, die (wie die deutsche Bischofskonferenz schreibt) Frieden schafft.

Ohne die Liebe aber, schreibt der Hl. Apostel Paulus an die Gemeinde von Korinth (1 Kor 13), wäre alles nichts. Gerade das aus der Goldenen Regel sprechende Gebot der Nächstenliebe schafft, so sich Menschen (guten Willens) daran halten, als Imperativ der Mitmenschlichkeit fortwährend Gerechtigkeit, indem es die Ehrlichkeit des Menschen zu sich selbst herausfordert und in der Wahrhaftigkeit gegenüber dem Anderen seine Erfüllung findet.

3.2 Glaube und Friedenspolitik

„Gott hat uns in Christus den Frieden endgültig verheißen und gestiftet. Deshalb können wir das Böse überwinden, wenn unser Leben auf Gott ausgerichtet bleibt ...

Der christliche Glaube weiß aber, daß der Frieden in dieser Weltzeit immer bedroht bleibt...“ (GsF, S. 39).

Jeder Christ sieht sich auf vielfältige Weise herausgefordert, im Geiste entgegenkommender Brüderlichkeit (vgl. GsF, S. 18) alles zu überwinden, was dem Menschen und der (politischen) Gemeinschaft, in der er lebt, schadet. Wir halten die Sicherheitspolitik, in deren Dienst wir stehen, für friedenspolitisch besonders wirksam. Sie stellt sich zwei wesentlichen Aufgaben: den Frieden sichern, indem sie einerseits alles Böse, Bedrohliche und Anfeindende abweist — andererseits den Frieden mit all' denen fördern, die mit uns nach einer gerechteren und damit friedlicheren Welt suchen! So schließt sich für uns der Kreis zum Konstruktiven.

4. Kritik an der Philosophie der Abschreckung

In der Dokumentation des BDKJ wird Geist, Logik und Praxis der Abschreckung kritisiert. Wir Soldaten fragen uns allerdings ob die Kritiker das gleiche unter Abschreckung verstehen, wie wir und diejenigen, die in der NATO ihre Implementierung definieren und interpretieren.

Mit Abschreckung verbinden wir zunächst keine Drohung. Vielmehr machen wir deutlich, daß wir im Frieden in unserer selbst gewählten(!) Ordnung leben wollen. Erst dann, wenn wir eine Bedrohung unserer freiheitlich verfaßten und demokratisch angelegten Ordnung wahrnehmen, signalisieren wir dem Aggressor, daß wir uns zu wehren wissen. Wir sehen also in der Philosophie der Abschreckung keine politisch-psychologische Doktrin um ihrer selbst willen, sondern ein Mittel der Friedenssicherung. (Im Gegensatz zu Karl Koch kennen wir keine „Politik der Abschreckung“).

4.1 Abraten im guten Sinne

Wir verbinden mit dem Abschreckungsgedanken zunächst den gut gemeinten Rat an den politischen Gegner, sich niemals zu unserem militärischen Feind zu machen, uns in Frieden zu lassen. In diesem Zusammenhang fragen wir uns allerdings, ob der Terminus Abschreckung in der Perzeption sowohl beim Gegner als auch bei bestimmten Gruppen unserer Bevölkerung so wirkt, wie er gemeint ist. Wir wollen nämlich an die Vernunft des Gegners appellieren und nicht Angstgefühle bei ihm auslösen, die ihn möglicherweise zu Fehleinschätzungen oder gar Fehlreaktionen verleiten könnten. Was politisch-psychologisch (Perzeption) greifen soll, müßte auch semantisch besser durchdacht sein, wenn es pädagogisch wirken soll. Und deshalb meinen wir, daß der im Französischen gebräuchliche Begriff „Abraten“ (la dissuasion) auch im diplomatischen Sinne „den Nagel auf den Kopf träfe“.

4.2 Wider den Holocaust — unsere defensive Militärstrategie

Im Unterschied zu Clausewitz, der unter Strategie noch die „Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zweck des Krieges“ verstand, fragen wir heute: wie nutzt ein Staat oder ein Staatenbündnis seine ideellen und materiellen Kräfte, um einen Krieg zu verhindern oder, falls dieses Bemühen scheitert, ihn schnellstens zu beenden?

Solange die UdSSR an ihrem Sicherheitsverständnis, nämlich allein stärker zu sein als alle, die sie als Feinde des Sozialismus betrachtet, festhält, solange sie ihre und ihrer Verbündeten nationale Verteidigung auf das Territorium des Gegners zu verlagern gedenkt, schafft sie mit ihrer Angriff-ist-die-beste-Verteidigungs-Mentalität mehr Probleme, als durch Gespräche, Verhandlungen oder Verträge gelöst werden können.

Die Atlantische Allianz gibt mit der „Flexible Response“ die nach ihrer Meinung angemessene Antwort auf die militärische Bedrohung des Warschauer Pakts im allgemeinen und auf seine Militärdoktrin im besonderen. Sie re-agiert auf seine Strategie und Taktik, auf die Fähigkeiten der Truppen des östlichen Militärbündnisses, richtet danach ihre Optionen aus und bemüht sich in diesem Sinne um ein ausgewogenes Kräfteverhältnis.

Was wir für unsere Landesverteidigung als notwendig erachten, ergibt sich aus dem Bedrohungspotential, das der politische Gegner besitzt. Wir stellen dieser militärischen Bedrohung aber nicht eine phantasielose spiegelbildliche (Gegen)Drohung gegenüber, sondern eine auf reine Verteidigung zugeschnittene Antwort, eben eine „Flexible Response“.

Der defensive Ansatz der militärstrategischen Konzeption der NATO wird also in mehrfacher Hinsicht deutlich: Reaktion, Angemessenheit, Kriegsverhütung, Kriegsbeendigung/Schadensbegrenzung!

4.3 Das Gespenst der Offensivfähigkeit

Als Soldaten wissen wir, daß die Bundeswehr nicht angriffsfähig ist, zumal weder ihre Struktur, noch ihre Bewaffnung und Ausrüstung, noch die Ausbildung ihrer Soldaten und schon gar nicht deren Einstellung — und dies wäre ein wichtiges Indiz — auf Offensive ausgerichtet sind.

Allerdings werden wir im Falle einer gegen uns gerichteten Aggression nicht mitansehen, wie unser Land zum Schlacht- und Trümmerfeld wird. Vielmehr halten wir uns im Bündnis Optionen offen, dem Angreifer unannehmbaren Schaden auf seinem eigenen Territorium anzudrohen. Wir werden zu verhindern wissen, daß sich die einem ersten Ansturm folgenden Kräfte entfalten können, um ihren uns aufgezwungenen Krieg nachzufüttern. Nur in diesem Zusammenhang geben die FOFA-Pläne (und das Airland-Battle-Konzept der US-Army) einen Sinn. Beide Konzepte bringen keine neue Strategie mit sich, sondern wirken sich lediglich auf die operativ-taktische Gefechtsführung aus. Der Verzicht auf Möglichkeiten, wie sie in beiden Konzepten eröffnet werden, würde die gewünschte Abschreckungswirkung untergraben.

4.4 Zur Ambivalenz der Abschreckung

Das westliche Bündnis unterscheidet zwischen zwei Funktionen der Abschreckung: sollte die mit der Politik der Kriegsverhinderung umschriebene Funktion nicht mehr greifen, müßte sie sofort um die Strategie der Kriegsbeendigung erweitert werden, um alsbald den Frieden und mit ihm den Status quo ante wieder herzustellen.

Um also einem möglichen Aggressor schon heute deutlich machen zu können, daß ihm ein Angriff in jedem Falle mehr Schaden als Nutzen einbrächte, muß die NATO entsprechende Möglichkeiten bereithalten. Das bedeutet: sie muß jeden Krieg niederkämpfen, also Krieg in diesem Sinne führen können. Dazu muß sie die Methoden und Mittel ihrer Reaktion frei wählen und wohl dosiert abrufen können, die ihr am besten geeignet erscheinen, dem verbrecherischen Treiben so schnell wie möglich ein Ende zu bereiten und Schaden so weit wie möglich zu begrenzen.

Wir sehen darin den besten Schutz vor Massenvernichtung und betonen ausdrücklich, daß unsere Strategie keine Automatismen in sich birgt, zumal wir an einer Apokalypse nicht interessiert sein können, geht es uns doch um Verteidigung und nicht um Zerstörung.

Uns ist bewußt, daß diese Strategie mit der zu ihr passenden Rüstung ein zweischneidiges Schwert darstellt: auf der einen Seite Kriegsverhinderung als die von uns allen erwünschte vorrangige und hoffentlich immer überzeugende Funktion des Abratens, auf der anderen Seite schnelle Kriegsbeendigung als hoffentlich nie notwendige Funktion des Abschreckens.

4.5 Krieg im nuklearen Zeitalter

Weil wir wissen, daß ein Krieg im nuklearen Zeitalter an die Substanz der Schöpfung gehen könnte und daß ein umfassender Atomkrieg praktisch nicht gewonnen werden kann, ist der Einsatz nuklearer Waffen auf den äußersten Notfall begrenzt. Atomwaffen taugen weniger für das Gefechtsfeld als vielmehr im Sinne einer Ultima Ratio dazu, auf den Willen des Angreifers einzuwirken, ihn zur Kriegsbeendigung zu veranlassen. Die von uns eingübte Verteidigung darf allerdings „nur“ Mittel zum Zweck des Schutzes unserer Ordnung, nicht aber Selbstzweck sein. Insofern heiligt auch dieser von uns so hochgeschätzte Zweck nicht jedes Mittel, denn um der zu schützenden Güter willen können wir nur auf Gedeih (Kriegsbeendigung), nicht aber auf Verderb (Apokalypse) Opfer im Sinne des kleineren Übels verantworten. (No Counter-City, vgl. GS 80)

4.6 Vom Wandel der Strategie

In der „Flexible Response“ sehen wir eine fortschreibungsfähige Strategie, die wir auch deshalb ethisch rechtfertigen können, weil sie drei Bedingungen erfüllt, die (noch einmal) ihren defensiven Charakter unterstreichen: Hinlänglichkeit der Kräfte (keine Aufrechnung Mann gegen Mann, Waffensystem gegen Waffensystem, keine Überlegenheit/keine Überrüstung), Begrenztheit der Ziele (nur militärische, strategisch und taktisch bedeutsame Ziele zum Zwecke der Verteidigung) und Verhältnismäßigkeit der Mittel (angemessene Reaktion, weder Apokalypse noch Kapitulation).

Diese Strategie weist uns den Weg, der von Vergeltungs-, Zerstörungs- und Vernichtungsdenken der einstigen „Massiven Vergeltung“ weg — und zum Verhinderungsdenken hinführt, was uns eines Tages die Möglichkeit eröffnen dürfte, Massenvernichtungswaffen um ihre Wirkung zu bringen und damit sinnlos werden zu lassen.

4.7 Das drängende „Noch“

Solange aber betrachten wir Nuklearwaffen als einen zur Rüstung gewordenen Appell an die Vernunft. Die so erwünschte psychologische Wirkung möge die politisch Verantwortlichen zu der Einsicht bringen, daß Atomwaffen als politische Mittel nicht zu militärischen Zwecken mißbraucht werden dürfen. Auf diese Weise rät unsere Strategie von jedem Angriff ab. Noch — und dieses „Noch“ ist ein zeitliches und ein konditionales — bleibt uns nichts anderes übrig, als mit der „häßlichen Krücke“ (General Altenburg) der Nuklearwaffen den Umweg der Abschreckung zu gehen und die Spannung zwischen Kapitulation und Zerstörung auszuhalten.

4.8 Die drei Kriterien unserer Bischöfe

Nach eingehender Prüfung sind wir der festen Überzeugung, daß unsere militärstrategische Konzeption und die um ihrer Glaubwürdigkeit willen bereitgehaltene Rüstung die von den Bischöfen aufgestellten Kriterien erfüllen. Wir katholischen Soldaten begrüßen die qualifizierten Aussagen der deutschen Bischöfe und beurteilen sie als hilfreich und an-

regend, die Philosophie der Abschreckung dauernd kritisch zu hinterfragen und jede Rüstungsmaßnahme an den folgenden Kriterien zu messen:

- (1) „Bereits bestehende oder geplante militärische Mittel dürfen Krieg weder führbarer noch wahrscheinlicher machen.“
- (2) „Nur solche und so viele militärische Mittel dürfen bereitgestellt werden, wie zum Zwecke der an Kriegsverhütung orientierten Abschreckung gerade noch erforderlich sind.“
- (3) „Alle militärischen Mittel müssen mit wirksamer beiderseitiger Rüstungsbegrenzung, Rüstungsminderung und Abrüstung vereinbar sein.“

Wir drängen nicht nur auf politische, sondern auch auf technologische Lösungen, die einen Austausch der Offensiv- durch Defensiv-Systeme ermöglichen, damit wir, je früher umso besser, die Option hätten, in einem Krieg nicht mehr Waffen gegen Menschen, sondern nur noch Waffen gegen Waffen einsetzen zu müssen.

5. Achtung des Krieges

Angesichts des Zerstörungspotentials der modernen Rüstungen, insbesondere der wissenschaftlichen Waffen sieht unser Land und mit ihm das westliche Bündnis im Angriffskrieg kein Mittel mehr, den politischen Verkehr (mangelnde Phantasie) fortzusetzen.

Im Atomzeitalter herrschen offensichtlich andere Bedingungen als zu Clausewitz' Zeiten, der heute wahrscheinlich „Vom Frieden“ und nicht „Vom Kriege“ schreiben würde. Seine Lehren gelten nach wie vor, müssen aber vor den veränderten Verhältnissen neu interpretiert werden. Zu seiner Zeit waren Kriege Mittel für den Souverän (Monarch), seinen Willen durchzusetzen und damit eben Mittel seiner Politik; er konnte (trotz zu erwartender Opfer) auf Sieg setzen. Heute würde sich der Souverän — in einer Demokratie das Volk — nicht nur möglicherweise, sondern wahrscheinlich „traurigsiegen“: ein Feldzug könnte leicht zu einem „Lemmingszug“ werden. Den Sieg im klassischen Sinne gibt es nicht mehr. Der sich in der Rolle des Siegers Wahnende hätte mehr Schaden als Nutzen.

Mit dem in unserer Verfassung verankerten Friedensangebot (in der Präambel und nicht nur dort) und besonders deutlich mit dem Verbot (der Vorbereitung) eines Angriffskrieges im Artikel 26 dokumentieren wir, daß wir eben doch Lehren aus der Geschichte gezogen haben. Würden uns alle Völker bzw. Regierungen in dieser Einsicht folgen, gäbe es keinen Krieg mehr!

5.1 Militärische Gewalt zur Friedenssicherung

Wenn alle politischen und diplomatischen Möglichkeiten im zwischenstaatlichen Verkehr versagt haben, wenn die Vernunft des ideologischen Gegners von aggressiven Plänen verdrängt ist, gibt es für uns keinen anderen Weg, als dieser akut gewordenen Gefahr unsere militärische Macht gegenüberzustellen — oder ihm unsere Ohn-Macht zu demonstrieren,

was einer Kapitulation gleichkäme. Da letzteres für uns keine Alternative darstellt, bekennen wir uns zur Landesverteidigung und sehen in ihr nicht nur ein notwendiges, sondern erst recht ein moralisch legitimes Mittel zur Sicherung des Friedens in Freiheit.

Schließlich sehen wir in der von uns angestrebten Verteidigungsfähigkeit einen sittlichen Imperativ, ein moralisch legitimes Mittel. Das nationale Notwehr-Recht eines Volkes ist wie das kollektive Notwehr-Recht eines Bündnisses zudem völkerrechtlich verbrieft und nach unserer Auffassung eine ethisch hochwertige Verpflichtung, die sich aus der Verantwortung für die Gemeinschaft ableitet. Denn ein Staat, der die Freiheit und den Frieden seiner Bürger nicht schützen will, verspielt seine Legitimität. Ein Einzelner mag auf sein sittlich erlaubtes Recht auf Notwehr verzichten können, der Staat jedoch nicht.

5.2. Staatliche Gewalt als Ordnungsmittel

Wir sind der Auffassung, daß Gewalt, auch militärische, an sich nicht grundsätzlich destruktive Züge trägt. Insofern sie allerdings die Entfaltungsmöglichkeit des Einzelnen beschneidet, ist sie zunächst ein Übel, das jedoch durch den Gebrauch der Gewalt als Ordnungsmittel, nämlich um das Zusammenleben der vielen Einzelnen (Bürger) im großen Ganzen (Staat) zu regeln, gleichsam neutralisiert wird. Staatliche Gewalt ist notwendig, um den Bürger in seinem Recht zu schützen, ihn aber auch zu seinem und anderer Schutz in Pflicht zu nehmen (z.B. Allgemeine Wehrpflicht). Wie anders soll ein Staat dafür sorgen, daß jeder zu seinem und die staatliche Gemeinschaft zu ihrem Recht kommt!

„Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus. Sie wird vom Volke in Wahlen und Abstimmungen und durch besondere Organe der Gesetzgebung, der vollziehenden Gewalt und der Rechtsprechung ausgeübt“ (Art. 20 (2) GG). „Die Gesetzgebung ist an die verfassungsgemäße Ordnung, die vollziehende Gewalt und die Rechtsprechung sind an Gesetz und Recht gebunden“ (Art. 20 (3) GG).

5.3 Gewaltenteilung ja — Gewaltlosigkeit nein

Um jeder Willkür und Tyrannei vorzubeugen, wurde die Staatsgewalt also nicht einer einzigen Institution oder nur einer Person(engruppe) überantwortet. Der Gesetzgeber (Legislative) nennt die „Spielregeln“, die vollziehende Gewalt (Exekutive) setzt sie durch bzw. sorgt für ihre Einhaltung und die Rechtsprechung (Judikative) schließlich wacht darüber, daß keine Institution und keine Person(engruppe) sich etwas anmaßt, wozu ihr/ihnen nach Recht und Gesetz die Autorität fehlt. Als Staatsbürger in Uniform akzeptieren wir diese Zusammenhänge und sind stolz darauf, daß wir unseren Rechtsstaat schützen dürfen.

Wir hören wohl die Frohe Botschaft und kennen auch die Imperative der Bergpredigt und sind deshalb für einen wie oben beschriebenen sparsamen Umgang mit Gewalt. Wer aber die reine Gewaltlosigkeit in dieser in Schuld und Sünde verstrickten Welt propagiert, handelt nach unserem Ermessen verantwortungslos. Wer in der Gewaltlosigkeit ein beson-

ders deutliches Zeichen für Friedensliebe meint erkennen zu müssen, „macht die Rechnung eben ohne den Wirt“.

Allerdings haben wir auch die Vision von einer dereinst befriedeten Welt, in der alle Menschen vom Geist der Frohen Botschaft ergriffen, die Gewalttätigkeit durch tätige Liebe überwunden haben werden.

6. Dienst für den Frieden

Und für diese neue Welt schaffen wir mit unserem Friedensdienst eine wesentliche Voraussetzung, indem wir nämlich das sichern, was bis heute durch unsere Sicherheits- und Friedenspolitik erreicht werden konnte. Darüberhinaus wollen wir mit anderen Menschen guten Willens den Frieden weiterentwickeln.

Wir behaupten, daß Soldaten mit einer christlich motivierten Grundeinstellung allein durch ihre Existenz, aber auch durch gewissenhafte Pflichterfüllung, zumindest indirekt Frieden zu stiften vermögen, sind sie doch, gerade im Atomzeitalter, der sichtbare Appell an die Vernunft der politisch Verantwortlichen, den Krieg zur Durchsetzung als Mittel der Politik zu vergessen.

Sie sind das bohrende Gewissen der Völker, Ungerechtigkeit, die durch sie verursachte Not und die durch sie geradezu geförderte destruktive Gewalt endlich zu überwinden, denn, wie gesagt, Krieg zerstört, Gerechtigkeit aber schafft Frieden.

6.1 Regel und Ausnahme

Wir halten die in der 69er Erklärung des BDKJ enthaltene Komplementaritätsformel insofern für falsch, als sie impliziert, es gebe eine Wahlfreiheit zwischen dem Friedensdienst mit und dem ohne Waffen.

Der Gesetzgeber und das Bundesverfassungsgericht als dessen unabhängiges Kontrollorgan, beide haben immer wieder deutlich gemacht, daß die Allgemeine Wehrpflicht — wie der Terminus sagt — die Regel, das individuelle, für eine Gewissensnotlage geschaffene Recht auf Verweigerung des Kriegsdienstes mit der Waffe und folglich der zu leistende zivile Ersatzdienst — man achte auf den Terminus — die Ausnahme darstelle.

Der Dienstpflicht zum Wohle der staatlichen Gemeinschaft kann sich kein tauglich gemusterter und damit wehrpflichtiger junger Mann entziehen, es sei denn durch Unehrlichkeit, durch Inkaufnahme einer Strafe oder durch Flucht. Und deshalb haben wir kein Verständnis für Totalverweigerer.

Hingegen respektieren wir jeden Menschen, der das durch die Verfassung verbrieftete Recht für sich in Anspruch nimmt, den Kriegsdienst mit der Waffe aus Gewissensgründen zu verweigern und tolerieren seine Entscheidung, auch wenn wir ein anderes Menschenbild haben und einer anderen Staatsphilosophie anhängen.

Schließlich ist die Bereitschaft zur Verteidigung unserer freiheitlichen und rechtsstaatli-

chen Ordnung Voraussetzung dafür, daß Einzelne das Recht auf Verweigerung für sich in Anspruch nehmen können.

6.2 Wehrdienst aus Gewissensgründen

Gerade durch unseren Dienst sollen, wie oben beschrieben, die politischen Grundlagen zur freien und friedfertigen Selbstbestimmung geschaffen werden, daß der jetzt schon erlebbare aber noch entwicklungsbedürftige Frieden verbessert und erneuert werden kann. In dem Maße nämlich wie Entspannungsbemühungen gelingen, wie sie überzeugen und im politischen Alltag greifen, wird Sicherheitspolitik auch äußerlich zur Friedenspolitik.

Eben weil wir zum einen von der Qualität unserer politischen Ordnung überzeugt sind und zum anderen eine Bedrohung dieser Organe nicht hinzunehmen gewillt sind, erklären wir uns bereit, für das, was wir für verteidigungswert erachten, nach besten Kräften einzustehen, im Bewußtsein unserer Verantwortung vor Gott und den Menschen und setzen damit ein besonders deutliches Zeichen christlichen Friedenshandelns.

Im übrigen geben wir zu bedenken, daß auch und gerade die Soldaten, die freiwillig und für längere Zeit Wehrdienst leisten, ihr Gewissen nicht nur einmal mit 18 befragt und geprüft haben dürften.

7. Ernstfall Frieden

Wir Soldaten wollen uns im Frieden bewähren. Unser erster und eigentlicher Auftrag lautet, Kriege zu verhindern, nicht sie zu führen. Wir vergleichen uns mit Feuerwehrleuten, die kein Feuer legen, sondern löschen sollen! Diese Bewährung kann ein im Glauben verwurzelter, sittlich gebundener, politisch gebildeter, fachlich kompetenter und gewissenhaft dienender Soldat am besten bestehen.

Uns drängt es wirklich nicht danach, im Ernst zu zeigen, was wir gelernt und geübt haben. Wir wollen kämpfen können, damit wir nicht kämpfen müssen. Um der Freiheit und des Friedens willen können und wollen wir diese innere Spannung und scheinbare Widersprüchlichkeit des soldatischen Dienstes aushalten.

Kirche

89. Deutscher Katholikentag

— Ein Katholikentag mit neuem Gesicht —

Wilhelm Lehmkämer

„Dein Reich komme“,

so lautet das Leitwort des 89. Deutschen Katholikentages, der in diesem Jahr vom 10. bis 14. September in Aachen veranstaltet wird.

1. Ein Katholikentag mit neuem Gesicht

Aachen hat keine Messehallen, in denen die Veranstaltungen — wie beispielsweise in Berlin, Düsseldorf oder zuletzt in München geschehen — konzentriert werden können. Es mußten deshalb neue Programmideen erarbeitet werden, um die Tradition der letzten Katholikentage fortzusetzen.

1. *Der Katholikentag kommt in die Stadt*; er wird sich vornehmlich auf Plätzen und Straßen, in Schulen und städtischen Einrichtungen sowie in Pfarr- und Gemeindezentren abspielen.

2. *Der Arbeitsteil des Katholikentages* ist in fünf Themensektoren gegliedert, die jeweils einzelnen Aachener Stadtteilen zugeordnet sind. In diesen fünf Sektoren ist die Teilnahme an Foren, Vorträgen, Gesprächskreisen und Diskussionsgruppen möglich. Dort sollen auch die „Werkstücke“ lebendige Beispiele kirchlicher Arbeit vor Ort vermitteln.

3. *Das Begegnungsprogramm des Katholikentages* will Gastgeber und Gäste zusammenführen. Es findet in den Gemeinden der Stadt Aachen und der umliegenden Orte statt. Durch die Einbeziehung von nahen Gemeinden in Belgien und den Niederlanden wird europäische Nachbarschaft gezielt erfahrbar.

4. *Die Wallfahrten „nach Aachen“ und „von Aachen nach“* ... sind nach Zahl und Gestalt ebenfalls ein neuartiges Programmangebot des Katholikentages. Dieses Wallfahrtsangebot verknüpft den Katholikentag mit der alle sieben Jahre stattfindenden Aachener Heiligtumsfahrt und der Heiligtumsfahrt nach Kornelimünster.

5. Die zentralen Veranstaltungen und Kundgebungen des Katholikentages

finden als Auskunft der inneren Einheit und Sammelpunkte der Katholikentagsgemeinschaft in der Aachener Innenstadt, um Dom und Rathaus, oder im Reiterstadion statt.

II. Fünf Themenschwerpunkte

1. Der Themensektor „Weltkirche“

- erinnert an Aachen als Stadt der Weltkirche, hier ist der Sitz von MISEREOR, MISSIO und ähnlicher anderer Einrichtungen;
- umfaßt die Thematik
 - von der Westkirche zur Weltkirche,
 - Weltkirche: auf dem Weg zu Gerechtigkeit und Frieden.

2. Der Themensektor „Europa“

- erinnert an die enge Verbundenheit Aachens mit Europa;
- umfaßt die Themen
 - Europa auf dem Weg zur Einheit,
 - europäisches Erbe — Krise und Auftrag,
 - Standortbestimmung der Kirche in Europa,
 - die weltpolitische Verantwortung Europas,
 - Europa im Alltag.

3. Der Themensektor „Geistliche Gemeinschaft“

- erinnert an die Gründung mehrerer Ordensgemeinschaften in der Diözese Aachen;
- umfaßt die Thematik,
 - geistliche Weggemeinschaft in Familien, Gruppen, Gemeinden und Verbänden,
 - das Zeugnis geistlicher Gemeinschaften in Orden und geistlichen Bewegungen.

4. Der Themensektor „Sozialer Katholizismus“

- erinnert an das Entstehen zahlreicher caritativer und sozialreformerischer Initiativen in und um Aachen;
- umfaßt die Thematik
 - der Mensch im Mittelpunkt,
 - Kirche vor dem Problem der Arbeitslosigkeit,
 - Kirche und Arbeiterschaft,
 - Zukunft der sozialen Sicherung,
 - Gesellschaft für die Familie — Familie für die Gesellschaft.

5. Der Themensektor „Technik und Verantwortung für die Zukunft des Lebens“

- erinnert an den Zwiespalt zwischen dem Machbaren und dem ethisch Verantwortbaren;
- umfaßt die Thematik
 - Technik und Verantwortung für das Leben,

- Technik und Verantwortung für die Umwelt,
- Technik und Massenkommunikation,
- Technik und Humanisierung der Arbeitswelt.

III. Höhepunkte

Vom 10. bis 14. 9. 1986 findet täglich eine große Veranstaltung des Katholikentages statt. Die Eröffnungsveranstaltung am Mittwochabend vor dem Aachener Rathaus und auf den Plätzen der Innenstadt und der Hauptgottesdienst im Reiterstadion bilden daher den traditionellen Auftakt und Höhepunkt des Katholikentages. Am Donnerstagabend findet die Kundgebung „Für das Leben des ungeborenen Kindes“ statt. Die Tatsache, daß jährlich mehr als 200 000 ungeborene Kinder getötet werden, erfordert eine öffentliche Stellungnahme des Katholikentages.

Der Freitagabend steht im Zeichen Europas. In einer abendlichen Großveranstaltung im Freien sollen die Chancen eines verstärkten europäischen Miteinanders in den Blick genommen werden. Die Hauptkundgebung findet bereits am Samstagnachmittag statt und wird sich mit der Botschaft des Katholikentages auseinandersetzen.

Es fehlt selbstverständlich auch nicht das „Katholikentagsfest“ in der Aachener Innenstadt am Samstagabend.

Abschließend bleibt festzuhalten, daß die Veranstalter hoffen und erwarten, daß in Aachen die lebendige Vielfalt einer Kirche erfahrbar wird, die mit der Ausrüstung des 2. Vatikanischen Konzils unterwegs in die Zukunft ist, in eine Zukunft, die aus dem Miteinander der Generationen und der gesellschaftlichen Kräfte christlich verantwortet werden muß.

Aus GKS und PGR

München

Die KHG der Universität der Bundeswehr München auf Wallfahrt ins Zentrum der Weltkirche

Lothar Größl

Die inzwischen schon dritte Romfahrt der Katholischen Hochschulgemeinde (KHG) hatte drei Schwerpunkte:

- 1) die Information und Auseinandersetzung mit dem Gedanken der Katholizität als allumfassende Weltkirche;
- 2) frühe Spuren des Christentums;
- 3) Rom als besondere Kunst- und Kulturmetropole.

Neben den obligatorischen Wallfahrtsstätten und Sehenswürdigkeiten hatten die beiden Pilgerführer (Militärpfarrer Dr. Habel und Prof. Dr. Größl) zahlreiche zusätzliche Programmpunkte eingeplant, die den drei Zielen besonders entsprechen sollten. Gleich am ersten Tag in Rom, dem 31.10., wurde neben den Hauptbasiliken Maria Maggiore, S. Johann im Lateran und S. Paul vor den Mauern auch ein Fußmarsch über die Via Appia eingeplant. Diese Verbindung Roms mit dem Südosten und Süden Italiens ist eine der ältesten und wichtigsten Römerstraßen. Parallel dazu verlaufen Wasserleitungen, deren Ruinen weithin sichtbar sind, durch die ebene Landschaft.

Rechts und links von der Fahrbahn, die auch heute noch genau so holprig ist wie zu der Zeit, als die Apostel Petrus und Paulus auf ihr nach Rom kamen, findet man Grabhäuser, Gräber und Gedenksteine, eingerahmt von Pinien und Zypressen. Alles zusammen verleiht der Landschaft ein besonders reizvolles Aussehen. Dieser Fußmarsch auf historischem Boden gab den Pilgern die Gelegenheit, alle Eindrücke unmittelbar aufzunehmen und der Apostelfürsten zu gedenken, die in ähnlicher Weise auf dieser Straße vorüberzogen. Diese unmittelbare Erfahrung kann kein Buch, kein Film und keine noch so gut erläuterte Busfahrt ersetzen.

Die frühen Spuren des Christentums, die *primavera cristiana*, fanden die Pilger auf dem Aventin, dem stillsten Hügel der Stadt. Er beherbergt heute meist Kirchen und Klöster. Santa Sabina ist wohl das schönste und klarste Beispiel einer Basilika aus der Zeit unmittelbar nach der Epoche Kaiser Konstantins. Die große Eingangstür aus Zypressenholz — eine sehr wertvolle Arbeit aus dem 5. Jahrhundert — zeigt die älteste Darstellung der Kreuzigung Christi. Ein ebenfalls aus dem 5. Jahrhundert stammendes Mosaik an der Eingangswand bezieht sich auf die Herkunft der ersten Christen, die teils aus dem Heidentum (*ecclesia ex gentium*), teils aus dem Judentum (*ecclesia ex circumcisione*) stammten.

Auch in späterer Zeit ist S. Sabina durch wichtige kirchengeschichtliche Ereignisse bekannt geworden. Vor der Kirche steht ein Orangenbaum, den der Heilige Dominikus selbst gepflanzt haben soll. 1209 hat Papst Honorius III. die Kirche und die angrenzenden Gebäude dem Ordensgründer geschenkt. Hier wirkte auch der große Theologe und Kirchenlehrer Thomas von Aquino.

Im angrenzenden Kloster, das einen wunderschönen Kreuzgang hat, besuchten die Pilger die Zelle des Heiligen. In diesem zu einer Kapelle umgestalteten Raum diskutierte er eine ganze Nacht lang mit dem Heiligen Franziskus von Assisi. Mit einem Gebet gedachten auch wir dieses bedeutenden kirchengeschichtlichen Ereignisses.

Ein Fußweg — wallfahrten heißt nach alter Tradition die Füße gebrauchen — führte die Gruppe über den Clivo di Rocca Savella hinunter an den Tiber und über das Forum Boarium zur Kirche St. Giorgio in Velabro. Der Name weist auf das Sumpfgelände (velabrum) hin, in dem man der Sage nach die Zwillinge Romulus und Remus gefunden haben soll.

Die Kirche — ein Bau aus dem 7. Jahrhundert, der im 9. und 12. Jahrhundert ergänzt und erweitert wurde — ist gegenwärtig die Titelkirche von Kardinal Alfons Stickler, dem Bibliothekar und Archivar der Kurie. In diesem schönen romanischen Bau, der nicht zu Unrecht bei den römischen Brautpaaren als Hochzeitskirche sehr beliebt ist, feierte die Gruppe mit dem Kardinal die heilige Messe. Der Zelebrans stellte den Soldaten Georg in den Mittelpunkt seiner Homilie und machte am Beispiel dieses Heiligen deutlich, daß man sehr wohl für den Soldatenberuf und für den Frieden gleichzeitig eintreten kann.

Nach der eindrucksvollen abendlichen Eucharistiefeier zogen die Pilger wieder auf Schusters Rappen zur Stätte der leiblichen Mahlgemeinschaft. Der Weg zum Restaurant führte vom Bogen der Geldwechsler, der unmittelbar neben der Kirche steht, durch das winkelige Viertel am Rande des Ghetto zur Piazza Mattei mit dem erleuchteten Schildkrötenbrunnen und von dort aus weiter bis zur Chiesa Nuova. Diese Bußübung am Abend sollte den Pilgern einerseits Hunger machen und andererseits Kardinal Stickler ermöglichen, an der zweiten Halbzeit eines Fußballspieles zwischen vatikanischen und österreichischen Journalisten teilzunehmen, um anschließend der Siegermannschaft einen Pokal zu verleihen. Die Sympathien des Protektors lagen auf beiden Parteien, da er als Kurienkardinal vatikanischer Staatsbürger und seiner Herkunft nach Österreicher ist.

Im alten Palazzo Borgia war ein römisches Abendessen vorbereitet. Der Informationsaustausch zwischen dem Kirchenfürsten und den Pilgern wurde noch bis weit in den späten Abend fortgesetzt. Dabei konnte unmittelbar erfahren werden, was die Kurie ist und wie sie arbeitet.

Spät, aber voller Erlebnisse kehrte die Gruppe in ihr Quartier zurück.

Am Freitag, dem 1. 11. — Allerheiligen — erlebten die Pilger den Petersplatz in seiner vollen Ursprünglichkeit. Morgens zwischen 7.00 und 8.00 Uhr ist der große Platz vor der Peterskirche menschenleer. Besenbewehrte Gestalten reinigen die Vorhalle. Auch im Inneren von St. Peter ist es noch ruhig. Einzelne Priester und Gläubige gehen zu den verschiedenen Altären. Die jeweilige Gemeinde, die die Messe mitfeiert, ist meist recht klein. Der Beter und Betrachter in dieser Morgenstunde fragt sich, ob der Heilige Petrus hier auch gegangen sein könnte. Vielleicht hat er diesen Platz auch erst als Toter erreicht. Wer kann es mit Bestimmtheit beantworten?

Der eucharistische Höhepunkt ist aber nicht in St. Peter, sondern in der kleinen Kirche S. Lorenzo in piscibus. Hier feiert Kurienbischof Alois Wagner mit der Gruppe die heilige Messe. Die mittelalterliche Kirche hält das Andenken an den Heiligen Laurentius wach,

der als römischer Diakon und Märtyrer im 3. Jahrhundert für seinen Glauben das Leben hingab.

Der Zusatz „in piscibus“ weist auf einen Fischmarkt hin, der im Mittelalter in dieser Gegend abgehalten wurde. Die Kirche und das angrenzende Gebäude — einst Teil eines Klarsenklusters, später Sitz einer Laienbruderschaft — sind heute das Internationale Jugendzentrum der katholischen Kirche. Der Heilige Vater hat es am 13. März 1983 geweiht. Bischof Wagner ist Vizepräsident des päpstlichen Rates „Cor Unum“, eines Hilfswerkes für die Dritte Welt.

Schon in seiner Predigt und beim anschließenden Informationsgespräch, wo die Fragen der Teilnehmer die Thematik bestimmten, zeigte Bischof Wagner seinen Gesprächspartnern, wie sie ganz konkret den menschlichen und christlichen Fortschritt fördern können, und zwar im Beruf, in der Familie und im täglichen Leben.

Ein religiöser Höhepunkt des Tages war die Begegnung mit dem Heiligen Vater beim Angelus auf dem Petersplatz. Die Persönlichkeit und die Ausstrahlungskraft von Johannes Paul dem Zweiten war für alle ein unvergeßliches Erlebnis.

Der Nachmittag diente den historisch-kulturellen Zielen. Am Kapitol wurde der römisch-antiken Vergangenheit die nötige Reverenz erwiesen. Auf der Piazza Margana gedachte man der vielen Deutschrömer — auch der bayerische König Ludwig I. war als Kronprinz unter ihnen —, die im Gasthof Angelino a Tormargana fröhlich zusammensaßen.

Die Piazza Mattei, das nächste Ziel, hat einen Anziehungspunkt besonderer Art, den wunderschönen Schildkrötenbrunnen. Beim Anblick der förmlich trinkenden Tiere auf der Brunnenschale bekamen auch die tapferen Pflasterwanderer Durst.

Von hier ging es weiter durch enge Gassen in das Ghetto, das einstige Judenviertel. Heute ist es ein typisches Altstadtquartier mit zahlreichen Stoffläden. Nur die Via della Reginella ist unversehrt als mittelalterliche Ghettostraße erhalten geblieben.

In Rom existierte die älteste jüdische Gemeinde Italiens. Bereits 59 n. Chr. weist Cicero auf deren Existenz hin. Schon in republikanischer Zeit war den Juden die freie Religionsausübung im römischen Reich garantiert worden. Kaiser Augustus hat die Unantastbarkeit der Synagoge bestätigt und die Juden von jeder gesetzlichen Vorladung am Sabbat befreit. Zahlreiche Römer traten sogar zur jüdischen Religion über. Als von Kaiser Konstantin im 4. Jahrhundert das Christentum zur Staatsreligion erklärt wurde, legte man den Juden Beschränkungen auf. Seit der Gegenreformation wurden sie sogar wie Ketzer bekämpft. Zunächst lebte die jüdische Bevölkerung Roms in allen Vierteln verstreut. 1555 wurden sie aber durch ein päpstliches Edikt gezwungen, abgesondert in einem besonderen Bezirk, dem Ghetto, hinter hohen Mauern verborgen zu leben. Die Männer hatten gelbe Mützen und die Frauen gelbe Schleier zu tragen. Erst durch die französischen Truppen in Rom wurden 1798 die Beschränkungen aufgehoben und die Ghettomauern geschleift, die nach der napoleonischen Ära prompt wieder errichtet und erst 1848 endgültig abgerissen wurden. Auch später blieben die Juden bis zum 2. Weltkrieg im Ghetto. Heute leben etwa 15 000 in Rom in allen Stadtvierteln verteilt.

Am Eingang zum Ghetto, unmittelbar hinter der Synagoge, steht die Kirche San Gregorio della Divina Pietà oder S. Gregorio a Ponte Quattro Capi. Einer alten Tradition nach soll

hier im 5. Jahrhundert das Elternhaus des Papstes Gregor des Großen gestanden haben. Die heutige Kirche, ein Bau aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, stand gerade noch außerhalb des ummauerten Bezirks. Hier mußten alle Juden am Samstag an einer Bekehrungspredigt teilnehmen, die durch Franziskanermönche gehalten wurde.

Auf diese Vorfälle nimmt die Inschrift über dem Eingang Bezug. In Latein und Hebräisch wird ein Text aus Jesaias wiedergegeben: „Ich strecke meine Hände allezeit aus nach einem störrischen, widerspenstigen Volke, das auf schlimmen Wegen geht, seinem eigenen Sinn folgend, nach Leuten, die mich ohne Unterlaß reizen ins offene Angesicht.“ Anhand solcher Teile der Kirchengeschichte sieht man, welche grundlegenden Änderungen im Verhältnis zur jüdischen Glaubengemeinschaft durch das 2. Vatikanum eingetreten sind.

Der Rest des Nachmittags galt dem päpstlichen Rom. Die Via Giulia, die „alte Dame“ unter den römischen Straßen, wurde Anfang des 16. Jahrhunderts von Papst Julius II. angelegt, um als Prachtstraße den Vatikan samt Engelsburg mit Trastevere zu verbinden. Deshalb wurden hier wichtige Verwaltungsgebäude errichtet und der Bau von Privathäusern begünstigt. Vieles blieb freilich nur Entwurf. Dennoch lebten hier bedeutende Künstler wie der Bildhauer und Goldschmied Benvenuto Cellini, Raffael, Antonio Sangallo.

An der Fassade der Kirche S. Maria dell’Orazione e Morte hielten die Wanderer bei einem Bild kurz inne. Ein geflügeltes Skelett mahnt mit der Inschrift: „hodie mihi, cras tibi“ (heute mir, morgen dir). Nachdenklich ging man auf der schönen Straße weiter.

Natürlich kamen auch andere Sehenswürdigkeiten nicht zu kurz: der Maskerone-Brunnen, das Theater des Pompeius, in dem Cäsar ermordet wurde, die Paläste Spada und Farnese, der Campo de’ Fiori, der Farnese-Platz mit den beiden Brunnen, deren Wannen aus den Thermen des Caracalla stammen. Letzte Station war die Kirche S. Andrea della Valle. Ihre Kuppel, die zweitgrößte der Stadt, ist weithin sichtbar. Hier sind die beiden Päpste Pius II. und Pius III. begraben, die mit Deutschland besonders eng verbunden waren. In der nur spärlich erleuchteten Barockkirche wurde gerade ein Mysterienspiel geprobt. Jugendliche zeigten darin ihre Sorgen und ihre Ängste und den Weg, diese Probleme zu bewältigen.

Der Samstag, 2. 11., begann mit einem Besuch in der päpstlichen Universität Gregoriana. Sie ist den Jesuiten anvertraut. Hier studieren auch die jungen Theologen aus Deutschland des Kollegium Germanikum. Angegliedert an die Gregoriana ist das päpstliche Bibelinstitut und das päpstliche Orientalische Institut.

Über den Quirinal-Palast ging es weiter nach S. Andrea al Quirinale und S. Carlo alle Quattro Fontane. Beide Kirchen sind Kleinode des römischen Barock. Der Barock ist der ureigene Stil Roms, dessen Blütezeit in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts war. Bedeutende Künstler dieser Epoche waren Bernini und Borromini. Ihre Kirchen wirken durch kühne Formen und raffinierte Deckengestaltungen.

Die reichgeschmückte Kuppel Berninis von S. Andrea al Quirinale wirkt wie der Eingang in den Himmel, weil das Licht, das von oben einfällt, die Kuppel golden erstrahlen läßt.

Die Grundfläche der nur wenige hundert Meter entfernten Kirche S. Carlo alle Quattro Fontane, die 1641 von Borromini gebaut wurde, ist so groß wie einer der mächtigen Kuppelpfeiler von St. Peter. Die Römer nennen dieses kleine Juwel liebevoll „San Carlino“.

Auch Borromini erobert das Auge durch seine Kuppel. Ihre geometrischen Muster, die nach oben hin allmählich kleiner werden, lassen die Kirche um vieles größer wirken. Struktur, Raum, Licht und Schatten vereinigen sich zu einer Harmonie.

S. Susanna gehört zu den ältesten römischen Titelkirchen. Sie wurde im 3. Jahrhundert geweiht, ist aber heute eine Barockkirche. Ihre Fassade — 1603 von Carlo Maderno erbaut — diente als Vorbild für zahlreiche andere Kirchen im In- und Ausland.

An der Piazza S. Bernardo, an der S. Susanna liegt, finden wir auch den Mosesbrunnen (Fontana dell'Acqua Felice), der leider zur Restaurierung eingehüllt war. San Bernardo war der westliche Rundbau der Thermen des Diokletian und ist seit dem 17. Jahrhundert eine Kirche. Die Kuppel ähnelt dem Pantheon, ist aber nur halb so groß. In der Kirche finden wir das Grab des deutschen Malers Johann Friedrich Overbeck (1789–1869), der seit 1810 in Rom lebte und die Künstlergruppe der Nazarener um sich sammelte.

S. Maria della Vittoria hat ebenfalls eine enge Beziehung zur deutschen Geschichte. Sie wurde nach dem Krieg der Katholischen Liga in der Schlacht am Weißen Berg bei Prag (1620) so benannt, weil man diesen Sieg einem in Pilsen gefundenen Madonnenbild zuschrieb, das sich auch heute noch im Hochaltar befindet. Die Fassade dieser Kirche ist eine Nachempfindung derjenigen von S. Susanna. In einer Seitenkapelle befindet sich ein Alterswerk Berninis von seltener Ausdruckskraft. Der Künstler zeigt die Heilige Katharina von Siena, wie sie, von der Liebe Gottes durchdrungen und in religiöse Ekstase versetzt, betet. Man fühlt sich in ein religiöses Theater, ein *theatrum sacrum*, versetzt, denn die Mitglieder der Stifterfamilie Cornaro sehen von den Wänden herab interessiert zu.

In S. Maria della Concezione erleben die Pilger noch einmal das „memento mori“. In fünf unterirdischen Kapellen sind Wände und Decken mit Gebeinen von 4000 Kapuzinern reichhaltig verziert. *Hic iacet pulvis, cinis et nihil*. Nach einem Gebet für die Verstorbenen ging man sehr nachdenklich auf die belebte Via Veneto hinaus.

Der Nachmittag galt mehr den traditionellen Sehenswürdigkeiten wie S. Pietro in Vincoli (Moses von Michelangelo), Colosseum, Forum und Kapitol. Abgeschlossen wurde dieser Tag mit einem abendlichen Besuch des Kapitolinischen Museums, verbunden mit einem Blick auf das erleuchtete Forum Romanum.

Am Sonntag, dem 3. 11., erlebten wir die Seligsprechung des holländischen Karmeliterpeters Titus Brandsma. Es sollte auch ein Tag der Begegnung mit der deutschen Kirche in Rom werden.

Es begann mit einer Messe im Campo Santo Teutonico. Karl der Große gründete schon Ende des 8. Jahrhunderts unmittelbar bei S. Peter ein Hospiz mit Kirche und Friedhof für die Pilger aus seinem Reich. Heute ist diese Einrichtung ein Priesterhaus, das gleichzeitig ein Zentrum kirchengeschichtlicher und archäologischer Studien ist. Auf dem Friedhof sind zahlreiche bekannte Persönlichkeiten beerdigt. Dann folgte ein Besuch in der deutschen Nationalkirche S. Maria della Anima. Der Name kommt von der Armenseelenbruderschaft an dieser Kirche.

Ganz in der Nähe der Anima — auch hier ist ein deutsches Priesterkolleg — liegt die Kirche S. Maria della Pace. Hier sind nicht nur der herrliche Kreuzgang von Bramante, sondern auch die Sibyllen von Raffael zu bewundern. Leider sind letztere schon sehr stark restaurierungsbedürftig.

Im Pantheon war gerade eine Kundgebung der italienischen Monarchisten — auch das gibt es noch in Rom. Über S. Maria sopra Minerva und S. Ignazio, der Jesuitenkirche, gelangte die Gruppe zum Palazzo Doria. Hier sollten die Pilger einen Eindruck bekommen, wie eine Adelsfamilie im päpstlichen Rom gelebt und repräsentiert hatte.

Die Doria kamen aus Genua. Viele Angehörige dieser Familie waren große Seefahrer. Der berühmteste, Andrea Doria, besiegte die Türken in mehreren Seeschlachten. Sein Großneffe Giovanni Andrea Doria führte die Flotte Genuas 1571 bei Lepanto. Aus dieser Zeit stammen einige prachtvolle Tapisserien, die als Kriegsbeute im Palast zu sehen sind. Die Anlage ist auch heute noch einer der größten Wohnbauten Roms, umfaßt $\frac{2}{3}$ der Grundfläche von St. Peter und bedeckt ein ganzes Straßengeviert. Im Laufe der Zeit verbanden sich die Doria durch Heirat mit den Pamphili, deren damaliges Oberhaupt Papst Innozenz X. war.

Die Familie Doria-Pamphili öffnet ihren Palast an einigen Tagen zur Besichtigung. Der elegante Wintergarten aus weißem Marmor, der anheimelnd holzgetäfelte Rauchsalon, das Schlafzimmer mit dem großen Wandteppich der Seeschlacht von Lepanto sind Räume eines Hauses, das noch bewohnt ist. Auch der Ballsaal mit seinen Seidentapeten an den Wänden wird für Familienfeste benutzt.

In der Gemäldegalerie mit Werken von Velasquez, Breughel, Caravaggio, Tizian und Tintoretto fallen zwei Bildnisse besonders ins Auge: das Portrait Innozenz' X. von Velasquez und die Marmorbüste seiner berühmten Schwägerin, der Donna Olimpia, die Innozenz so tyrannisierte, daß die Römer nur von „la papessa“, der Päpstin sprachen.

Der Nachmittag begann mit einem Besuch im Collegio Capranicense, das in einem Renaissancepalast untergebracht ist, den Kardinal Domenico Capranica 1457 erbauen ließ. Hier ist eines der bedeutendsten Priesterkollegs von Rom, eine Pflanzstätte für Spitzenkandidaten des römischen Klerus. Auch Pius XII. hat hier als junger Seminarist und Priester gelebt. Ein Alumnus aus Pisa führte durch das Haus und zeigte uns, daß Tradition und modernes Denken, qualifizierte Ausbildung und persönliche Bescheidenheit keine Gegensätze sein müssen.

Über den Trevibrunnen und die Spanische Treppe ging es zum Palazzo Zuccari. Er ist auch als Monsterhaus bekannt, weil die Architekten die Fassade so gestalteten, daß Fenster und Türen wie geöffnete Monstermäuler aussehen.

Über den Pincio kehrten wir zur Piazza del Popolo zurück. In S. Maria del Popolo verharren die Pilger zum Abschluß vor den Bildern der Apostelfürsten. Caravaggio hat je eine Station aus dem Leben von Petrus und Paulus, die Bekehrung des Saulus und die Kreuzigung Petri in seiner berühmten Hell-Dunkel-Malerei dargestellt.

Ganz Unentwegte, die sich an Caravaggio noch nicht sattgesehen hatten, zog es in die Kirche S. Luigi dei Francesi, um sich die Bilder über Zachäus anzusehen. Insbesondere die Berufung des Zachäus zum Apostel zeigt sehr plastisch das Verhältnis des Menschen zum Geld.

Nach so viel Kunst, Kultur und religiöser Bildung war der Montag ein Ruhetag. Nach einer Messe in St. Peter und einem Besuch in den Vatikanischen Museen stand der Nachmittag für ein persönliches Programm zur Verfügung.

Am Dienstag, dem 5.11., bildete die Begegnung mit Kurienkardinal Augustinus Mayer, dem ehemaligen Abt des niederbayerischen Benediktinerklosters Metten, ein letztes „Highlight“. Es begann mit einem morgendlichen Gottesdienst in den Grotten von St. Peter, wo sich auch die Grabstätten der Päpste befinden. Der Kardinal zeichnete in seiner Predigt die Gestalt des hl. Petrus und benutzte hierzu das Schriftwort: „Petrus, liebst du mich mehr als diese?“ Diese Frage ist gleichzeitig eine Herausforderung an den Jünger, sich ganz und vorbehaltlos Gott zur Verfügung zu stellen. Dabei muß sich der, der Christus nachfolgen will, frei für ihn entscheiden.

Anschließend saßen Kardinal Mayer und die Pilger der Militärgemeinde Neubiberg im Quartier, einem Schwesternhaus unmittelbar bei St. Peter, zusammen und diskutierten über aktuelle Fragen des Glaubens und der Kirche.

Daß dieses Gespräch gleichzeitig vom ZDF aufgezeichnet wurde, hat niemanden gestört. Die Fragen und Probleme, welche die Teilnehmer bewegten, und die Art, wie Kardinal Mayer sich mit diesen auseinandersetzte, nahm alle derart in Anspruch, daß das Fernseh-Team nach kurzer Anlaufzeit nicht mehr registriert wurde. Natürlich saßen die Romfahrer am 8. 12. vor dem Bildschirm, als die Begegnung im Rahmen eines Berichtes über Kardinal Mayer in die deutschen Wohnstuben kam.

Je eine Sonderführung in den vatikanischen Gärten und zum Petrusgrab in den Ausgrabungen innerhalb von St. Peter beendeten die Begegnung mit der römischen Kurie. Auch diese Eindrücke werden unvergessen bleiben.

Als Fazit läßt sich sagen, daß diese Reise durch die Gottesdienste mit wichtigen Vertretern der Weltkirche die Pilger erleben ließ, Rom ist nicht nur Welt- und Kunststadt, Rom ist mehr, Ewige Stadt, Stadt des Lichtes, des Glaubens und des Friedens.

Die Erinnerung an die Tage in Rom und an die großen Zeugen des Glaubens, insbesondere an die Apostelfürsten Petrus und Paulus, mag die Pilger darin bestärken, daß christliches Leben als ein Pilgerzug in die ewige Zukunft zu Gott hin zu verstehen ist.

Rom

Besuch bei der Schweizer Garde

Günter Thye

Wer kennt sie nicht, sei es durch das Fernsehen oder als Rombesucher, diese farbenprächtigen Soldaten, Hellebardiers genannt, die zu beiden Seiten der Basilika von St. Peter ihre Posten bezogen haben, bei den Papstaudienzen in ihren schmucken Uniformen dem Papst schützend zur Seite stehen.

Doch wer kennt sie wirklich, ihren Dienstablauf, die Voraussetzungen, um in die Schweizer Garde eintreten zu dürfen?

Im Rahmen der Rom-Wallfahrt 1985 der Militärgemeinde Flensburg-Mürwik fand ein Informationsgespräch über die Schweizer Garde mit dem Kommandanten, Herr Oberst Buchs-Binz, statt.

Dieses und die 480jährige Tradition, auf die die Schweizer Garde im Jahre 1986 zurückblicken kann, sind der Grund, diese kleinste Armee der Welt einmal vorzustellen.

Zur Geschichte

Im Jahre 1499 war der Ruhm der Eidgenossen bis nach Italien vorgedrungen, hatten doch die Schweizer am Rhein in mehreren Schlachten Truppen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und des Schwäbischen Bundes besiegt und gleichzeitig dem französischen König die Eroberung des Herzogtums Mailand ermöglicht.

Macchiavelli, der florentinische Staatsschreiber, war zu dieser Zeit der festen Überzeugung, daß diese eidgenössischen Soldaten Italien erobern würden. Die Geschichte zeigt uns, daß dieses nicht der Fall war.

Söldner aus der Schweiz waren allerdings weit vor Beginn des 16. Jahrhunderts im Dienst italienischer Fürsten, Städte und auch Päpste zu finden, sei es als kämpfende Truppen oder als Palast- und Leibwachen.

Im Jahre 1506 gründete Papst Julius II. della Rovere die Päpstliche Schweizer Garde. Sie dient als Leibwache des regierenden Papstes, bewacht ununterbrochen die Haupteingänge zum Vatikanstaat sowie die päpstliche Residenz, leistet Ordnungs- und Ehrendienste und begleitet den Papst auf dessen Reisen.

Das „Soll“ der Schweizer Garde beträgt 100 Mann. Für den Wachdienst ist das Korps in drei Züge eingeteilt, die sich in 24stündigem Rhythmus ablösen. Für Generalaudienzen, besondere Ehrendienste, Staatsempfänge usw. wird je nach Lage die Freiwache ganz oder teilweise herangezogen. An wachfreien Vormittagen kann Exerzieren oder Sport angesetzt werden, oder es wird theoretischer Unterricht erteilt, Musik- und andere Proben abgehalten.

Rekruten, die die italienische Sprache noch nicht beherrschen, müssen entsprechende Unterrichtsstunden absolvieren, die dann mit einem Examen abschließen. Die Kosten dieser Lehrstunden gehen zu Lasten der jungen Schweizer Gardisten.

Von jedem Angehörigen der Garde wird militärische Disziplin erwartet. Innerhalb des ersten Jahres nach Dienstantritt, am 6. Mai, leistet er den Eid auf die Gardefahne.

Eidesformel der Päpstlichen Schweizergarde (wird vom Gardekaplan vorgelesen)

Ich schwöre, treu, redlich und ehrenhaft zu dienen dem regierenden Papst . . . und seinen rechtmäßigen Nachfolgern und mich mit ganzer Kraft für sie einzusetzen, bereit, wenn es erheischt sein sollte, selbst mein Leben für sie hinzugeben.

Ich übernehme dieselbe Verpflichtung gegenüber dem Heiligen Kollegium der Kardinäle während der Sedis-Vakanz des Apostolischen Stuhles.

Ich verspreche überdies dem Herren Kommandanten und meinen übrigen Vorgesetzten Achtung, Treue und Gehorsam.

Ich schwöre, alles das zu beobachten, was die Ehre meines Standes von mir verlangt.

Darauf antwortet der einzelne Soldat:

Ich schwöre alles das, was mir soeben vorgelesen wurde, gewissenhaft und treu zu halten: so wahr mir Gott und seine Heiligen helfen.

Dieser Tag, der als Sacco di Roma in die Geschichte einging, weist auf den Überfall der kaiserlichen Soldateska auf Rom und den Vatikan im Jahre 1527 hin.

Gardetruppen ergeben sich nicht, sondern sie sterben. Dieser berühmte Satz, der erst viel später bei einer anderen Garde gefallen ist, wurde am 6. Mai 1527 durch die Gardisten, unter ihrem Hauptmann Kaspar Röst, vorgelebt.

Der erbitterte Kampf von nicht einmal 200 Gardisten gegen eine Übermacht der verhassten deutschen Landsknechte zog sich von der Porta delle Fornaci über den Campo Santo bis zum Papstaltar der Peterskirche hin. 147 Schweizer Gardisten ließen im Kampf ihr Leben; doch gelang es 42 Überlebenden den Papst über den ummauerten Fluchtweg — der Passetto — zur Engelsburg in Sicherheit zu bringen.

Vom Schweizer Rekruten zum päpstlichen Gardisten

Von einem Gardisten wird erwartet, daß er im Dienst sauber rasiert und mit einem gepflegten Haarschnitt versehen ist. Bärte und lange Haare sind nicht erlaubt.

Für die religiöse Betreuung steht der Garde ein Seelsorger zur Verfügung.

Die unterschiedlichsten Interessen können die Gardisten pflegen in einer eigenen Blaskapelle, einem Gesangschor, einem Fußballclub, einer Bibliothek, einem Spielsaal, Musiksaal und einer Turnhalle.

Im ersten Dienstjahr ist es nicht gestattet, ein eigenes Motorfahrzeug zu halten, danach dann nur mit Genehmigung des Kommandos.

Wer kann nun Schweizer Gardist werden?

Voraussetzung ist: Schweizer Bürger, katholisch, im Alter von 19—30 Jahren. Die Rekrutenausbildung muß bereits in der Schweiz absolviert worden sein, und ein guter Leumund ist wichtig.

Dem Aufnahmesuch ist u. a. ein Leumundszeugnis des zuständigen Pfarramtes und der Wohngemeinde sowie ein Auszug aus dem Zentralstrafregister beizufügen.

Auch nach aktiver Betätigung in katholischen Jugendorganisationen und nach musikalischen Vorkenntnissen wird gefragt; letzteres bedeutet sicher nicht, daß eifrige Disco-Gänger oder Walkman-Träger bevorzugt werden, sondern gefragt ist die Mitgliedschaft in einem Musik- oder Gesangsverein.

Sind nun die meisten Hürden übersprungen, steht das „Einrücken“ mit entsprechenden Modalitäten bevor. Neben einem ärztlichen Attest und anderen Dokumenten muß der

Rekrut u. a. folgendes mitbringen: zwei Paar solide Hosenträger für die Uniform, genügend Zivillkleider, einen dunklen Anzug mit Krawatte, Sportzeug, Schuhputzzeug und eine möglichst ältere Bettwäschegarnitur.

Der Gardekommandant verfügt mit Genehmigung des Kardinalstaatssekretärs nach der Eintrittsuntersuchung durch eine Ärztekommision die endgültige Aufnahme des Rekruten in die Schweizer Garde. Die Mindestverpflichtungszeit beträgt 2 Jahre, die Höchstdienstzeit für Unteroffiziere beträgt 25 Jahre.

Leben in der Kaserne

Da gerade die Schweizer Gardisten bei italienischen Familienvätern begehrte „Heiratskandidaten“ sind, kann es schon einmal vorkommen, daß ein Gardist in die vorbereitete Falle der potentiellen Schwiegereltern stolpert. Einer Heirat steht dann nichts mehr im Wege, wenn der Gardist mindestens den Rang eines Korporal innehat, mindestens 25 Jahre alt ist und bereits 3 Jahre treu gedient hat und drei weitere Jahre sich verpflichtet hat. Voraussetzung ist allerdings auch, daß im Gardequartier eine freie Wohnung zur Verfügung steht.

Womit wir bei den Unterkünften angelangt sind. In der Vatikankaserne teilen sich zwei Gardisten ein Zimmer. Die Rekruten haben nur zu Beginn einen Schlafsaal. Die Unteroffiziere erhalten ein Einzelzimmer zugewiesen.

Von einem Beförderungsstau war anlässlich unseres Besuches nichts zu vernehmen. Die Beförderungen bei der Schweizer Garde zum Vizekorporal, Korporal, Wachtmeister und Feldwebel erfolgen anhand der Eignung und des Dienstalters durch den Gardekommandanten unter Zustimmung des Kardinalstaatssekretärs. Für qualifizierte Unteroffiziere besteht die Möglichkeit, die Laufbahn der Offiziere zu ergreifen.

Ein Gardist ist bereits nach 10 Dienstjahren pensionsberechtigt — auf Lebenszeit. Wesentlich wird die Pension erhöht nach 15 Dienstjahren, Anspruch auf die volle Pension besteht nach 20 Dienstjahren. Wer jetzt betrübt sein Haupt schüttelt, sollte sich an die Einstellungsvoraussetzungen erinnern.

Die Kosten für eine freie Heilfürsorge einschließlich der verordneten Kuraufenthalte werden vom Hl. Stuhl getragen.

Für Schweizer Gardisten, die von Rom in die Schweiz fliegen möchten, gewährt die SWISSAIR 50 Prozent Ermäßigung auf ein Flugticket.

Stammpersonal — Chancen für Längerdienende

Die Beförderung eines Hellebardiers zum Unteroffizier ist u. a. eine Frage der freigewordenen Planstelle. Zwei Drittel der jungen Männer verlassen als „Zweiender“ die Schweizer Garde. Für Längerdienende bietet sich dann die Gelegenheit, zum Vizekorporal aufzurücken. Einer weiteren Beförderung zum Korporal steht dann vielfach nichts mehr im Wege;

danach wird die Spitze der Pyramide spürbar. Nur wenigen gelingt es, zum Wachtmeister oder gar zum Feldwebel aufzusteigen. Einige Zahlen sollen dieses verdeutlichen:

Dem Jahresbericht 1984 der Päpstlichen Schweizer Garde ist zu entnehmen, daß die Stärke des Stammpersonals 102 Gardisten beträgt, davon 76 Hellebardiers, 7 Vizekorporale, 10 Korporale, 3 Wachtmeister, 1 Feldwebel (sein reglementarischer Titel lautet „Sergente Maggiore con funzione di Aiutante col grade di Tenente“), 1 Gardekaplan und 4 Offiziere einschließlich des Kommandanten.

Nun noch ein kurzes Wort zu den Offizieren. Sie können sich aus aktiven Offizieren des Schweizer Heeres, aber auch aus den eigenen Reihen rekrutieren. Der Kommandant der Schweizer Garde steht im Range eines Oberst, sein Stellvertreter im Rang eines Oberstleutnants. Es folgen in der Hierarchie der Gardekaplan (Oberstleutnant), ein Major und ein Hauptmann.

Eine wahrlich starke Besetzung, zurückzuführen auf die Tatsache, daß im letzten Jahrhundert die Gardekompanie einem Regiment gleichgestellt wurde.

Der Dienst

Der Dienst dieser päpstlichen Wächter ist sicher kein leichter Dienst. Wenn im Sommer die Sonne auf den federgeschmückten Blechhelm brennt, die Füße auf dem heißen Asphalt aus den Schuhen quellen wollen, die Thronwächter im Regen verharren müssen und im Winter die eisige Kälte vom Boden die Beine hinaufkriecht, dann möchten wir nicht unbedingt mit diesen Gardisten den Platz tauschen.

Sicherlich gibt es auch angenehmere Wachtposten, wie zum Beispiel der an Porta Sant' Anna, wo ein geschäftiger Verkehr herrscht. Hier huschen Gestalten in Priesterkleidung und Ordenstrachten vorbei, Besucher, die zum Osservatore Romano möchten, müssen diese Wache passieren. Heerscharen von Touristen und Touristinnen, viele davon nett anzusehen, schieben sich vom oder zum Vatikan an diesen Posten vorbei.

Auch die Begleitung des Heiligen Vaters auf Auslandsreisen ist nicht ohne Reiz.

Alles in allem aber eben doch ein harter Beruf für die, die in dieser fotogenen bunten Uniform stehen.

Freizeitgestaltung

Um so erstaunlicher ist dann die Tatsache, daß aus dieser Gemeinschaft heraus noch so viele Freizeitaktivitäten entstanden sind.

Selbst die Freizeitgestaltung ist mit Problemen behaftet, denn der Dienstplan, die Wacheinteilung ist erst ein Tag vor Antritt der Wache bekannt. Eine Wochenendplanung mit der Freundin, die Vorbereitung auf la dolce vita in Rom, ja selbst angesetzte Übungsabende für die Gardekappelle, können der Wachplaneinteilung oder einer nicht vorhersehbaren neuen Lage zum Opfer fallen.

Anlässlich des Heiligen Jahres haben viele von uns am 8. April 1984 diese „Buben“ in voller Größe und Farbenpracht auf dem Petersplatz bewundern und auf die Platte bannen können. An diesem Tag feierte der Papst zusammen mit 23 Militärbischöfen und 12000 Soldaten aus 23 Ländern die Heilig-Jahr-Messe.

Neben Vertretern aller Nationen durften auch zwei Gardisten in Uniform die hl. Kommunion aus der Hand des Papstes empfangen.

Neben der Gardemusik und der daraus entstandenen Kleinform „Hüttli-Buure-Musig“ mit einem derzeitigen Repertoire von über 12 Liedern existiert noch ein Gardechor, eine Fußballmannschaft (FC Guardia), die sich tapfer schlägt — 12 Siege und 12 Niederlagen im Jahre 1984 (auch deutsche Soldaten aus Decimomannu/Sardinien haben hier ihr Glück versucht) — und eine Tischtennisgruppe.

Wie das Jahrbuch '84 weiterhin zu berichten weiß, wurde ein ebenso perfekter wie ausgedehnter Fastnachtsball auf die Beine gestellt. Natürlich in der Kaserne. Mangels Masse wurden dann die anmutigen Bauerndirndl aus den eigenen Reihen „geboren“.

Unter sach- und ortskundiger Führung eines leibhaftigen Bischofs organisierte die Narrenzunft dann eine Polonaise durch die Kaserne.

Schlusswort

Die Erwähnung des letztgenannten soll nicht darüber hinwegtäuschen, daß das enge Angewandensein an Dienst und Kaserne neben der körperlichen Anstrengung des Schichtdienstes eine Opferbereitschaft erfordert, die in unserer westlichen Gesellschaft nicht gerade „in“ ist. Unser Streben ist auf Wohlstand ausgerichtet; der Staat soll ihn möglichst noch fördern. Junge Männer verweigern den militärischen Dienst für die Gemeinschaft, und sogenannte Friedensbewegungen stellen selbst die Wehrpflicht in Frage.

Diese Schweizer Gardisten zeigen ein anderes Bild. Sie sind bereit, für ein Ideal eine Reihe von Beschwerden auf sich zu nehmen und, wenn erforderlich, Leib und Seele einzusetzen.

Literaturnachweis:

- 1) Jahresbericht 1984 Päpstliche Schweizergarde.
- 2) Orientierungsblatt Kommando Päpstliche Schweizergarde.
- 3) Merian-Monatsheft 12/29 Vatikan.
- 4) Vatikan — Blick über die Mauern I. Neuvecelle, W. Imber, Verlag Weltbild Bücherdienst

Kaufbeuren

Zur Nachahmung empfohlen

Hans Ritter

Wenn in einer katholischen Militärgemeinde seit 9 Jahren in ununterbrochener Folge eine sehr spezielle Andachtsstunde gefeiert wird, dann ist das der Beginn einer Tradition.

Als 1977 unser Standortpfarrer Willy Poppler unter der Überschrift „Besinnliche vorweihnachtliche Stunde im Wald“ die Gemeinde einlud, sind viele vielleicht voller skeptischer Erwartung gekommen. Daß nunmehr aber jedes Jahr mehr Soldatenfamilien und Freunde der Militärgemeinde mitfeiern, zeigt den steigenden Grad der Beliebtheit unserer Waldweihnacht.

Bei der letztjährigen Feier am 4. Advent lag die Beteiligung bei ca. 160 bis 180 Personen.

Um 16.00 Uhr trafen wir uns auf einem Parkplatz am Waldrand. Jeder Teilnehmer erhielt eine Kerze mit Windschutz und einen Liedzettel. Ein Bläserquartett junger Freunde unserer Gemeinde gab der Andachtsstunde einen stimmungsvollen Rahmen.

Vom Sammelpunkt aus wanderte der Lichterzug etwa zehn Minuten in den Wald hinein. An exponierter Stelle wurde dann die erste kleine Andacht gehalten. Eine vorweihnachtliche Geschichte, besinnliche Worte des Pfarrers und ein gemeinsames Lied, zusammen mit der Musik, waren der Inhalt des ersten Halts. In ähnlicher Weise wurde nach dem weiterwandern noch an einer zweiten und dritten Station unseres Rundkurses verfahren. Mit zunehmender Dunkelheit, in der nur noch der Schnee durch die Kerzen erstrahlte, fühlte man, wie die Hetze der vorweihnachtlichen Zeit von den Erwachsenen abfiel und die im Kerzenschein leuchtenden Kinderaugen die Gemeinschaft in jene besinnliche Stimmung brachten, die dieser Zeit angemessen ist.

Letzte Station war wiederum der Ausgangspunkt unserer Prozession. Nachdem als letztes das Lied „Oh du fröhliche...“ verklungen war, erwärmte uns alle noch ein Becher Glühwein, den wir, rundherum verteilt um einen hell erleuchteten Weihnachtsbaum, tranken. Fleißige Hände des Pfarrgemeinderates und Angehöriger der GKS hatten wie immer gute Arbeit geleistet.

Jeder spürte es innerlich: du bist nicht allein, du bist eingebettet in die Gemeinschaft, in die Gemeinde.

Noch einmal: Zur Nachahmung empfohlen!

Hammelburg

Eva Albert

Seit vielen Jahren veranstaltet die kath. Militärgemeinde von Hammelburg Anfang Januar eine Familienbildungswoche. Nachdem im letzten Jahr die Unterbringung im Hotel Hans Veit in Rothenkirchen im Frankenwald so guten Anklang fand, fuhren auch heuer wieder in der Zeit vom 2.—6. Januar 1986 zwanzig Familien unter Leitung von Mil.Pfarrer Wolfgang Witzgall dorthin.

Bereits am Nachmittag des Anreisetages trafen sich die Erwachsenen zum ersten Vortrag. Referent war der Dipl.-Theologe Wilhelm Kemper, der eine Einführung in das Thema: „Kirche im 3. Reich“ hielt. Am Abend stellte Pfr. Witzgall per Videofilm die einzelnen Familien vor, deren Eintreffen und Begrüßung gefilmt worden war. Der Freitag begann mit einem gemeinsamen Morgengebet und der Weiterführung des Themas nach dem Frühstück. Der Referent befaßte sich dabei besonders mit der Person des Kardinal Faulhabers und mit dem Widerstand der katholischen Kirche in Bayern gegen das 3. Reich. Am Nachmittag wurde der Inhalt der Enzyklika „Mit brennender Sorge...“ erläutert. Nach einer

lebhaften Diskussion wurde der Arbeitskreis abgeschlossen und der Referent mit Beifall verabschiedet. Während der Vorträge trafen sich die Kinder unter Leitung einer Betreuerin im Kindergarten von Rothenkirchen zum Basteln und Spielen. Auch für die Betreuung der Jugendlichen war gesorgt.

Am Abend zeigte „Video-Television Rothenkirchen“ Ausschnitte über den Tagesverlauf, bevor Eltern und Kinder gemeinsam aus dem „Bettelmusikanten“ sangen.

Der Samstag stand ganz im Zeichen der „Freizeit“. Über Nacht war reichlich Neuschnee gefallen. So tummeln sich Eltern und Kinder bei Sonnenschein am nahegelegenen Hang beim Schlitten- und Skifahren. Am Nachmittag wurde das Vergnügen im Schnee mit einer Winterwanderung fortgesetzt. Eine große Gruppe wanderte durch den tief verschneiten Wald ins 3 km entfernte Marienroth. Nach einer Stärkung mit heißen Getränken wurde die Rückwanderung angetreten. Den Abschluß dieses Tages bildete ein bunter Abend, den die Kinder mit einem von der Betreuerin einstudierten „Punkertanz“ eröffneten. Der Beifall der Eltern war so groß, daß die Vorführung zweimal wiederholt werden mußte. Anschließend spielte ein Alleinunterhalter aus Rothenkirchen zum Tanz auf.

Am Sonntagvormittag besuchten die Familien gemeinsam den Gottesdienst in der Pfarrkirche von Rothenkirchen. Nach dem Mittagessen startete ein Bus zum traditionellen Ausflug. Die Fahrt ging nach Ebrach, wo unter Leitung des Pfarrers von Ebrach die Abteikirche des ehemaligen Zisterzienserordens besichtigt wurde. Am Ende der Führung spielte der Geistliche ein Präludium auf einer der drei Kirchenorgeln. Nach der Besichtigung war Gelegenheit zu einer Kaffeepause, bevor die Fahrt nach Burgebrach weiterging, wo man im Gasthaus „Schwan“ zu Abend aß. Danach besuchten alle Teilnehmer das heitere Volkstück „Einen Adam für die Eva“, das die Theatergruppe Burgebrach im Saal des Schwanenwirts aufführte. Die Atmosphäre des Saals und die hervorragenden Leistungen der Schauspieler ließen das Stück zu einem vollen Erfolg werden. Dabei wurden die Lachmuskeln sehr strapaziert. Spät abends erreichten alle müde das Hotel Hans Veit.

Der Vormittag des Dreikönigstages stand im Zeichen des Familiengottesdienstes. Kinder, als Sternsinger verkleidet, spielten die Geschichte der Weisen aus dem Morgenland.

Nach dem Mittagessen hieß es leider Kofferpacken und Abschied nehmen vom Frankenstein. Alle waren sich einig, ein paar schöne Tage der Bereicherung und Erholung in harmonischer Gemeinschaft erlebt zu haben.

Poing

„Poinger Männerrunde“ — ein Modell?

Arthur Schopf

Es ist etwa drei Jahre her, da sagte eines Tages nach einer Sitzung des Poinger Pfarrgemeinderates — der wir beide angehörten — die schon verstorbene Oberlehrerin i. R. Irene Kredatus zu mir: „Es gibt so viele einsame Männer bei uns, warum gründen Sie nicht einen ‚Männerbund‘, ähnlich wie ich es schon vor vier Jahren mit der Schaffung des Zweigvereins Poing des Kath. Deutschen Frauenbundes für die Frauen getan habe?“

Sie hatte wahrlich recht, denn in unserer Gemeinde Poing im Landkreis Ebersberg gibt es eine erhebliche Anzahl von Männern, die keinem Verein angehören, denen auch die

Wirtshausatmosphäre von Stammtischen nicht ganz behagt, die jedoch gerne die freundschaftliche Verbundenheit zu anderen pflegen möchten. Aus diesem Anlaß habe ich 1982 die „Poinger Männerrunde“ ins Leben gerufen.

Diese überkonfessionelle, unpolitische, ungebundene und beitragsfreie Diskussionsrunde ist eine Vereinigung von Männern verschiedenen Alters — Senioren mit eingeschlossen —, die einmal monatlich zusammenkommt. Da werden bei einem Glas Bier — auch Rauchen ist gestattet — interessante Debatten und Unterhaltungen über aktuelle Zeitprobleme geführt, es werden Sorgen und Nöte von Männerfreunden besprochen, und man ist versucht, mit Rat und Tat zu helfen. Durch Veranstaltung von Vorträgen mit Dia- und Filmvorführungen ist das Programm erweitert worden. So hat ein bekannter Poinger Arzt über seine Familienreise durch Kanada berichtet; der kath. Pfarrer Alfons Landwieder gab einen interessanten Reisebericht über eine in diesem Frühjahr erfolgte Informationsfahrt durch das Heilige Land; das mit dem Franziskanerorden eng verbundene Mitglied der Poinger Kirchenverwaltung, D. Peter Glas, erzählte über die „Mission in Bolivien“, die er besucht hatte; der ev. Pfarrer referierte zweimal über seine langjährige Missionstätigkeit in Brasilien, und ein Oberamtsrat i.R., der sich seit vielen Jahren mit der Erforschung der Frühgeschichte Poings und seiner Umgebung befaßt, sprach zunächst über die Funde, die aus dieser Zeit gemacht wurden, und führte dann die Männerrunde mit ihren Frauen an die geschichtlichen Stätten wie eine alte „Römerstraße“, ferner an „Hügelgräber“ aus der Hallstadt-Zeit (750—450 v. Chr.) usw. Ab und zu gestalten auch andere Mitglieder einen Diskussionsabend über zeitnahe Themen oder lesen eigene Prosa- und Poesie-Beiträge vor.

Wie groß das Interesse an diesen Treffen der „Poinger Männerrunde“ ist, beweist die Tatsache, daß seit Bestehen dieses Freundeskreises an den bisher 20 Abenden insgesamt 50 Männer abwechselnd teilgenommen haben. So haben sich ab und zu sehen lassen: Poings 1. Bürgermeister und zahlreiche Vorsitzende Poinger Vereine. Diese erfreuliche Resonanz ist mir eine Verpflichtung, das Programm der Männerrunde immer mehr auszubauen. Im Nov. d.J. wird — im Einvernehmen mit dem Kreisbildungswerk Ebersberg — der Geschäftsführer des Münchner Diözesanrates an Hand von Dias aus jüngster Zeit einen Vortrag über das klassische Ägypten halten, und für Frühjahr 1986 ist eine Reportage über das moderne Indien geplant.

Ende vorigen Jahres wurde auch das Kath. Altenwerk der Erzdiözese München-Freising, das sich vornehmlich mit der Altenseelsorge und Altenbetreuung befaßt, auf die „Poinger Männerrunde“ als ein nachahmenswertes Modell aufmerksam. In einer Sitzung, an der Vertreter aus den meisten Pfarrgemeinderats-Gremien der Region Nordbayern teilnahmen, konnte ich vor einer interessierten Zuhörerschaft über unseren Männerkreis berichten.

Diez — Limburg — Rennerod — Daaden

Abschied

Karl-Heinz Denzin

Die Standorte Diez/Limburg — Rennerod — Daaden sind wieder ohne Seelsorger.

Militärdekan Pater Gerhard Nowoisky ist ausgeschieden und wurde in allen Ehren verabschiedet.

Der kath. Militärbischof Dr. Elmar Maria Kredel, Erzbischof von Bamberg, besuchte die 5. Panzerdivision. Am 14. Januar gab er auf Schloß Oranienstein, Sitz des Stabes der 5. Panzerdivision, einen Empfang.

Der Kommandeur der 5. Panzerdivision, Generalmajor Wilhelm Jacoby, begrüßte die Exzellenzen, den Militärbischof, den Bischof von Limburg, Dr. Kamphaus, Weihbischof Pieschl und die zahlreichen Gäste aus Politik, Kultur und öffentlichem Leben.

Es folgte nun die Ansprache des Militärbischofs. Erfreut nutzte er die Möglichkeit, Herrn Militärdekan Pater Nowoisky, der als Pfarrer und Seelsorger für die Angehörigen der 5. Panzerdivision und Teile des III. Korps lange Jahre mit großem Engagement tätig war, Dank und persönliche Anerkennung auszusprechen.

Es kommt sehr selten vor, daß ein Militärg Geistlicher in diesem außergewöhnlichen Rahmen verabschiedet wird.

Stellvertretend für alle Soldaten dankte General Jacoby dem scheidenden katholischen Militärdekan für seine geleistete Arbeit in der Militärseelsorge. Er habe sein Wirken beharrlich, bescheiden, aber zielstrebig verfolgt. Auf seine Arbeit treffe das Wort Albert Schweitzers zu: „Kraft macht keinen Lärm, sie ist da und wirkt.“

Ein weiterer Wesenszug von Pater Nowoisky sei der feine Humor gewesen, mit dem er auch ernsthafte Situationen zu überwinden verstand. Und schließlich erwähnte General Jacoby noch die Zauberkunststücke des Pallottinerpaters, mit denen er die Soldaten so oft unterhalten und verblüfft habe.

General Jacoby zeichnete im Anschluß daran Militärdekan Nowoisky mit der Ehrennadel der 5. Panzerdivision aus.

Die weiteren Redner, Provinzial der Pallottiner, Pater Thiel, der evangelische Militärdekan Wolf, Hauptfeldwebel Denzin als Vertreter der GKS sowie der brillante Redner Prälat Hubert Bittorf, dankten dem scheidenden Militärdekan für seinen unermüdlichen Einsatz und seine Freude an der Zusammenarbeit mit Kirche und Soldaten.

Am 15. Januar, in einem feierlichen Standortgottesdienst in der Pallottinerkirche, verabschiedete sich Pater Nowoisky von „seiner“ Militärkirchengemeinde, von „seinen Soldaten“.

Die Festpredigt hielt Militärbischof Dr. Kredel. In dem Gottesdienst ging der Bischof auf das Selbstverständnis der Militärg Geistlichen ein. Mit dem Militärpfarrer solle nicht die Einwirkung einer großen gesellschaftlichen Gruppe in der Bundeswehr gewährleistet sein. Vielmehr müsse Kirche, der Leib Christi und die Gemeinschaft der Christgläubigen auch

unter den Soldaten praktiziert werden. Militärgeistliche seien für die Soldaten Pfarrer und mit ihnen Christen.

Der scheidende Militärdekan Nowoisky, der den anwesenden Soldaten und Familienangehörigen mit dem Herrn Erzbischof zum letzten Mal die Kommunion austeilte, versicherte in seinem Grußwort, daß er trotz seiner neuen Aufgabe als Pfarrer einer Gemeinde im Ruhrgebiet gerne künftig die Soldaten besuchen komme. Rückblickend meinte er, daß die Eucharistiefeier ihm in seiner Tätigkeit immer wieder Kraft gegeben habe.

Am 17. Januar wurde Herr Dekan Nowoisky von der GKS verabschiedet. Ort des Geschehens war die Unterkirche bei den Pallottinern in Limburg. 150 Gäste waren geladen und alle waren dem Ruf zu einem letzten Zusammensein in diesem Rahmen mit „ihrem Dekan“ gefolgt.

Alle Mitglieder der GKS, darunter zwei Obristen, der neugewählte Militärpfarrgemeinderat und viele persönliche Gäste des Herren Dekan waren anwesend. Durch das Programm führte der Sprecher der GKS, Hauptfeldwebel Karl-Heinz Denzin.

Nach einem herzlichen Willkommen von Herrn Dekan Nowoisky wurde mit einem gemeinsamen Abendessen begonnen. Gegen 20.00 Uhr ergriff dann der Sprecher der GKS das Wort. Er brachte einen Abriss über die Tätigkeit des Herrn Dekan, über sein Tun und Wirken. Es war eine sehr bewegte Zeit; dreieinhalb Jahre Militärpfarrer bei einem Divisionsstab und an einem Großstandort, der weit in den Westerwald reicht.

Die Zeit mit Pater Nowoisky war für alle eine gute und ereignisreiche Zeit, eine Zeit der Freude, des Zusammenseins, der Überraschungen. Er hat es immer wieder verstanden, seine Zuhörer mitzureißen, ob im Gottesdienst, bei den Familienwochenenden, Werkwochen, den Zusammenkünften aus den verschiedensten Anlässen. Die GKS ist durch sein Mittun zusammengewachsen und hat an Mitgliedern gewonnen.

Eine Reihe von Wallfahrten konnten mit ihm erlebt werden. Höhepunkt war eine Wallfahrt nach Rom. Allen Teilnehmern wird diese Reise unvergesslich bleiben.

Ein herzliches Dankeschön und ein „Vergelts Gott“ an Dekan Nowoisky. Wir werden ihn nicht vergessen. Für seinen „Ruhestand vom Militärdienst“ erhielt Pater Nowoisky einen Schaukelstuhl.

Frau Elisabeth Denzin sang ein Abschiedslied, das sie für den scheidenden Militärseelsorger getextet hatte; es lockte einigen Tränen in die Augen.

Die große Meßdienerschar dankte „ihrem Seelsorger“ mit einem Fotoalbum.

Für die Ehrungen an diesem Abend bedankte sich Dekan Nowoisky mit einer Vielzahl seiner hervorragenden Zauberkunststücke. Auch auf diesem Gebiet des Humors, des Frohsinns und der Unterhaltung werden wir von der GKS ihn sehr vermissen.

Der Abend klang aus in reger Unterhaltung mit dem scheidenden Pater und herzlichem Händeschütteln jedes einzelnen.

Auf diesem Wege wünschen wir ihm nochmals alles Gute und Gottes Segen bei all seinem Tun, und immer, wenn ihn der Weg in den Raum Diez/Limburg führt, sei er unser aller Gast.

Hildesheim

„Soldaten beten um den Frieden“

Soldatengottesdienst

im Dom zu Hildesheim am Donnerstag, dem 6. 2. 1986

Emil Kladiwa

Nachdem im vergangenen Jahr die Feier des Weltfriedenstages im Hildesheimer Dom großen Anklang und Zuspruch gefunden hat, feiert die katholische Militärseelsorge und die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) im Wehrbereich II auch in diesem Jahr den Weltfriedenstag.

Zum zweiten Mal feiert der Bischof der Diözese Hildesheim Dr. Josef Homeyer anlässlich des Weltfriedenstages 1986 mit den im Umkreis von Hildesheim—Braunschweig und Hannover stationierten katholischen Soldaten sowie Angehörigen der Bundeswehrverwaltung, der Polizei und des Bundesgrenzschutzes einen Soldatengottesdienst im Dom zu Hildesheim.

Insgesamt werden etwa 700—800 Teilnehmer erwartet.

Der Gottesdienst steht unter dem Thema, das den Frieden auf der ganzen Welt als einen Wert ohne Grenzen beschreibt: „Nord—Süd, Ost—West: Ein einziger Friede“. Papst Johannes Paul II. geht es dabei um die fast utopische Ermunterung, Grenzen zu überwinden, damit Friede wird. Der Weltfriedenstag ist ein Appell an die Staaten; an die Politiker; an alle, die Verantwortung tragen; an Menschen die guten Willens sind.

Es geht um den Weltfrieden, aber es geht auch um den inneren Frieden des einzelnen. Grenzen die dem Frieden keinen Raum Geben, sind in uns und um uns. Besonders wir als Soldaten fühlen uns in den Friedensdienst eingebunden.

Mit dem Bischof von Hildesheim feiern den Gottesdienst als Konzelebranten:

- Prälat Dr. Quiter, Kath. WB-Dekan II; Hannover,
- MilDekan Paul Burger; Kath. Standortpfarrer in Hildesheim,
- Pater Dr. Kurt Dehne SJ; Landespolizeidekan in Niedersachsen,
- Oberpfarrer im BGS; Johannes Seves; Hannover,
- Stadtdechant Carl-Heinz Schulz; Hildesheim,
- britischer Militärpfarrer aus Hildesheim.

Nach dem Gottesdienst nehmen alle Teilnehmer an einem Empfang des Katholischen Wehrbereichsdekan II und dem Vorsitzenden der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) im Wehrbereich II und an einer Begegnung mit dem Hildesheimer Bischof Dr. Josef Homeyer im großen Saal des Generalvikariats teil.

Anschließend sind alle Teilnehmer zu einem Erbseneintopfen das vom SanBtl 1 — Hildesheim — zubereitet wird, eingeladen. Die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) feiert seit vielen Jahren den Weltfriedenstag in besonderer und vielfältiger Weise in den Standorten. Sie beschäftigt sich bereits seit Anfang der 60er Jahre mit dem Thema und dem Anliegen für den Frieden in der Welt. Die Gestaltung und Durchführung des Welt-

friedenstag 1986 wurde in enger Zusammenarbeit mit dem Katholischen Wehrbereichsdekan II geplant und vorbereitet.

Seit 1976 feiert der Kölner Erzbischof im Dom zu Köln anläßlich des Weltfriedenstages einen Internationalen Soldatengottesdienst. Der Katholische Militärbischof der Bundeswehr, Erzbischof von Bamberg, Dr. Elmar Maria Kredel, feierte ebenfalls in mehreren Standorten der Bundeswehr den Weltfriedenstag 1986.

Die katholische Militärseelsorge und die Gemeinschaft Katholischer Soldaten in der Diözese Hildesheim und im Wehrbereich II, begrüßt es deshalb sehr dankbar, daß der Bischof von Hildesheim die Bitte des Katholischen Wehrbereichsdekans II aufgegriffen hat und nun schon zum 2. Mal einen Soldatengottesdienst im Hildesheimer Dom feiert.

Unter den teilnehmenden Soldaten, Beamten und Gästen sind u. a.:

- Präsident der WBV II, Dr. Krämer — Hannover,
- Vizepräsident der WBV II, Gottwald — Hannover,
- Oberst i. G. Feller, WBK II — Hannover,
- Oberst Csoboth, Kdr PzGrenBrig 1 — Hildesheim,
- Oberstleutnant Hölscher, Kdr VKK 223 — Hildesheim,
- Generalvikariatsrat Werner Holst, Hildesheim
- Oberstleutnant Zipf, Kdr SanBatI 1 — Hildesheim,
- Regierungsamtsrat Manthey, Leiter Stov-Hildesheim;
- Regierungsrat Martini, Leiter KWEA Hildesheim,
- Stadtsuperintendent Brockhoff, Hildesheim,
- Ev. Standortpfarrer in Hildesheim, MilPfarrer Schwarzrock,
- Polizeidirektor Lüddecke, Hildesheim,
- Leitender Kriminaldirektor Hocker, Hildesheim,
- Vorsitzender der Katholischen Männerverbände in der Diözese Hildesheim (AGKM) Manfred Müller, Bad Salzdetfurth,
- Brigade-, Regiments- und Bataillonskommandeure im Raum Hildesheim, Braunschweig und Hannover,
- Oberstleutnant Paul Schulz, Vorsitzender der GKS im WB II
- u. v. andere Persönlichkeiten mehr.

Der GKS-Familienkreis Frankenberg hat sich, nach verminderten Aktivitäten in den letzten zwei Jahren, am 21.1.'86 wieder zu seiner monatlichen Zusammenkunft getroffen. Sehr erfreulich die überaus hohe Beteiligung, wobei auch viele neue Familien anwesend waren. Zahlreiche Maßnahmen und Veranstaltungen wurden geplant und beschlossen. An der Zusammenkunft nahmen auch evangelische Ehepaare teil; dies, so der wieder bestätigte Sprecher HptFw Peter Moryson, entspricht auch den Zielsetzungen der GKS: Zusammenarbeit in der Ökumene. Als Vertreterin wurde Frau Isolde Zimmer gewählt.

Zum besseren Verständnis, gerade auch für die neuen Mitglieder, erläuterte der Sprecher im Rahmen eines Kurzvortrages die Aufgaben und Zielsetzungen der GKS. Das Mitglied des Pfarrgemeinderates, HptFw Bernhard Sippel, informierte hierüber.

Im einzelnen werden an den GKS-Abenden des I/86 folgende Themen behandelt:

- | | | |
|----------|--|-------------------------|
| 21.1.'86 | Wesen und Ziele GKS Pfarrgemeinderat | HF Moryson HF Sippel |
| 25.2.'86 | Diabericht über die Soldatenwallfahrt LOURDES | Pfarrhelfer Becker |
| 18.3.'86 | Sterbehilfe — Hilfe beim Sterben | MilPf Nabbefeld |

Es erklärten sich je drei Damen und Herren bereit, bis zur nächsten GKS-Zusammenkunft Themenvorschläge für das II/86 sowie die Planung für den Rest des Jahres vorzuschlagen.

Der Kreis will sich bei den weiteren Planungen eng an der schon vom Pfarrgemeinderat herausgegebene Jahresübersicht orientieren. Wir sind und wollen „keine Konkurrenz“ zum Pfarrgemeinderat und der damit verbundenen Aufgabenstellung. In unserer Arbeit wollen wir die geplanten Maßnahmen unterstützen.

Gerade aber auch den, unseren MilPfarrer sehen wir nicht *nur* als den geistlichen Beirat mit Stimmrecht, sondern vielmehr als Partner, der uns mit Rat und Tat zur Seite steht.

Die uns vorliegende Jahresübersicht des kath. Standortpfarrers fand große Zustimmung, da sie eine Vielzahl von Maßnahmen aufzeigte.

In der Zusammenkunft am 21.1.'86 legte der GKS-Kreis schon folgende Veranstaltungen fest:

- Eine Wochenendveranstaltung für Familien vom 21.—23.3.'86 im Ausbildungsstützpunkt „Kahler Asten“ bei Winterberg.
- Ein Kinder- und Familienfest im Monat August. Die genaue Terminabsprache mit den anderen GKS-Kreisen des StOPf Gießen erfolgt noch rechtzeitig.
- Die schon in anderen Standorten des Bereichs durchgeführten Rekrutenabende zu Beginn des Wehrdienstes sollen auch bei uns, angeleitet durch Mitglieder der GKS, durchgeführt werden.

Abschließend bedankte sich Sprecher Peter Moryson für die zahlreiche Teilnahme und das Angebot, bei durchzuführenden Maßnahmen sich aktiv zu beteiligen. Im eigenen Bereich möge man weiter für die GKS die Werbetrommel rühren.

Koblenz

Weltfriedenstag 1986 mit den Soldaten des Standortes Koblenz am 17. Januar 1986

Wieland Oden

Am Freitag, den 17. Januar 1986, feierte der H.H. Kath. Militärbischof Dr. Elmar Maria Kredel, Erzbischof von Bamberg, in Konzelebration mit dem H.H. Militärgeneralvikar Dr. Ernst Niermann, dem Kath. Wehrbereichsdekan IV H.H. lic. theol. Hubert Bittorf, dem Vertreter des Bistums Trier, H.H. Domkapitular Schwayrz, dem H.H. Regionaldekan Hans Lambert und den kath. Standortpfarrern Koblenz I–IV anlässlich des Weltfriedenstages 1986 die Heilige Messe in der Pfarrkirche Maria Hilf in Koblenz-Lützel. In seiner Predigt betonte der Militärbischof die Bedeutung des Friedens in der Welt von heute, aber auch die Endlichkeit des menschlichen Bemühens. Er machte deutlich, daß wahrer Friede ein Geschenk ist und immer wieder neu gewonnen werden muß; für den Christen ein Gnadengeschenk und ein immerwährender Anspruch, um den es im Gebet zu bitten gilt.

Bei dem anschließenden Empfang in der Pionierkaserne in Koblenz-Metternich konnte der Kath. Wehrbereichsdekan viel Prominenz begrüßen, einer Pflicht, der er sich mit dem ihm eigenen Humor gern unterwarf. Gekommen waren Vertreter des Deutschen Bundestages, u. a. Bundestagsabgeordneter Pauli, Vertreter des Rheinland-pfälzischen Landtags, an der Spitze Landtagspräsident Dr. Volkert, Vertreter der Kommunalbehörden und der Stadt Koblenz; für die Bundeswehr der Kommandierende General des III. Korps, Generalleutnant Diedrichs, der Befehlshaber im Wehrbereich IV, Generalmajor Holzfuß und viele Soldaten aller Dienstgrade aus den Kasernen des Standortes Koblenz.

Grußworte an die Anwesenden richteten der Landtagspräsident Dr. Volkert, der Kommandierende General des III. Korps, Generalleutnant Diedrichs, H.H. Domkapitular Schwayrz als Vertreter des Bischofs von Trier, Hauptmann Riffel, Vorsitzender im (Wehr-)Bereich IV der Gemeinschaft Katholischer Soldaten, und – vom Kath. Wehrbereichsdekan besonders angekündigt und von den Soldaten gefeiert – Gefreiter Ralf Kaulich sowie unser H.H. Kath. Militärbischof Dr. Elmar Maria Kredel, der sich bei allen Verantwortlichen und Mitwirkenden herzlich für ihre Bemühungen bedankte.

Der Weltfriedenstag, in Koblenz von der Militärseelsorge mit den Soldaten und Gästen in dieser Form zum zweiten Mal begangen, hat gute Aussicht, sich im Terminplan der nächsten Jahre einen festen Platz zu sichern.

Schlaglichter zum Weltfriedenstag 1986 in Koblenz:

Wir sind froh, daß

- unser H.H. Kath. Militärbischof mit uns die Heilige Messe gefeiert hat, so bekam der Tag seine besondere Bedeutung;
- prominente Gäste und Soldaten aller Dienstgrade die Plätze in der Kirche eingenommen hatten, so gingen sie vielen mit gutem Beispiel voran;
- so viele Vertreter des öffentlichen Lebens an dem Gottesdienst teilnahmen, so zeigten sie ihr Interesse am Soldaten und seinem Dienst zur Sicherung des Friedens;

- es so viele Soldaten gibt, die an diesem Tag ihren Glauben offen bekennen, so geben sie anderen Kameraden Mut für das tägliche Glaubenszeugnis;
- es so viele gibt, die sich um die Gestaltung des Weltfriedenstages viel Mühe machen, so hat Koblenz einen schönen Tag mehr;
- auch an einem solchen Tag die GKS zu Wort kommt, so kann die Arbeit vor Ort eine wertvolle Hilfe erfahren.

Dafür sind wir dankbar.

Köln

Internationaler Soldatengottesdienst aus Anlaß des Weltfriedenstages im „HOHEN DOM ZU KÖLN“

Hans-Dieter Vogels

Aus Anlaß des Weltfriedenstages feierte die katholische Militärpfarrgemeinde Köln zusammen mit den in Köln stationierten ausländischen Soldaten am 16. Januar 1986 im „HOHEN DOM ZU KÖLN“ einen „Internationalen Soldatengottesdienst“.

Der Gottesdienst, der unter dem Leitgedanken des Weltfriedenstages „Nord—Süd, Ost—West: Ein einziger Friede“ stand, wurde von hohen in- und ausländischen kirchlichen Würdenträgern zelebriert. So u. a. von

- | | |
|---------------------------|---------------------------------|
| — Joseph Kardinal Höffner | Erzbischof von Köln, |
| — S. E. Franz Hengsbach | Bischof von Essen |
| | (ehem. Militärbischof) |
| — S. E. Vilnet | Bischof von Lille |
| | Präsident der Französischen |
| | Bischofskonferenz |
| — Kardinal Decourtray | Erzbischof von Lyon |
| | Vizepräsident der Französischen |
| | Bischofskonferenz |
| — S. E. Kenny | US-Weihbischof/Militärbischof. |

Dicht gedrängt saßen und standen Soldaten der verschiedenen Nationen, aber auch Repräsentanten des öffentlichen Lebens sowie Freunde und Bekannte der katholischen Militärpfarrgemeinde Köln im herrlichen Kölner Dom zusammen, um gemeinsam für den Frieden zu beten und zu singen. Musikalisch unterstützt wurde dieser feierliche Rahmen durch das Stabsmusikkorps der Bundeswehr aus Siegburg, unter der Leitung von Hauptmann Christoph Lieder und dem Domorganisten Professor Clemens Ganz.

Kardinal Joseph Höffner ging in seiner Predigt, die unter dem Leitwort „Der Friede ist ein Wert ohne Grenzen“ stand, auf drei Fragen ein:

1. Warum ist der Frieden ein Wert ohne Grenzen?
2. Warum ist der Friede nicht verwirklicht?
3. Was können wir tun, damit der Friede nicht nur ein Wort ohne Grenzen, sondern ein Zustand ohne Grenzen wird?

Der Kardinal betonte in seiner Predigt, daß durch das Wettrüsten, die Atomwaffenlager, das stetig weitere Aufrüsten in Ost und West an die Stelle der Versöhnung unter den Völkern die Angst voreinander getreten sei. Ebenso sei der tiefe soziale und wirtschaftliche Graben zwischen den Ländern des Nord-Blocks und denen des Süd-Blocks eine große Gefahr für den Frieden.

Kardinal Joseph Höffner zitierte aus der Friedensbotschaft des Papstes, daß an die Stelle der Angst, der vorgefaßten Meinungen und der künstlichen Barrieren der „Dialog“ treten müsse. Der Dialog sei ein Weg, auf dem die Menschheit sich gegenseitig besser kennen und verstehen lernen und der vielleicht „viele Türen öffnen“ könne.

Die Sehnsucht nach Frieden, sagte Kardinal Höffner weiter, begleite die Menschheit von Jahrtausend zu Jahrtausend. „Friede“ sei ein menschliches Urwort. Zutiefst sei der Friede ein Heilsein vor Gott, ein Versöhntsein mit ihm. Der Friede gründe in der Liebe Gottes. Denn Gott, der Schöpfer des Menschengeschlechtes, sei „der Gott des Friedens“.

Nach dem Schlußsegens fand ein Empfang mit den kirchlichen Würdenträgern, deutschen und ausländischen Soldaten sowie Gästen aus dem zivilen Bereich statt.

Weiterhin wurden für die Soldaten aller anwesenden Nationen folgende Besichtigungen angeboten:

- Dombesichtigung
- Besuch des Römisch-Germanischen Museums
- Stadtbesichtigung/Rundfahrt.

Hoffen wir, daß unser „gemeinsames“ Gebet dazu beitragen wird, das Bewußtsein weltweiter solidarischer Verbundenheit bei allen Völkern zu stärken, damit sich eines Tages „alle“ die Hand zur Versöhnung reichen.

Bonn

Bericht über die Sitzung des Geschäftsführenden Ausschusses des ZdK am 14. Februar 1986

Willy Trost

1. In seinem Bericht zur Lage ging der Präsident des ZdK, Prof. Maier, sehr ausführlich auf die Äußerungen des Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts, Zeidler, ein, die dieser vor kurzer Zeit bei einer Tagung machte und die in der Folge in der Öffentlichkeit sehr intensiv besprochen wurden und zu lebhaften Auseinandersetzungen auch heute noch führen. Die Erklärung lautet — leicht gekürzt:

„Vor einigen Wochen haben die Äußerungen des Präsidenten des Bundesverfassungsgerichtes, Wolfgang Zeidler, über die Tötung auf Verlangen und das Lebensrecht des ungeborenen Kindes zu lebhaften Auseinandersetzungen geführt. Die Zeitungen waren voll davon, und die lange Reihe von Stellungnahmen und Gegenstellungnahmen zeigt, daß hier sehr empfindliche Bereiche des Zusammenlebens in unserer Gesellschaft berührt worden sind. Zeidlers Bemerkungen über die Frühstadien menschlichen Lebens sind in der öffentlichen Diskussion zu Recht als unhaltbar bezeichnet worden. In einer Zeit, in der jedes Schulkind lernt, was DNS und der genetische Code sind, berührt diese Äußerung veralteter Ansicht höchst merkwürdig.“

Viel wichtiger ist die Einsicht, daß hinter den Äußerungen Zeidlers ein Verfassungsverständnis steckt, daß besorgt stimmen muß. Prof. Zeidler hat mit seinen Worten die unabweisliche Verpflichtung des Rechtsstaates in Frage gestellt, menschliches Leben in jeder Phase seiner Existenz zu schützen — am Beginn und am Ende —, und er hat die Behauptung aufgestellt, hier zeigten sich „kirchliche Einflüsse auf unsere Rechtsordnung“. In der Entgegnung auf die vielen Proteste, die ihm dieserhalb entgegenschlugen, glaubte er noch einmal betonen zu müssen, daß die Kirche nicht das Recht habe, „aus ihrer Sicht zu bestimmen, wie die Rechtsordnung aussieht“.

Damit sind wir wieder bei den Positionen angelangt, die bereits in der Grundwerte-Diskussion vor 10 Jahren eine Rolle gespielt haben. Für sie sollten die Katholiken mit dem obersten Verfassungsrichter ein offenes Gespräch führen. Es handelt sich nicht, wie Zeidler meint, um einen Konflikt zwischen dem Recht des Staates und einem vermeintlichen Sonderethos der Kirche. Tatsache ist vielmehr, daß wir eine wertoffene und wertgebundene Verfassung haben, in der ethische Postulate in Recht umgesetzt sind. Die Kreise der rechtlichen und der ethischen Ordnung decken sich nicht, aber sie überschneiden sich. Josef Isensee sagt dazu: „Soweit sich das Grundgesetz ethische Ziele zu eigen macht, erhalten diese einen zusätzlichen, selbständigen Geltungsgrund. Die Frage, wieweit das Grundrecht auf Leben den Gesetzgeber zwingt, die Abtreibung unter Strafe zu stellen, oder wieweit die grundgesetzliche Institutsgarantie der Ehe die Erleichterung des Scheidungsrechts hindert, ist nie allein Rechtsfrage und als solche nur noch mit juristischen und nicht mit moral-theologischen Maßstäben zu beantworten. Verfassungsinkorporierte ethische Programme (so weit und unscharf sie auch formuliert sein mögen) unterliegen der juristischen Auslegung.“ Im Überschneidungsbereich von Recht und Ethik stehen Wertauffassungen und juristische Normen einander nicht wie heteronome Größen gegenüber. Konflikte zwischen beiden sind vielmehr intra-konstitutionell. Sie werden im Staat, in seiner Verfassung selbst ausgetragen.

Es ist nur schwer verständlich, daß der Präsident des Verfassungsgerichts diese Einsicht verdrängt. Hat doch gerade das Bundesverfassungsgericht in zahlreichen Urteilen immer wieder ethische Abwägungen vorgenommen. Es hat sich dabei keineswegs unzulässiger Grenzüberschreitungen schuldig gemacht, weil ja unser Grundgesetz ein Stück allgemeiner Ethik — jene Wahrheiten und Maximen des vernünftigen Zusammenlebens, die die amerikanische Verfassung ‚selfevident‘ nennt — in Recht umgesetzt hat.

Aus gutem Grund, wie nach der Erfahrung mit dem Totalitarismus und aus dem Ungenügen an einem positivistischen und formalistischen Demokratieverständnis wohl allen einsichtig ist. Dieser ethische Grundkonsens ist auch heute gültig.

Er muß bestätigt und bestärkt werden — ohne Pathos, aber auch ohne falsche Wertprädikate. Geschieht das nicht, umgeht man gar die ethischen Elemente der Verfassung wie Verlegenheiten, so kann die Verfassung ihre Kraft zur Homogenisierung nicht entfalten. Sie kann der pluralistischen Gesellschaft keine Basis anbieten. Im Ernstfall verfällt sie.

Wir haben in den letzten Jahren oft erlebt, wie tragende Grundwerte der Verfassung unversehens in Partikularethik von Gruppen verwandelt werden. Was man gern loswerden möchte, weil es einem im Wege steht, erklärt man zum *bonum particulare* einer Gruppe der Gesellschaft und hat damit die Begründung, es aus der Verfassung herauszulösen. Ge-

nau nach diesem Rezept ist auch der Präsident des Bundesverfassungsgerichts verfahren, als er das Verbot der Tötung auf Verlangen eine ‚Insel der Inhumanität als Folge kirchlichen Einflusses auf unsere Rechtsordnung‘ nannte. Dagegen müssen wir uns als Staatsbürger energisch verwahren: Es geht nicht darum, daß der Staat das Gesetz der Kirche zu vollziehen hätte; es geht auch nicht darum, daß die Kirche vor den Toren des Rechts für die Sonderaufgabe Ethik zu sorgen hat; es geht vielmehr darum, daß der Staat sein eigenes Gesetz vollzieht, nachdem er angetreten ist: ein religiös und weltanschaulich neutraler, aber nicht ein wertneutraler, sondern ein wertoffener und wertgebundener Staat zu sein.“

Der Präsident verwies in seinen weiteren Ausführungen auf die Stellungnahme des Bundesrates und der einstimmigen EntschlieÙung der Bundestagsfraktion der CDU/CSU zu der Notwendigkeit der Durchsetzung des geltenden Rechts im Falle des § 218 des Strafgesetzbuches. Beide Organe haben Stellung bezogen zum fortdauernden Rechtsbruch beim Lebensschutz. Wenn auch in der derzeitigen Legislaturperiode keine weiteren Folgerungen aus diesen Resolutionen zu erwarten sind, ist doch offensichtlich der Zustand der Sprachlosigkeit in der Öffentlichkeit und den Verfassungsorganen zu diesem Problembe- reich zu Ende gegangen. Es gilt auch weiterhin der Aufruf des ZdK an alle Verbände und Räte, alles zu tun, was möglich und notwendig ist, um in der Öffentlichkeit zum Schutz der ungeborenen Kinder und der Schwerstkranken aufzurufen.

Der Präsident machte kurze Ausführungen zur Klausurtagung der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Verbände vom 16.–18. 1. 1986 in Hofheim.

Nicht nur hat sich der Erfahrungsaustausch der Verbände belebt, es scheint auch sehr spürbar eine Sensibilität für die missionarische Aufgabe der Verbände Platz zu greifen.

In kurzen Ausführungen ging der Präsident auch auf die christlich-jüdischen Gespräche des Präsidiums ein und informierte über ein Treffen des Präsidiums mit dem evangelischen Kirchentag. Dabei ging es im wesentlichen um einen Informationsaustausch zum anstehenden 89. Deutschen Katholikentag in Aachen und dem Evangelischen Kirchentag 1987 in Frankfurt.

2. Zum TOP 89. Deutscher Katholikentag in Aachen 1986 wurde durch das Generalsekretariat und die Mitglieder des Leitungsgremiums referiert. Das Signet, gestaltet nach einer Bildvorlage, ist verabschiedet und liegt vor. Es wurde in der Presse vorgestellt und fast überall auch abgebildet. Nach Informationen ist das Programm im wesentlichen abgeschlossen. Es werden mehr als 300 Veranstaltungen durchgeführt, dazu kommt eine große Zahl von Gesprächskreisen und Werkstattgesprächen.

Es wurde eine ausreichende Zahl von Werkstücken gemeldet, nähere Informationen dazu werden im Laufe des Monats durch das Büro des Katholikentages an die Anmeldenden geleitet.

Bisher sind 40 Wallfahrten angemeldet und werden mit bereits gemeldeten 8000 Teilnehmern durchgeführt. Dazu kommen 15 Wallfahrten, die von Aachen aus gehen werden. 160 Begegnungen wurden aus den Verbänden und den Räten gewünscht. Nach der bisherigen gemeldeten Zahl sind mindestens 15000 Dauerteilnehmer zum Besuch entschlossen. Die Planungen werden auf ca. 50000 Dauerteilnehmer ausgerichtet.

Der Samstag des Katholikentages wird neu gestaltet, damit die erwarteten zahlreichen Wochenendteilnehmer — auch aus den benachbarten europäischen Ländern — in zusammenfassenden Veranstaltungen die wesentlichen Themen erleben, erfahren und auch mitgestalten können. An diesem Samstag wird auch um 11.00 Uhr der Pilgergottesdienst als Gottesdienst der Nationen durchgeführt und am Nachmittag um 14.00 Uhr findet die Abschlußkundgebung statt. Kundgebungen neben der traditionellen Eröffnung am Mittwoch werden sein:

Am Donnerstag eine Kundgebung für das Leben des ungeborenen Kindes, am Freitag eine Europakundgebung, am Samstag die Abschlußkundgebung und am Sonntag der Abschlußgottesdienst mit einem Gang in das Zentrum und dem Zeigen der Heiligtümer als gemeinsamer Abschluß der Heiligtumswallfahrt und des Katholikentages.

3. Die Stellungnahme des ZdK zu den „Lineamenta“ für die Bischofssynode 1987 wurde noch einmal vorgestellt und diskutiert. Das abschließende Dokument dieser Zusammenfassung wurde in die gemeinsame Konferenz eingebracht. Es wird danach mit der Stellungnahme der Bischofskonferenz nach Rom gesandt. Nach der Besprechung mit den Bischöfen wird die Stellungnahme des ZdK veröffentlicht, und sie wird durch den Verfasser danach in ausreichender Zahl für eine Verteilung an Interessierte zur Verfügung gestellt.

4. Die vorgesehene Verabschiedung eines Entwurfes der Kommission II „Wirtschaft und Gesellschaft“ für eine Erklärung „Abbau der Arbeitslosigkeit und Gestaltung der Arbeitsgesellschaft — zur sozialen Verantwortung des Christen“ — wurde kurz besprochen. Wegen der Wichtigkeit dieser Vorlage wird sie nun abweichend vom bisherigen Vorhaben an alle Mitglieder des ZdK versandt. Damit wird allen Interessierten Gelegenheit geboten, an dieser Erklärung durch Stellungnahmen mitzuarbeiten. Sie wird in der Vollversammlung des ZdK, Anfang Mai 1986, dann ausführlich diskutiert und verabschiedet werden.

5. In weiteren Tagesordnungspunkten wurden ZdK-interne Berichte und Informationen gegeben, die Tagesordnung der Vollversammlung am 2. und 3. Mai 1986 beschlossen und die Termine der Vollversammlung bereits für die Jahre 1988 und 1989 festgelegt. Die gemeinsame Konferenz des ZdK und der Deutschen Bischofskonferenz findet am 11. 4. 1986 statt, in der eine Reihe von Fragen und Problemkreisen besprochen werden sollen, die für die Gesamtkirche in der Bundesrepublik Deutschland von großem Interesse sind. Es geht dabei unter anderem auch um die „Lineamenta“ und die in diesem Zusammenhang von der Vollversammlung des vorherigen Jahres vorgeschlagene gemeinsame Studientagung des ZdK mit der Deutschen Bischofskonferenz.

Eine längere Besprechung und Beratung galt den Aufgaben, die den Kommissionen des ZdK vom Geschäftsführenden Ausschuß überwiesen wurden. Ein gewisser Vorrang liegt dabei auf der Nachbereitung der vielen aufgeworfenen Probleme und Fragen, der ökumenischen Arbeitstagung des vorherigen Jahres. Zwei Problemkreise, aktuelle Fragen der Bio-Technik und der Möglichkeit eines katholischen Hörrundfunkprogramms, sollen gemeinsam mit den Bischöfen in der Zukunft intensiv behandelt werden.

Freyung

„Der Friede ist ein Wert ohne Grenzen“

Franz Pauli

Am Freitag, 21.2., beging der Standort Freyung zusammen mit der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) und der Militärpfarrgemeinde Freyung den „Weltfriedenstag 1986“, der unter dem Motto „Der Friede — Wert ohne Grenzen“ stand.

Aus diesem Anlaß war Bischof Franz Xaver Eder aus Freyung gekommen, um zusammen mit Wehrbereichsdekan Rafoth und Standort-Militärpfarrer Hable den Gottesdienst zu zelebrieren. Nach einem Empfang besichtigte der Bischof die Arbeitsplätze der Soldaten und diskutierte mit Wehrpflichtigen, Zeit- und Berufssoldaten über aktuelle Fragen.

In Konzelebration mit Militärdekan Rafoth und Militärpfarrer Hable feierte Bischof Eder in der Pfarrkirche den Standortgottesdienst, zu dem auch Angehörige der Pfarrgemeinde Freyung gekommen waren. Der Gottesdienst wurde vom Musikzug des GebPzAufklBtl 8 musikalisch umrahmt, die Soldaten wirkten aktiv an der Gestaltung des Gottesdienstes mit. Seine Predigt stellt der Diözesanbischof unter das Motto „Quellen des Friedens.“

Bischof Franz Eder verglich den Frieden mit einem großen Strom. Wie der Strom viele Quellen brauche, die sich miteinander verbinden, um einen großen Fluß zu bilden und viele Länder verbinden, brauche auch der Friede viele Quellen — Quellen des Friedens. Diese kleinen Quellen des Friedens lägen in uns Menschen. Es gelte nur, sie in Einsatz zu bringen. Als solche Quellen nannte der Bischof

- die Gerechtigkeit, das Gespür für das, was recht ist,
- die Wahrhaftigkeit: Sie schafft die Voraussetzung, auf der die Menschen im Vertrauen gegeneinander leben können,
- die Tapferkeit des Herzens, die Selbstbeherrschung, die uns Menschen Maß halten läßt,
- die großmütige Geduld.

Im Hintergrund dieser Eigenschaften, so der Bischof, stehe die Verankerung unseres Menschseins in Gott. Er sei der eigentliche Brunnen, damit wir Menschen Quelle sein können für ein friedliches Tun. Es gelte nun, dies umzusetzen in das persönliche Leben hinein, es zur Richtschnur des Handelns zu machen: in der Gemeinschaft der Kameraden, in der Struktur der Bundeswehr, in der Familie. Was hier im kleinen erprobt werde, könne sich fortsetzen im großen Bereich und werde sich auch bewähren. Das Leben müsse immer neu erweisen, daß wir tauglich sind, unter den Menschen zu leben, tauglich für ein menschliches Leben. Christus habe uns ein Zeichen gesetzt; wenn wir aus seinem Geist leben, werden wir zu Quellen des Friedens“.

Bischof Franz Eder rief die Soldaten auf, „wie ein Strom zu werden über Grenzen hinweg — ein Strom, der Energie schafft und Menschen prägt. Jeder muß seinen Beitrag leisten, daß unser Leben menschlicher wird und christlicher.“

Beim anschließenden Empfang in der Kaserne „Am Goldenen Steig“ konnte Bataillonskommandeur Oberstleutnant Graf von Krockow eine Reihe von Gästen im Offiziersheim begrüßen.

Auch der Sprecher der GKS Freyung, Hauptfeldwebel Heinrich Vierlinger, hieß die Gäste willkommen. So waren neben Bischof Eder, Militärdekan Rafoth, Militärpfarrer Hable, Dekan Alfons Hackl, Geistlicher Rat Leopold Pils und Pfarrer Peter Denk auch der stellvertretende Landrat Josef Stadler, der dritte Bürgermeister Josef Blöckl, General a.D. Greipl, Passaus Kommandeur Oberstleutnant Rohr, eine Abordnung der AKS aus Österreich, darunter Militärdekan Waldhör und Militärkurat der Reserve Haudum, sowie Vertreter der kirchlichen Verbände, der Bataillone, der GKS und des Pfarrgemeinderats sowie der Bundeswehrverwaltung gekommen.

Die GKS, so Vierlinger, sei normalerweise eine Gemeinschaft, die nicht so sehr die Öffentlichkeit suche. Der Weltfriedenstag jedoch, der jährlich im Seelsorgebezirk des katholischen Standortpfarrers Passau durchgeführt wird (Standorte Passau, Freyung, Regen und künftig auch Pocking), und heuer in Freyung stattfindet, sei jedoch für die GKS Grund genug, die Öffentlichkeit zu suchen. Zweck der Veranstaltung sei es, unter anderem zu zeigen, daß die Soldaten wissen, daß es sich beim Frieden um ein Geschenk Gottes handle und man darum zu beten habe. Deshalb sei es eine besondere Freude, wenn der Diözesanbischof mit den Soldaten Gottesdienst feiere.

Man wolle nach außen und nach innen zeigen, daß der christliche Soldat, der zur bewaffneten Friedenssicherung steht, „sich nicht als Christ zweiter Klasse in eine Ecke stellen läßt“. Er danke deshalb den Gästen aus Politik und aus den katholischen Verbänden für ihre Teilnahme am Weltfriedenstag. Durch die Einladung der Nachbarn aus Österreich, so Vierlinger weiter, habe man symbolisch zeigen wollen, daß der Friede ein internationales Anliegen ist. Er hoffe, daß sich die guten Kontakte zwischen der österreichischen AKS auch auf Freyung ausdehnen.

Vierlinger aber machte auch deutlich, daß die christlichen Soldaten angesichts des nicht enden wollenden Rüstungswettlaufs von Zweifeln geplagt seien. Deshalb wolle man im Verlauf des weiteren Programms den Soldaten die Gelegenheit geben, dem Diözesanbischof ihre Probleme vorzutragen und dem Bischof die Möglichkeit zu bieten, sich über den Arbeitsplatz der Soldaten zu informieren. Vierlinger überreichte abschließend an Bischof Eder, Militärdekan Rafoth und Militärkurat Haudum ein Erinnerungsbild.

Bischof Eder betonte in einer kurzen Antwort, daß es der Kirche ein Anliegen sei, aus den Soldaten keine Minderheit zu machen. Er dankte, daß es möglich sei, zusammen mit Soldaten für den Frieden zu beten. „Die Soldaten sind unsere Brüder und wir wissen, daß sie für uns alle etwas Notwendiges tun“, meinte der Bischof.

Nach dem Empfang, bei dem auch ein kleiner Imbiß verabreicht wurde, stellte Oberstleutnant Graf von Krockow den Gästen zunächst in einem Dia-Vortrag das Leben und die Gliederung des Bataillons vor. Anschließend konnten der Bischof und die Gäste bei einem

Rundgang durch die Kaserne den Arbeitsplatz der Soldaten kennenlernen. Die Begegnung mit den Soldaten wurde auch beim gemeinsamen Mittagessen mit Wehrpflichtigen aller Kompanien fortgesetzt. Im Verlauf des Nachmittags fanden dann zwei Gesprächsrunden unter der Leitung von Standortpfarrer Alfred Hable statt, bei denen der Bischof mit Wehrpflichtigen einerseits und Zeit- und Berufssoldaten andererseits über aktuelle Probleme diskutierte.

Wehrbereich IV

Arbeits-/Wehrbereichskonferenz beim Katholischen Wehrbereichsdekan IV vom 28. 2.—1. 3. 86 in Hofheim/Ts.

Richard Riffel

Vom 28. 2.—1. 3. 86 führte der Wehrbereich IV auf Einladung des Katholischen Wehrbereichsdekans IV, Msgr. Hubert Bittorf, seine diesjährige Frühjahrskonferenz im Exerzitenhaus St. Josef in Hofheim/Ts. durch.

Nachdem im vergangenen Jahr die Herbstkonferenz infolge Terminschwierigkeiten ausfallen mußte, war es für die Vertreter der Laiengremien (PGR/GKS) ein willkommener Anlaß, sich im altvertrauten Umfeld des Exerzitenhauses St. Josef zu treffen. Außerdem stand mit der Wahl des Führungsteams der GKS im Wehrbereich IV ein wichtiger TOP zur Regelung an.

Nach der Eröffnung der Arbeits-/Wehrbereichskonferenz IV gab der Katholische Wehrbereichsdekan eine Übersicht über die Personalsituation in unserem Bereich. Dabei wurde ersichtlich, daß trotz gutem Willens der beteiligten Bistümer der Nachwuchs und die Bereitschaft von Priestern für den Dienst in der Katholischen Militärseelsorge hinter den Erfordernissen herhinkt. Auch die Orden können, infolge eigenem Nachwuchsmangels, kaum noch ihren Verpflichtungen gegenüber der Militärseelsorge nachkommen. Die Mitarbeit der Laien in der Militärseelsorge ist mehr denn je gefordert.

Die anschließenden Berichte aus den Seelsorgebezirken und den Kreisen der GKS gaben einen Überblick über die Situation vor Ort. Sie zeigen zum einen die Schwierigkeiten unserer Arbeit auf, zum anderen wurde aber auch deutlich, was Laien in der ihnen gegebenen Verantwortung für und in der Kirche leisten können. Der Blick über den eigenen Zaun hinaus, zu hören was man ggf. mit welchen Mitteln und wie machen kann, war für alle interessant und lehrreich. Besonderes Interesse fanden die Berichte über die Feier des Weltfriedenstages, der in diesem Jahr wiederum in mehreren Standorten unseres Wehrbereiches begangen wurde. Als ein Beispiel sei hier die Feier des Weltfriedenstages am 17. Januar 1986 im Standort Koblenz mit unserem HH Militärbischof erwähnt.

Im weiteren Verlauf des Tages standen für die GKS die Wahlen des Vorsitzenden im Wehrbereich IV und seiner beiden Stellvertreter an. OTL Bertram führte unter Mitwirkung von StFw Korstian und OFw Pech die Wahl durch. Gewählt wurden:

- zum Vorsitzenden der GKS im WB IV Hptm RIFFEL aus Lahnstein,
- zum 1. Stellvertreter HptFw GERSTER aus Mayen und
- zum 2. Stellvertreter OTL RIOTTe aus Neustadt/Weinstraße.

Die Gewählten nahmen die Wahl an. OTL Riette führte aus, daß er sich gezielt um die Arbeit im Südwesten (Saarland) unseres Bereiches kümmern wolle.

Anschließend traf man sich zur späten Stunde im Freizeitraum des Hauses zu einem gemütlichen Beisammensein, wobei es sich unser Wehrbereichsdekan nicht nehmen ließ, den Karton Wein aus dem Ahrtal, den er vorher von den Laiengremien nachträglich zu seinem 60. Geburtstag erhalten hatte, nun der Allgemeinheit zu spendieren. Bei zwanglosem jedoch regem Gedankenaustausch beschloß man in fröhlicher Runde diesen Abend.

Mit der Feier der Hl. Eucharistie begannen wir den nächsten Tag. Nach dem Frühstück referierte Militärpfarrer Nabbefeld über

„Pastorale Schwerpunkte unserer Militärgemeinden — Mitwirkung der Laien am Heilsauftrag der Kirche.“

Seine sehr ausführlichen und interessant dargebotenen Ausführungen über Pflichten und Rechte aller Gläubigen, die Zusammenarbeit zwischen dem Militärggeistlichen und PGR und GKS, die Durchführung von Rekrutenabenden, Öffentlichkeitsarbeit in regionaler und überregionaler Presse usw. fanden bei uns allen reges Interesse. Daß auch viele junge Soldaten bei Antritt ihrer Wehrpflicht noch nicht gefirmt sind, erstaunte zunächst. Die Hinführung dieser jungen Wehrpflichtigen zum Sakrament der Firmung während ihres Wehrdienstes ist eine besondere Aufgabe des Kath. Militärpfarrers. Die Darlegungen von MilPfr Nabbefeld zu dieser Aufgabe waren für uns besonders interessant und wurden auch in der folgenden Pause rege diskutiert.

Im weiteren Tagesablauf folgten Informationen über:

- 26. Woche der Begegnung vom 27. 4.—2. 5. 86 in Freising/Obb. unter dem Leitthema: „Glaubensbekenntnis — Bekennen des Glaubens im Alltag“,
- Vorbereitungsseminar der GKS zum 89. Deutschen Katholikentag vom 7. 5.—10. 5. 86 an der FüAkBw in Hamburg sowie
- 89. Deutscher Katholikentag vom 10. 9.—14. 9. 86 in Aachen unter der Vaterunser-Bitte „DEIN REICH KOMME“.

Dabei wurden zunächst die Delegierten der PGR (4) und GKS (5) für die Woche der Begegnung in Freising namhaft gemacht.

Anschließend erläuterte OTL Bertram das vom GKS-Kreis Koblenz-Pfaffendorf vorgesehene Werkstück für den Katholikentag, das unter dem Thema: „Soldaten in Europa — Partner für Sicherheit und Frieden“ stehen wird.

Für das anschließend vorgestellte Vorbereitungsseminar der GKS für den Katholikentag, das an der Führungsakademie in Hamburg vom 7. 5.—10. 5. 86 durchgeführt wird, melden sich zunächst aus dem Delegiertenkreis vier Teilnehmer.

Während der Wehrbereichskonferenz IV verabschiedete der Vorsitzende der GKS im WB, Hptm Riffel, seinen bisherigen 2. Stellvertreter, HptFw Denzin, aus diesem Kreis. HptFw Denzin, der am Vortage seinen 46. Geburtstag feierte, war als Nachfolge von OLT Fein seit Juni 1980 als Sprecher des Kreises Diez-Limburg tätig. Zusätzlich war er am 14. 10. 83 als 2. Stellvertreter des Vorsitzenden der GKS im WBIV gewählt worden und in dieser Eigenschaft auch seit März 1984 als Vertreter der GKS in den „Ständigen Ausschuß

für Friedensfragen“ des Bistums Limburg berufen worden. Der Vorsitzende Hptm Riffel, bedankte sich bei HptFw Denzin für dessen Aufgeschlossenheit und Mitarbeit, wünschte ihm für seine Zukunft im Standort Unna alles Gute und überreichte ihm als Zeichen des Dankes und zur Erinnerung den „Königsteiner Engel“ der GKS.

Mit einer Andacht und der Erteilung des Reisesegens durch unseren Wehrbereichsdekan schloß unsere Frühjahrskonferenz.

Vom 17.10.—18.10.86 wollen wir uns am gleichen Ort zur Herbstkonferenz wieder einfinden.

Das aktuelle Buch

Kapitelle

Künder des Glaubens, Kyrrilla Spiecker, Echter Verlag, Juliuspromenade 64, 8700 Würzburg, ISBN 3-429-00895-6, 95 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

In einer säkularisierten Welt auf Zeugen des Glaubens zu verweisen ist gut und sinnvoll. Die Autorin hat als Glaubenszeugen Steine reden lassen. Einfühlsame Fotos von Kapitellen geben wieder, was unsere Vorfäter geglaubt haben und wie sie den Glauben aussagten. Sehr behutsam gestaltete Texte erschließen die Glaubensaussagen selbst da, wo vielleicht mancher Zeitgenosse nur den behauenen — künstlerisch meisterhaft — Stein sieht. Eine sehr gestraffte, aber dennoch informative Abhandlung von Karl Kolbe „Die erzählenden Kapitelle“ läßt auch dem künstlerisch weniger ausgebildeten Menschen von heute die Geheimnisse der verschiedenen Kapitellformen deutlich werden.

Ein gutes Buch, sorgfältig gemacht und geeignet, über die Kunst den Weg zu Gott (zurück) zu finden.

Simon Breu

Ein Lebensbild des Schöpfers deutscher Lieder und Chorwerke, Leo Meister, ein Liebhaberdruk aus dem Echterhaus, 49 Seiten.

Es ist eine gute Tradition, daß der Echter Verlag zuweilen Liebhaberdrucke herstellt. Man erstellt sie, um unbekannten oder aber vergessenen Meistern ein Denkmal zu setzen. Leider wird in unserer heutigen Zeit soviel vergessen. Dabei hat es in diesem unserem Volk immer wieder schöpferische Menschen gegeben, die letztlich den Anspruch des Volkes der Denker und Dichter — und auch der Musiker — begründet haben. Wer das weiß und es aus solchen kleinen Werken immer wieder erfährt, wird sich niemals in den Chor derjenigen einreihen lassen, die glauben, auf unser Volk verächtlich herunterblicken zu können. Auch diese Künstler sind Deutschland.

Ferdinand Großherzog zu Würzburg

Dietrich Schäfer, Liebhaberdruk des Hauses Echter, 66 Seiten.

Wer das sehr sehenswerte Mainfränkische Museum in Würzburg besichtigt, der findet das Gemälde eines noch jugendlichen Mannes in der Uniform seiner Zeit. Es ist das Bildnis des Großherzogs, 1806 von Karl Kasper Fesl gemalt.

Es ist das Bild eines Mannes — eines Österreichers — der, von Napoleon aus der Toskana vertrieben, 1806 mit Würzburg entschädigt wird und der 1814 auf seinen angestammten italienischen Thron zurückkehrt, während der Kaiser Würzburg wieder an Bayern — aus politischen Erwägungen — zurückgibt. Ferdinand III. erlebte in Florenz noch 10 glückliche Jahre und hinterläßt ein gut regiertes Land.

Beitrag zur europäischen Geschichte, wer weiß es schon, und es wäre so wichtig. Dank dem Verlag.

Engel — Botschafter des Ewigen

Alfons Bungert, Rose Pabst, Echter Verlag, ISBN 3-429-00890-5, 104 Seiten, viele Bilder.

Glauben Sie an Engel? Fast in ähnlicher Form fragt der Verfasser seine Leser. Und doch muß man sagen, wer an Gott glaubt, kann Engel nicht ausschließen. Engel tauchen im alten Testament auf, wenn sie Offenbarungen Gottes überbringen. Im Neuen Testament verkündigen sie die Geburt des Herrn. Und im Hinblick auf den Weltuntergang werden sie oft erwähnt. Unsere Vorfahren verstanden sie

als hilfreiche Begleiter und Träger von göttlichen Aussagen. In der Kunst nehmen sie seit Jahrhunderten einen bevorzugten Platz ein. Durch ihre Aussage wird uns Gott nähergebracht.

Dieses Büchlein sagt mehr darüber. Es ist mit vielen aussagekräftigen Fotos angereichert. Man lernt die Gedanken unserer Vorväter verstehen und wird selbst nachdenklich. Haben wir nicht — vielleicht sogar selbst — durch die Versachlichung des Glaubens Wärme und Mystik verdrängt? Sollten wir uns nicht auch wieder mit den Engeln und den ihnen von Gott gegebenen Aufträgen beschäftigen? Gibt es ihn nicht doch, den Schutzengel?

Ein Buch, das man mit Liebe lesen sollte.

Meine Kinder-Schuhe

Ein Familienalbum mit Kerzen und alten Fotos, Rudolf Otto Wiemer, Schwabenverlag, Ostfildern bei Stuttgart, ISBN 3-7966-0590-7, 111 Seiten, Fotos.

In alten Fotos und Versen ist hier eine einfache Kindheit in einem kleinen Ort im Thüringer Wald beschworen. Zauber und auch Bitternis einer Kindheit in der Generation um den ersten Weltkrieg gewinnt hier Gestalt.

Es ist ein Buch voll Poesie — obwohl die Verse sehr schlicht und einfach sind — voll Wärme und auch voll Menschlichkeit. Es war damals in vielen Familien so. Spannungen — auch persönliche — gab es wie heute, aber sie wurden in einer menschlicheren Form bereinigt. Not gab es, aber sie wurde gemeinsam überwunden.

Ein lesenswertes, offenes Buch.

Mit der Bibel durch das Jahr 1986

Herausgegeben von Helmut Claß, Eduard Lohse, Paul-Werner Scheele, Theodor Schober, Hermann Sticher, Kreuz Verlag und Verlag katholisches Bibelwerk, Silberburgstr. 121 A, 7000 Stuttgart 1, ISBN 3-460-19865-6 (Kath. B.), 380 Seiten.

Dieses Buch bringt zunächst eine Einführung in die biblischen Bücher. Diese kurzen Einführungen sind sehr hilfreich für alle, die noch keine Erfahrung im Umgang mit der Bibel haben. Aber auch derjenige, der sich schon auskennt, wird auf manches hingewiesen, was er noch nicht — oder zumindest nicht so — wußte.

Dann hat jeder Tag mit Datum einen bestimmten Bibeltext. Diesen muß man zur Hand nehmen, dazu die Textauslegung. Diese Mühe lohnt sich. Ein kurzes Gebet schließt meist die Betrachtung.

Ausführliche Gebete zum Morgen und Abend beenden den Leseteil. Ein Mitarbeiterverzeichnis und ein Bibelstellenregister vervollständigen ein Buch, das zum treuen Begleiter für das Jahr werden kann.

Wir wissen noch zu wenig von unserem Glauben.

Ihr seid das Licht der Welt

Bildmeditation zur Bergpredigt von Kurt Rommel (Text) und Ewald Stark (Foto), Quell Verlag und Butzon und Berker, Kevelaer, ISBN 3-7666-9366-2 (B + B), 64 Seiten.

Das Büchlein bringt zu ausgewählten Bibeltexten der Bergpredigt wohlüberlegte Kommentare. Die großartig ausgewählten Bilder regen zur Meditation an, der Text leitet auf das Wesentliche hin. Ein Buch, das man lesen und verschenken sollte. Es ist hilfreich.

„Insofern die Menschen Sünder sind, droht Ihnen die Gefahr des Krieges. . .“

Der Löwe von Isonzo

Feldmarschall Svetozar von Borojević de Bojna, von Ernest Bauer, Styria-Verlag, Schillerstraße 6, 5000 Köln 51, 160 Seiten, 69 Abbildungen, ISBN 3-222-116504.

Leider weiß von der heutigen Jugend kaum noch jemand etwas über die vielfältigen politischen Gegebenheiten des ersten Weltkrieges. Kaum ein junger Mensch kann sich vorstellen, welche Probleme ein Staat hat, zu dem viele Völker gehören. Das Österreich der Zeit vor dem ersten Weltkrieg, die Habsburgermonarchie, hatte neben Ungarn, Tschechen, Kroaten Deutsche, Italiener und noch eine Anzahl kleinerer Völkergruppen in ihren Grenzen.

Oftmals waren diese Völker politischer Sprengsatz. Aber vielmals stellten sie aus ihrer Intelligenz treue Verwaltungsbeamte und Soldaten. Man sah ein, daß das eigene Volk letztlich zu klein war, um einen eignen Staat mit Erfolg zu begründen. Unter dem österreichischen Doppeladler fühlte man sich beheimatet.

Der orthodoxe kroatische Feldmarschall Svetozar von Borojević (1856–1920) war einer der markantesten Offiziere des 1. Weltkrieges. Er war nacheinander erfolgreicher Kommandant des 6. Korps in der Schlacht bei Komarow (Ostfront), führte 1915 die 3. Armee in die Schlacht von Gorlice und begann somit die Rückeroberung von Galizien. Seine größten Erfolge und damit unvergeßlichen Ruhm erwarb sich der Feldmarschall als Oberbefehlshaber der 5. Isonzo-Armee. Diese Armee, obwohl unter schwierigsten Umständen zusammengestellt, hielt der Übermacht der gesamten italienischen Armee in 12 Isonzo-Schlachten stand.

1917 begann dann der Gegenschlag, der vom Befehlshaber zum Durchbruch bei Karfreit ausgeweitet wurde und die siegreiche Armee bald bis an die Piave brachte und dann diesen Fluß noch überschritt.

Doch der heldenhafte Einsatz kann das Ende des Krieges nicht mehr ändern. Für den tapferen Offizier wird die Auflösung des Reiches, dem er als Angehöriger einer völkischen Minderheit aus innerer Überzeugung gedient hatte, zu einem Gang in das wirtschaftliche Elend. Seine Heimat — nunmehr zu Jugoslawien gehörend — will ihm kein Wohnrecht geben.

Er lebt mit seiner Frau, von allem Hab und Gut beraubt, in zwei kleinen Zimmern am Wörther See. Einzig eine kleine Pension aus dem Theresien-Orden gibt ihm die Möglichkeit, nicht zu verhungern. 1920 stirbt der Feldmarschall. Er wird zunächst einfach beerdigt. Erst Ende des Jahres wird ihm in Wien eine eindrucksvolle Beerdigung zuteil.

Seine Frau aber, die dann Pension in Ungarn erhält, flieht am Ende des zweiten Weltkrieges nach Wien und muß dann dort die Armut noch einmal durchmachen, denn Ungarn zahlt nicht und Österreich erkennt eine Zahlpflicht nicht an.

Ein bewegendes Buch. Ein einziger Schönheitsfehler, es fehlen — besonders für junge Leser — einige Karten.

Sowjetische Militärstrategie in Europa

Von Joseph D. Douglass Jr., mit einem Vorwort von General a.D. F.J. Schulze, Verlag für Wehrwissenschaften, herausgegeben von der Monatsschrift „Epoche“, Postfach 810249, 8000 München 81, Übertragung aus dem Englischen durch den Verlag. ISBN 3-8219-0001-6, 253 Seiten.

General a.D. F.J. Schulze führt in seinem Vorwort zu diesem Buch einige Überlegungen an. Die SU ist in kurzer Zeit aus dem Status einer kontinentalen Großmacht zur Weltmacht gewachsen. Diese Stellung beruht einzig auf ihrer militärischen Stärke.

Dieses Buch will, wie Schulze ausführt, nicht eine weitere Darlegung der sowjetischen Rüstung sein,

sondern versucht die „offene Bekundung sowjetischer machtpolitischer Zielsetzungen“ aus deren eigenen Veröffentlichungen zu beweisen.

Diese Arbeit muß man gelesen haben, wenn man sich ein Bild über Fragen der Beurteilung der sowjetischen Doktrin machen will. Man erkennt den Zusammenhang von politischem Handeln und Ausüben militärischer Macht.

Es ist nicht möglich, hier nur einen kleinen Überblick über die behandelten Themen zu geben. Allein lohnenswert ist schon die Einteilung, sie geht von den Grundlagen sowjetischen militärischen Denkens bis zu aktuellen Grundsatzfragen zur sowjetischen Militärstrategie gegenüber Europa. Insgesamt wird erkennbar, daß die SU in der Lage ist, einen Krieg jeglicher „Qualität“ oder „Quantität“ gegen Europa zu führen.

Das muß man wissen, wenn man über Fragen der Abrüstung usw. mitreden will.

Eine Bibliographie, ein Personen- und Sachregister vervollständigen dieses durch seine Nüchternheit und seine gezielte Quellenforschung beeindruckende Buch.

Im Schatten der Geschichte

Historisch-politische Variationen aus 20 Jahren, von Sebastian Haffner, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, ISBN 3-421-06253-6, 352 Seiten.

Haffners Arbeiten, ob als Sprecher im Rundfunk oder als Schreiber in verschiedenen Zeitschriften, sind immer lesenswert. Er kennt das Material, er weiß also, wovon er spricht, er hat eine überlegene Freiheit im Urteil und seine Stilistik hat etwas Überzeugendes.

In dem vorzitierten Buch sind nun Beiträge aus 20 Jahren gesammelt.

Das Buch beginnt mit der Frage „Was ist eigentlich Geschichte?“. Es endet mit Gedanken „über die Zukunft“.

Es werden Vergleiche mit dem Rom des Niedergangs gezogen, Preußen wird betrachtet und all das, was seine „Entladung“ im ersten und im zweiten Weltkrieg gefunden hat. Politische Anmerkungen über „Politik und Vernunft“ sind ebenso zu finden wie Fragen zur Lage Deutschlands zwischen den Supermächten.

Biographische Skizzen über u. a. Lenin, Churchill und Adenauer sind geradezu stilistische Leckerbissen. Das Buch endet dann mit bürgerlichen Überlegungen, über den Abstieg des Mannes, den sinkenden Lebensstandard und natürlich über den Fortschritt.

Seine Worte über die Zukunft sind gedämpft optimistisch. Ein biographisches Register leistet wertvolle Hilfe. Insgesamt ein lesenswertes und kühnes Buch.

Wo die Wüste erblüht

Ein Einsiedlermönch, aus dem Erfahrungsschatz eines Menschen, der Gott über alles liebt, Verlag Neue Stadt, Gleißnerstr. 87, 8000 München 83, ISBN 3-87996-155-7, 148 Seiten.

Der Autor möchte nicht genannt werden. Er will ausschließlich, was er in der Stille der Wüste, in der Kontemplation des Wortes Gottes erfahren hat, mitteilen. Das Büchlein ist in französischer Sprache erstellt und dann übersetzt worden. Die Übersetzung ist gut gelungen. Der Stil ist einfühlsam und regt zum Lesen an.

Was will das Buch? Es kann doch nicht ein jeder Mönch werden oder gar in die Wüste gehen.

Das Büchlein macht aber deutlich, daß in der Stille und Abgeschiedenheit die Größe und die Menschlichkeit Gottes in einer Weise erfahren werden kann, wie sie in der Hektik der Zivilisation verloren geht. Da will der Autor Hilfestellung und Anregung geben. Man muß sich auch im täglichen Leben

jenen Raum der Stille schaffen, dort kann dann die Begegnung mit Gott ungehindert erfolgen. Unter diesem Gesichtspunkt wird das alltägliche Leben in neuem Licht erscheinen.

Das Büchlein kann man nicht aus der Hand legen, ohne zutiefst angerührt zu sein.

Gebete

Was die Liebe vermag. Das Gebetbuch von vier litauischen Mädchen im sibirischen Exil mit einem Vorwort von P. Werenfried von Straaten, Verlag Neue Stadt, ISBN 3-87996-170-0, 64 Seiten.

Das Büchlein enthält einfache Gebete für alle Tageszeiten. Sie sind von ergreifender Schlichtheit. Sie werden aber besonders eindrucksvoll, wenn man den Lebensweg der Verfasserinnen kennt. Man weiß nur ihre Vornamen und daß sie aus Litauen nach Sibirien in ein Konzentrationslager verschleppt wurden. All ihr religiöses Wissen legen sie in die Aufzeichnungen, damit eine Freundin Anteil an ihrem religiösen Leben nehmen kann. 1959 gelangte das Büchlein, Format 10×8 cm, 60 Seiten auf vergilbten Papier in den Westen. Der Einband bestand aus schwarzem Satin mit litauischen Ornamenten. Ein Dokument, daß man auch in „dieser Wüste“ vom Wort Gottes leben kann. Ein wertvolles Zeitdokument.

Chiara Lubich und die Fokolar-Bewegung

Gespräche mit der Gründerin, Regina Betz (Hrsg.), Verlag Neue Stadt, ISBN 3-87996-130-1, 99 Seiten.

In diesen Gesprächen mit Chiara Lubich wird noch einmal die Entstehung und die Geschichte dieser religiösen Bewegung deutlich. Chiara 1920 in Trient geboren, engagiert sich in der Jugend der katholischen Aktion, wird Lehrerin und weicht sich mit einigen Gefährtinnen 1943 dem ausschließlichen Dienst für Gott. Kleine Gemeinschaften entstehen und breiten sich Ende der fünfziger Jahre über Europa und andere Kontinente aus. Der Grundzug der Gruppen ist eine Verstärkung der Spiritualität. Neben der „caritas“ gilt ihr Einsatz in besonderer Weise der ökumenischen Arbeit und dem Dialog mit den großen Religionen.

Hier bestehen Chance und Gefahr dieser Bewegung. Ist es möglich auf diese Weise zu einem gemeinsamen Gottesbegriff zu kommen, der dem von der Kirche bezeugten und von Christus geoffenbarten entspricht? Oder aber wird aus vielen Vorstellungen ein frömmelnder Mischmasch mit einer Anreicherung durch gute Werke? Chiara spricht sich eindeutig aus.

Das Geheimnis der größten Liebe

Chiara Lubich, Verlag Neue Stadt, ISBN 3-87996-167-0, 44 Seiten.

Dieses Büchlein enthält Gebete — Betrachtungen —, die zu unterschiedlichen Zeiten entstanden sind. Sie gipfeln vor allem in der Beziehung zu Jesus. In ihnen wird verdeutlicht, daß das Kreuz nur eine Seite der Medaille ist. Auf der anderen Seite wird erkennbar, daß Jesus, der Auferstandene, immer bei uns bleiben will. (Dem Vorwort entnommen.)

Christus lebt in den Favelas

Glaubenszeugnisse aus Brasilien, Ginetta Calliari, Verlag Neue Stadt, ISBN 3-87996-169-7, 165 Seiten.

Die Autorin, aus Trient gebürtig, ist eine der Mitbegründerinnen der Fokolar-Bewegung und seit 1959 in Brasilien tätig.

Liest man diesen Bericht über die schwierigen Verhältnisse in diesem Land, dann ist man zutiefst geschockt. Man kann sich einfach nicht vorstellen, daß es solche Zustände, von der Obdachlosigkeit im sozialen Bereich bis zur „Fehde“ in gehobeneren Ständen, im 20. Jahrhundert noch gibt.

Interessant ist dann der Weg der Fokolaren. Sie bringen keine großen Projekte auf die Beine, sondern versuchen im kleinsten Bereich zu helfen. Sie lassen die Liebe zum Bruder in Christus direkt erkennen, durch Hilfe im Alltag. Ein Buch, das man nicht ohne Erschütterung, aber mit Hoffnung aus der Hand legt.

Meine Mutter Monika

Augustinus, herausgegeben von Agostino Trapè, Verlag Neue Stadt, ISBN 3-87996-162-x, 109 Seiten.

Die heilige Monika ist sicherlich eine der herausragenden Frauengestalten des Christentums. Sie stammte aus einem begüterten Haus, hatte einen kleinen Landbesitz. Dennoch war sie nicht reich zu nennen. Die Familie war religiös, und das Gemeindeleben scheint intakt gewesen zu sein. Dennoch heiratete sie einen Heiden. Dieser war — nach der damaligen Art — sehr freizügig in seinen sittlichen Auffassungen, soweit es ihn betraf. Er leistete sich manchen Fehltritt. Monika übersah solches, übte Nachsicht und betete. So konnte sie ihn dazu bewegen, sich 370 in die Liste der Katechumen einzutragen. Er starb im Jahr darauf, nach der Taufe. Das Leben der Frau, die nun um die 40 ist, wird nun vor allem in Anspruch genommen durch die Sorge um ihren Sohn Augustinus. Mit Geduld und Gebet erlebt sie noch seine Bekehrung und Taufe (25. April 387).

Im zweiten Teil des Buches sind die Texte des Augustinus, die er in seinen Werken seiner Mutter gewidmet hat, abgedruckt.

Ein hoffnungsvolles Buch.

Die Welt braucht Heilige

Der Christ in der Gesellschaft, von P. Dr. Bernhard Häring, Verlag Neue Stadt, ISBN 3-87996-154-9, 150 Seiten.

Redemptoristenpater Dr. Bernhard Häring, der auch als Autor und als Professor an der Accademia Alfonsina der Lateranuniversität bekannt ist, versucht in seinem Buch, dem Laien Wege zu zeigen, wie er die soziale Dimension der Botschaft des Evangeliums in der Gesellschaft wirksam werden lassen kann.

Dazu zeigt der Autor Möglichkeiten auf, die für den Laien sich ergeben, in all' den Bereichen, in dem er das „Sagen“ hat. In der Mitverantwortung für die öffentliche Meinung, in der Begegnung mit dem ungläubigen Nachbarn usw. bis hin zur Umweltverantwortung, zur Kulturpflege, zur Wirtschaft, überall kann der Laie mit seinem Sachverstand und aufgrund seines Glaubens Aussagen machen — und leben —, die bewußtseinsbildend sein können.

Leicht lesbar gibt dieses Buch Hilfe und Anleitung für überzeugte Christen.

Gib mir ein Herz, das an Dich denkt, Gebete

Augustinus, herausgegeben von Valeria Boldini, Verlag Neue Stadt, ISBN 3-87996-175-1, 133 Seiten.

Eine kurze Einführung in das Leben des heiligen Augustinus führt zu den Gebeten, die aus den Werken des Heiligen entnommen wurden. Sie sind einmal von hohem literarischen Wert. Zum anderen zeigen sie aber auch das Mühen des Menschen Augustinus um den Glauben, um sein Verhältnis zu Gott. Sie gipfeln in der Erkenntnis und der Erfahrung: „Selig, wer Dich liebt.“

Ein Buch, das den suchenden Jugendlichen von heute hilfreich sein könnte.

Maria — eine Mutter auf meinem Wege

Betrachtungen und Gebete von Dom Helder Camara, Verlag Neue Stadt, ISBN 3-87996-179-4, 100 Seiten.

Dieses Büchlein zeigt, daß hinter dem kämpfenden brasilianischen Erzbischof nicht nur das Engagement für die Armen steht, sondern in erster Linie der tiefe Glaube an Gott. Sein Vertrauen in die Verheißungen des Erlösers Jesus Christus und seine Zuneigung zu der Mutter, die den Erlöser für uns geboren hat, Maria, sind von einer erwärmenden Tiefe. Sicherlich wird manches Gebet auf den kühleren Menschen unserer Breite zunächst nicht so ergreifend wirken, weil man es für übertrieben hält. Wer sich aber die Mühe macht, die Texte noch einmal zu lesen und die Worte zu bedenken, wird erkennen, daß hier ein Großer unserer Zeit sein kindliches Vertrauen der Gottesmutter zeigen will. Man wird ergriffen. Und es gibt zu überlegen, ob diese Texte, die in 30 Jahren entstanden sind, nicht viel besser den Menschen Camara, der Gott aus tiefsten Herzen sucht und liebt, zeigen als die Bilder, die ihn als „Revolutionär“ zeigen.

Man müßte noch mehr lesen.

Wegmarken der Einheit

Theologische Reflexionen zur Spiritualität der Fokolar-Bewegung, von Klaus Hemmerle, Verlag Neue Stadt, ISBN 3-87996-141-7, 125 Seiten.

Es ist offengestanden nicht ganz leicht, Zugang zu den Kreisen der Fokolar-Bewegung zu bekommen. Zuweilen erscheint manches als zu weltfremd, zu übertrieben, ja in manchen Fällen als unnötig. Muß es neben dem Dienst in der Gemeinde und den vielen Diensten von Caritas bis zu den Ordensgruppen überhaupt noch eine solche Bewegung geben?

Der geistliche Weg dieser Fokolaren versteht sich ja von der Bitte Jesu an den Vater: „Laß alle eins sein!“. So haben sich gewisse Spiritualitäten herausgebildet, die als Wegmarken der Einheit, des Evangeliums verstanden werden können.

Bischof Hemmerle versucht nun in diesem Buch eine Zusammenfassung von Meditationen, die er bei Treffen von Bischöfen, die dem Fokolar befreundet sind, gehalten hat.

Von der Schrift her geht Hemmerle die Frage der Einheit u. a. durch Jesu Kreuz und Verlassenheit, Jesu in der Mitte der Glaubenden, geistliches Amt als Dienst an der Einheit an.

Dieses Buch braucht Zeit zum Lesen, zum Verstehen und zum Nachvollziehen der Gedanken. Es kann vielen Suchenden eine Antwort geben, eine überzeugende Antwort. Aber dann brauchen sie nicht den Umweg über eine Bewegung, dann nehmen sie den direkten Weg zum Priester, zum Bischof.

Andererseits ist natürlich mancher für diesen direkten Zugang noch nicht offen. Dem könnte die Fokolar-Bewegung helfen.

Ein gutes Buch, ein wichtiges Buch, man sollte sich die Gedankenarbeit des Lesens machen.

Abraham

Der Weg eines Suchenden, von Carlo Maria Martini, Verlag Neue Stadt, ISBN 3-87996-173-5, 170 Seiten.

Der Verfasser, Kardinal in Mailand, hat in seinen Exerzitienkursen die Gestalt des Abraham als die große Gestalt des Gottsuchers in die Mitte seiner Betrachtungen gestellt.

Er geht an die Exerzitien nach den Regeln des heiligen Ignatius heran. „Sich selbst überwinden“, „sein Leben ordnen“, „sich dem Herren nähern“ sind drei Phasen.

Nun holt der Kardinal die Gestalt des Abraham in die Mitte. Der alte Urvater im Glauben hatte es jedoch nicht so leicht. Er war auf dem Pilgerweg zu Gott.

Dieser Aufbau ist voller Spannung. Die Ängste des Urvaters werden deutlich, seine Gebete, Kämpfe, seine Prüfungen und endlich die Tröstung.

Und indem der Autor nun diesen alttestamentarischen Erzvater in das Neue Testament „holt“, die Prüfungen Jesu gegenüberstellt, schlägt er den Bogen zu den Tröstungen, die Christus uns verheißen hat. Damit wird der Bezug zum Menschen von heute deutlich. Und in dem Augenblick, da der Mensch erkennt, daß er Gott eigentlich noch zu wenig kennt, wird ihm am Zeugnis der Schrift deutlich: es ist die Offenbarung der Liebe Gottes. Und in ihr sind alle gehalten, die sich dieser Liebe anheimgeben. Das Geheimnis Gottes wird zur Lebenshilfe für den Menschen von heute.

Zwanzig Jahre danach

Ein Gespräch über Buchstabe und Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils, Henri Kardinal de Lubac, Verlag Neue Stadt, ISBN 3-87996-184-0, 140 Seiten.

Kardinal de Lubac gilt als der „große alte Mann“ unter den Theologen unserer Zeit. Er gehörte zur Vorbereitungs-Kommission des Konzils und wirkte an der Formulierung wichtiger Konzilsdokumente mit. 1983 wurde er von Papst Johannes Paul II. zum Kardinal ernannt.

Das Gespräch führe Professor Angelo Scola von der Lateranuniversität. Er wurde begleitet von dem Chefredakteur der Monatszeitschrift „30 Giorni“, Alver Metalli. Das Buch fällt aus dem Rahmen, einmal durch die präzisen Fragen und zum andern durch die konkreten Antworten.

Der greise Kardinal schließt mit der Aussicht der Kirche: „Die Christen sind die Seele der Welt.“ Und er glaubt, daß das Konzil zur Unterscheidung der Geister beitragen wird, daß die Luft sich reinigen und das gute Klima sich weiter ausbreiten wird.

Ein gutes Buch.

Joseph Kardinal Ratzinger

Zur Lage des Glaubens, ein Gespräch mit Vittorio Messori, Verlag Neue Stadt, ISBN 3-87996-180-8, 215 Seiten.

Das Buch beginnt mit der Schilderung des Urlaubs des Präfekten der Glaubenskongregation, Joseph Kardinal Ratzinger, in Tirol. In der einfachen Umgebung äußert sich der Kardinal zu den Fragen des Journalisten. Der Gesprächskreis umschließt Fragen zum Konzil, zum Kirchenverständnis, zur Krise der Moral, zur Stellung der Frau in der Kirche, schließt die Erneuerung der Liturgie nicht aus, natürlich auch die Theologie der Befreiung nicht und endet mit dem missionarischen Auftrag der Kirche, allen Menschen das Heil zu künden.

Dieses Buch ist ein wichtiger Beitrag zu den Glaubensaussagen in unserer heutigen Zeit. Man muß sich für dieses Buch Zeit nehmen. Aber schließlich geht es ja um eine — die — wichtige Sache.

Nur der Geist macht lebendig

Zur Lage der Kirche in Deutschland nach 20 Jahren Konzil und 10 Jahren Synode, Michael Albus / Paul M. Zulehner (Hg.), Matthias-Grünewald-Verlag, 6500 Mainz, ISBN 3-7867-1194-1, 154 Seiten.

Seit dem Konzil vor 20 und der Synode in Deutschland vor 10 Jahren hat sich in der Welt, aber auch in Deutschland vieles geändert. Die Herausgeber wollen mit Hilfe verschiedener fachkundiger Autoren feststellen, was seit den vorzitierten Ereignissen geschehen ist. Zugleich wollen sie einen Anstoß geben, der die Impulse dieser kirchengeschichtlichen Ereignisse neu wirksam macht.

Die einzelnen Beiträge sind somit auch von innerer Spannung, mit Engagement geschrieben, aber sie bringen kein einheitliches Konzept, sie sind aneinandergereiht. Man kann sich nun, je nach Einstel-

lung ein besonderes Thema herausgreifen. Eine gemeinsame Grundlage für eine Verbesserung der Situation der Kirche oder besser des Glaubens bringen sie nicht.

Das Büchlein zeigt, daß es nicht leicht ist, mit Postulaten etwas zu ändern. Eine andere Frage ist, was würden Änderungen dieser Art bewirken? Ein ernstes Buch.

Politik und Ethik der Abschreckung

Beiträge zur Herausforderung der Nuklearwaffen, herausgegeben in der Reihe Entwicklung und Frieden von Franz Böckle und Gert Krell, Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz, ISBN 3-7867-1115-1, 256 Seiten.

Das derzeitige Sicherheitssystem in Europa, das bisher 40 Jahre den Nichtkrieg erhalten hat und auf der Abschreckung mit einem jeweiligen Vernichtungspotential beruht, stellt an alle Politiker, Kirchenräte, aber letztlich auch an jeden mündigen Bürger Fragen, denen sich weder die Politik noch die Ethik entziehen können.

In der katholischen Kirche wird z.Z. eine Diskussion geführt, ob die atomare Abschreckung und eventuell eine derartige Kriegsführung ethisch zu rechtfertigen ist.

Dieser Band versucht nun, für die sachliche Diskussion Orientierungshilfen zu geben. Es gibt verschiedene Ansatzpunkte für eine solche Diskussion. Da bleibt es nicht aus, daß nur ein breites Informationsspektrum eine sachliche Diskussion möglich macht. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und eine Autorenübersicht vervollständigen das höchst informative Buch. Für die Diskussion um Fragen des Friedens gehört es in die Reihe der wichtigen Quellen.

Miteinander leben — miteinander glauben

Warum bin ich evangelisch, warum bin ich katholisch?, Robert Pfützner (Hrsg.), Verlag für Gemeindepädagogik, Sandstr. 3, 8000 München 2, ISBN 3-87531-914-1, 110 Seiten.

Mit diesem Büchlein will der Verlag für Gemeindepädagogik vorwiegend zwei Ziele erreichen. Einmal möchte er erreichen, daß die Christen in dem Rahmen, den die Kirchenleitungen vorgezeichnet haben, besser miteinander leben und glauben lernen.

Zum anderen will man über den Stand der derzeitigen Gespräche zwischen den Konfessionen Auskunft geben. Die evangelischen und katholischen Theologen haben sich bemüht

- das Gemeinsame deutlich zu machen,
- die Unterschiede zu erklären und
- das Miteinander fruchtbar werden zu lassen.

Das Büchlein ist in seiner bescheidenen Aufmachung eine gute Zusammenstellung zu den vorbeschriebenen Themen. Mit vornehmer Achtung vor dem Andersdenkenden werden die Positionen der Kirche verständlich herausgestellt. Es ist gut, einmal eine so kurz und klar gefaßte Zusammenstellung in der Hand zu haben. Eine kurze Antwort der Philosophen und anderer Religionen ist hilfreich.

Allerdings bedarf die ausführliche Diskussion über Einzelheiten (z.B. Amtsverständnis) noch der Hintergrunderläuterung. Aber hier ist zunächst aufgeführt, was an kurzen Gedankengängen möglich ist. Eine fesselnde, für den Diskussionsgebrauch — vor allem in der Ökumene — gut geeignete Schrift.

Besondere Besprechung

Der Hoheneck-Verlag, Fachverlag für Grundwerte, Jugendschutz, Suchtabwehr, Postfach 1667, 4700 Hamm 1, bemüht sich seit Jahren, dem negativen Trend der Zeit entgegenzuwirken. Nun hat er

zur mehrjährigen überdiözesanen Initiative „Wähle das Leben“ eine ganze Reihe von Publikationen herausgegeben. Diese Veröffentlichungen liegen vor und sollten bereits zu Weihnachten besprochen werden.

Es ergibt sich nun eine große Schwierigkeit, der Begriff „Wähle das Leben“ ist schwer in eine griffige Form für den Alltag umzusetzen. Ganz zu Anfang drohte alles in eine Abwehrparole gegen den § 218 abzugleiten. Unsere Bischöfe wollten aber gerade das Dilemma der heutigen Zeit bei der Wurzel packen und durch ein Mehr an Optimismus aus dem Urvertrauen in unseren Glauben die positiven Lebenskräfte wecken, um so beizutragen, die vielen das Leben bedrohenden Probleme (von Suchtgefahren bis § 218) zu lösen.

- 1) KNA/KSA (Hrsg.), Wähle das Leben — konkret. ISBN 3-7781-0762-3, 52 Seiten.
- 2) Katholische Sozialethische Arbeitsstelle (Hrsg.), Aufs Ganze geh'n — das Leben wählen, Teil I: Grundlegende Orientierung. 66 Seiten, ISBN 3-7781-0772-0;
- 3) Katholische Sozialethische Arbeitsstelle (Hrsg.), Aufs Ganze geh'n — das Leben wählen, Teil II: Konkrete Arbeitshilfen. 96 Seiten, ISBN 3-7781-0773-9;
- 4) Katholische Sozialethische Arbeitsstelle (Hrsg.), Damit das Leben wieder wertvoll wird. Einige aktuelle Notwendigkeiten der Wertorientierung in Kirche und Gesellschaft, mit Beiträgen von Prof. Dr. Dr. Paul M. Zulehner, Dr. Konrad Hilpert, Prof. Dr. Franz Pöggeler, Prof. Dr. Günter Stackel u. a.; ISBN 3-7781-0774-7, 162 Seiten.
- 5) Postkarten-Set: Das Leben wählen, 12 verschiedene Motive, Bestell-Nr. 83 101-112.
- 6) Katholische Sozialethische Arbeitsstelle (Hrsg.), Lebenslieder, 12 Lieder, mit Texten von Werner Schaub, vertont von Reinhard Horn, gespielt von der Musikgruppe „Kontakte“. Dazu im Angebot das Liederheft Lebenslieder, 24 Seiten.

In Abhandlung 1 sind mehr oder weniger Einladungen enthalten, über den Wert des Lebens nachzudenken. Die Qualität der Aussagen ist unterschiedlich, aber auch heute noch bedenkenswert. Besonders gefallen hat der Beitrag von Heinz Theo Risse: Frieden schaffen.

In den Heften zu 2 und 3 sind praktische Hilfen zur Durchführung der Initiative „Wähle das Leben“ für Seelsorge und Erziehung zusammengefaßt. Die Beiträge sind teilweise von sehr hoher Qualität. Es ist nur die Frage, wie man diese Anregungen umsetzen kann. Immerhin stellen sie ein gutes geistiges Potential dar, das manchem Seelsorger, Jugendführer, aber auch Verantwortlichen in Verbänden usw. helfen kann.

Heft 4 stellt eine Sammlung hervorragender wissenschaftlicher Abhandlungen dar. Jede Abhandlung ist informativ und lesenswert. Manche Problemzusammenhänge werden einsichtiger. Das Werk könnte zur Information und Schulung der Ausbilder sehr förderlich sein. Aber um einen neuen Impuls zu geben oder einen begeisternden Durchbruch zu erzeugen, ist dieses wissenschaftliche Werk nicht geeignet — vermutlich auch nicht bestimmt.

Zu 5 ist die Frage zu stellen: Was soll's? Die Postkarten sind zweifellos von künstlerischem Wollen geprägt. Sie sprechen im Oliv-schwarz-Druck jedoch nicht an. Auch die Aussage, durch ein Wort jeweils verdeutlicht — ist nicht immer als Aufforderung klar erkennbar. Es ist zu fragen, ob solche Aussagen heute aufgenommen und in Impulse umgesetzt werden.

Zu 6 war es ebenfalls schwer, eine konkrete Meinung zu finden. Die Schallplatte sprach beim ersten Abhören überhaupt nicht an. Sie fiel gegenüber Schallplatten alter Kirchenlieder, die gleichzeitig eintrafen, so erheblich ab, daß eine negative Besprechung notwendig erschien.

Um aber dem Bestreben des Verlages gerecht zu werden, wurden auch Jugendliche zum Anhören mit gebeten. Dabei ergab sich das Urteil: eine doch ansprechende Musik, sinnvolle, wenn auch einfache Texte. Eine nette Sache, aber begeistern kann diese Platte nicht.

Von den anderen Erzeugnissen (Poster, Anstecker etc.) lagen keine Unterlagen vor. Doch kann man mit diesen Sachen keine Welle der Begeisterung auslösen.

Insgesamt muß gesagt werden, daß es anerkennenswert ist, daß hier der Versuch unternommen wurde, das schwierige Thema „Wähle das Leben“ in den Griff zu bekommen und für die Masse der Menschen erlebbar zu machen. Aber leider kann dieser Versuch nicht überzeugen. Ebenso muß aber freimütig bekannt werden, daß dem Besprecher auch nichts Besseres — außer kleineren Dingen — einfel.

Es wird schwer sein, diesem Thema Leben und Farbe zu geben. Vielleicht wird es nur das persönliche Vorbild und Engagement schaffen. H.F.

„Christ ist erstanden“ (Schallplatte/Cassette)

„Christ ist erstanden“, die neueste Schallplatte/Cassette der Wünschelburger Edition, 4783 Anröchte, ist nun erschienen. Sie umfaßt das gesamte Geschehen des Osterfestes, von Christi Tod am Kreuz bis zu seiner Auferstehung.

Das Werk beginnt mit einem Liederkreis zur „Enthüllung und Verehrung des Kreuzes“, geht musikalisch über in die „Schlesische Auferstehungsfeier“ und endet schließlich mit dem „Hochamt am Ostersonntag“.

„Christ ist erstanden“ ist ein Tondokument, das das innere und äußere Geschehen des Osterfestes erfaßt und dem heutigen Menschen wieder nahebringt. Ein religiöses Kleinod, das wie die schon früher vorgestellten Schallplatten dieser Edition uneingeschränkt empfohlen wird.

Sowohl musikalisch als auch gestalterisch ist „Christ ist erstanden“ eines der eindrucksvollsten der bisher in der Wünschelburger Edition erschienenen Werke.

„Christ ist erstanden“ ist mit Begleitheft als Schallplatte oder Musikkassette erhältlich. Das Begleitheft enthält die Texte aller Lieder, teilweise auch mit Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche. J.B.

Rivalen

Roman von Joffry Archer, Paul Zsolnay Verlag, 511 Seiten, Wien, 1985.

Dieser Roman ist spannend von der ersten bis zur letzten Seite. Mit den intimen Kenntnissen eines Insiders läßt der Autor, selbst ehemaliger britischer Parlamentsabgeordneter, die Leser hinter die Kulissen der großen Politik sehen. Vier junge Männer haben ein Lebensziel: Sie wollen Premierminister ihres Landes werden. Gleichermaßen begabt, aber aus unterschiedlichen Familien stammend, gehen sie ihren Weg. Über 25 Jahre kann der Leser ihr Schicksal verfolgen. Versagen und Erfolg liegen in der Politik nahe beieinander — nur wer wagt, gewinnt. Die Gunst der Stunde muß um jeden Preis genutzt werden. Der Leser vermag, sofern er politisch interessiert ist, in den handelnden Hauptpersonen auch real existierende Personen der englischen Politik zu erkennen. Schließlich weiß der Autor, worüber er schreibt. Manche beschriebene Szene hat er selbst erlebt. Politik gilt in unserem Land immer noch als schmutziges Geschäft — den Mann auf der Straße geht das nichts an. Der Roman trägt möglicherweise dazu bei, dieses Vorurteil abzubauen. Am Ende gelangt nur einer der vier ins Ziel. Der Weg dahin ist für den Leser spannend und unterhaltsam. Urteil: lesenswert. JFB

„Der Fall Richter — Seitensprünge enden tödlich“

Günter Hansen, Köhlers Verlagsgesellschaft, Paperback, 244 Seiten, Herford, 1985.

In der modernen Literatur der Bundesrepublik existieren die Streitkräfte praktisch nicht. Romane über die Bundeswehr werden sehr selten geschrieben. Deshalb ist es schon verdienstvoll, wenn sich ein Schriftsteller überhaupt mit dem Milieu in der Armee auseinandersetzt. Sicher ist es dabei kein Zufall, daß der Autor Günter Hansen pensionierter Marineoffizier ist. Er schildert die Laufbahn des Kapitäns Richter mit allen Höhen und Tiefen. Der Roman besticht durch eine exakte Beschreibung

der Atmosphäre in der Truppe — er spiegelt den Bundeswehralltag sehr genau wider. Auch familiäre Schwierigkeiten, bis hin zur Trennung des Familienverbandes, sind leider keine Seltenheit. Der erwählte Beruf fordert nicht nur den Mann, sondern auch seine Familie. Da muß Tribut gezollt werden. Es stellt sich aber für den Leser die Frage, ob Romane über die Bundeswehr immer mit einer Mischung aus Sex und Crime verbunden werden müssen. Auch Günter Hansen läßt seinen Kapitän Richter in allerlei verhängliche Situationen stolpern — bis zum Spionageverdacht ist es dann nicht mehr weit. Am Ende bleibt es der Phantasie des Lesers überlassen, ob die Hauptfigur Selbstmord begeht, weil sie keinen Ausweg aus der persönlichen Krise sieht, oder einem Unfall zum Opfer fällt. Der Autor arbeitet schließlich mit Klischees. Deshalb verliert der Roman an Glaubwürdigkeit. Das ist schade — eigentlich hätte der Schauplatz „Bundeswehr“ eine bessere Handlung verdient. JFB

Panzer rollen in Afrika vor — mit Rommel von Tripolis bis El Alamein

Hellmuth Schroetter, mit einem Vorwort von Generalleutnant a. D. Josef Moll, 191 Seiten, 48 Abbildungen, Limes Verlag Niedermayer und Schlüter GmbH, Wiesbaden und München, 1985.

Der Verfasser hat hier 40 Jahre nach Kriegsende ein ungewöhnliches Buch über den Feldzug in Nordafrika vorgelegt. Es zeigt nicht den Ablauf der Kämpfe aus der Sicht der Militärstrategen, die mehr oder weniger distanziert das wechselnde Kriegsglück auf dem nordafrikanischen Kriegsschauplatz schildern. Hier handelt es sich vielmehr um den ganz persönlichen sachlich-dokumentarischen Bericht eines jungen Panzeroffiziers, der so spannend wie ein Kriegstagebuch ist. Er schildert chronologisch den Ablauf des Afrikafeldzuges von der Landung des deutschen Afrikakorps in Tripolis im Februar 1941 bis zur Entscheidungsschlacht von El Alamein im August 1942.

Hellmuth Schrötter schildert zunächst die in der Wüste zu bewältigenden Aufgaben und den Kampf eines Kradschützenzuges, dann eines leichten Panzerspähtrupps als kleinster, völlig auf sich allein gestellter Kampfeinheit in Raumverhältnissen, die mit keinem anderen Kriegsschauplatz des Zweiten Weltkrieges vergleichbar sind. Er erzählt die Erlebnisse mit der extremen Natur, mit der eingeborenen Bevölkerung und den Frontkameraden auf der gegnerischen Seite. Er zeigt die Achtung vor dem Gegner auf, die für den Feldzug in Afrika so charakteristisch war. Die Einnahme des Wüstenforts El Agheila durch einen vom Verfasser geführten Spähtrupp im Rahmen des ersten Vormarsches im Frühjahr 1941 wie die Befreiung von Bengasi und andere Erlebnisse werden aus eigenem Erleben so plastisch dargestellt, daß der Leser an diesen Ereignissen teilzunehmen glaubt. Ein interessanter, wichtiger, das Kriegsgeschehen hautnah schildernder Bericht, der jeden interessierten dürfte, der sich mit der Geschichte Deutschlands in den letzten 50 Jahren ernsthaft auseinandersetzen möchte.

K. W. B.

Die Entfesselung des Zweiten Weltkrieges — Darstellung und Dokumente

Mit dem Essay „Gibt es eine Kriegsschuldfrage 1939?“, von Walther Hofer, Droste Taschenbücher Geschichte, 415 Seiten, 51 Seiten Anmerkungen, 3 Seiten Verzeichnis der Dokumente, 6 Seiten Literaturverzeichnis, 7 Seiten Personenregister, Droste Verlag GmbH, Düsseldorf, 1984.

Noch vor 1914 hatte der Krieg als legitimes Mittel der Politik durchaus seinen festen Platz im Völkerrecht. Auf den Haager Friedenskonferenzen von 1899 und 1907 bemühte man sich um eine gewisse „Verrechtlichung“ des Krieges. Damals ging es darum, den Krieg vermehrt in rechtliche Schranken zu weisen, keineswegs aber zu verbieten. Ein Krieg wurde vor 1914 nicht als ein Verbrechen empfunden. Trotzdem versuchten schon beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges alle beteiligten Regierungen sich als die Angegriffenen darzustellen, die einen gerechten Verteidigungskrieg zu führen gezwungen seien. Das Odium der Aggression wollte also schon damals keiner auf sich nehmen.

Nach diesem opferreichsten und größten aller bisherigen Kriege trat in der Zeit nach 1918 eine große Wende in den Auffassungen über die Führung eines Krieges ein. Der Krieg als Mittel der Politik wurde sozusagen schrittweise aus dem Völkerrecht verbannt. Die Satzung des 1919 gegründeten Völker-

bundes sah gegen einen Angreiferstaat gemeinsame Sanktionen aller Bundesmitglieder vor, während der Briand-Kellog-Pakt von 1928 den Krieg als solchen überhaupt verbot und ächtete. Das nationalsozialistische Deutschland war zwar 1933 aus dem Völkerbund ausgetreten, die deutsche Unterschrift auf dem Briand-Kellog-Pakt blieb jedoch bestehen. Daher konnte sich das Nürnberger Kriegsverbrecher-Tribunal von 1945 — entgegen einer weitverbreiteten Meinung in der Öffentlichkeit — bei der Aburteilung der Nazi-Verbrechen durchaus auf eine vorgängige international anerkannte und breit abgestützte Rechtsentwicklung berufen, da alle souveränen Staaten diesen Pakt von 1928 unterzeichnet hatten.

Der Autor, Professor Dr. Walther Hofer — Ordinarius für Neuere Weltgeschichte an der Universität Bern, hat die politische Entwicklung in den Monaten vor dem Kriegsbeginn am 1. September 1939 sehr sachlich und informativ untersucht. Was 1919 fälschlich in bezug auf die deutschen Absichten von 1914 behauptet worden ist, trifft auf die Lage von 1939 zu: „daß der Krieg vorsätzlich von jenen eronnen und ausgeführt worden ist, die die höchste Macht in Berlin besaßen“. Der Verfasser weist in einer sehr sachbezogenen Dokumentation nach, daß Adolf Hitler diesen Krieg gewollt und gesucht und die deutsche Nation und das Deutsche Reich in den Zusammenbruch von 1945 geführt hat.

Die Lage von 1914 und diejenige von 1939 sind völlig verschieden, was die kriegsauslösenden Faktoren betrifft. Während der Erste Weltkrieg letztlich durch eine „Automatik der kriegsentscheidenden Entschlüsse“ herbeigeführt wurde, wie es Theodor Schieder — ganz im Sinne von Werner Näf — formuliert hat, so hing die Frage Krieg oder Frieden 1939 von einem einzigen Menschen in Europa ab; von Adolf Hitler, der dank seiner unumschränkten persönlichen Diktatur über die Macht des Deutschen Reiches und damit der modernsten und schlagkräftigsten Wehrmacht des damaligen Europa verfügte. Er führte ganz bewußt Deutschland in diesen Krieg hinein. Man denke den einzigen Menschen — Hitler weg, und das Geschehen von 1939 wird praktisch nicht denkbar, weil die Begriffsreihe Hitler — Nationalsozialismus — Zweiter Weltkrieg einen inneren notwendigen geschichtlichen Sachzusammenhang darstellt.

Professor Hofer zeigt diese geschichtliche Entwicklung in einer ausführlichen Dokumentation auf und legt hierbei auch alle Umstände offen, die uns in den Zweiten Weltkrieg hineingeführt haben. Diese souveräne Darstellung gehört zu den Standardwerken unserer Zeitgeschichte und sollte jeden interessieren, der sich mit der Geschichte des Deutschen Reiches und der Bundesrepublik Deutschland — eingebunden in den europäischen Rahmen — auseinandersetzen und befassen möchte.

K. W. B.

Der erste Weltkrieg 1914 bis 1918 — Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts

Jean-Pierre Cartier, aus dem Französischen übersetzt von Ulrich Friedrich Müller, 738 Seiten, 101 Abbildungen, 10 Karten, Zeittafel, Bibliographie, Personen- und Sachregister, Verlag R. Piper GmbH & Co. KG, München, 1984.

Über den Ersten Weltkrieg wissen wir heute fast nichts mehr. Veteranen gibt es nur noch wenige — die meisten sind inzwischen gestorben. Im Geschichtsunterricht unserer Schulen wird — wenn es solchen Unterricht überhaupt noch gibt — fast kaum darüber gesprochen oder gelehrt. In vielen Fällen sind dann die Aussagen über diesen Krieg noch falsch oder die Fakten werden fehlerhaft oder unsachlich interpretiert. Wir sollten aber auch heute noch mehr darüber wissen, denn es war der Krieg unserer Väter und Großväter, die in seinen Materialschlachten unendliches Leid und vielfach den Tod hinnehmen mußten. Und der Krieg unserer Generationen — der Zweite Weltkrieg mit seinen rd. 55 Millionen Toten — wäre ohne diesen Ersten Weltkrieg und seinen Folgen nie möglich oder denkbar gewesen.

Es ist daher sehr begrüßenswert, daß der Autor hier eine zugleich fundierte und packende Schilderung vorlegt, die zusammen mit den bereits erschienenen und berühmten Büchern seines Vaters Raymond Cartier „Vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg“ und „Nach dem Zweiten Weltkrieg“ eine um-

fassende Darstellung der Geschichte des 20. Jahrhunderts bildet. Der Verfasser geht zunächst ausführlich auf die Vorgeschichte des Krieges ein und schildert die Bündnisse — hier Dreibund, dort Entente —, die dramatischen Ereignisse des Juli 1914, als sich die europäischen Politiker immer tiefer in ein Netz von Forderungen und Gegenforderungen, von „Ehrenangelegenheiten“ und Machtansprüchen verstrickten — bis die europäische Katastrophe nicht mehr aufzuhalten war.

Jean-Pierre Cartier zeichnet deutlich die Entwicklungen dieses Krieges an den verschiedenen Schauplätzen nach, der im Westen von einem Bewegungskrieg „alter Schule“ in einen nie gekannten, von niemandem vorhergesehenen Stellungskrieg übergeht. Mit verblüffender Detailkenntnis und tiefem Mitgefühl zeigt er das erbärmliche Leben der Soldaten in den Gräben, Schlamm, Ratten, Regen und Schnee — und über allem die ständige Todesgefahr, das nervenzermürende Trommelfeuer. Die zahlreichen militärischen Versuche von beiden Seiten, den Krieg endlich zu Ende zu bringen, werden ausführlich untersucht — die blutigen Offensiven bei Verdun und Ypern ebenso wie das Dardanellenunternehmen, die Skagerrakschlacht oder die großen Schlachten im Osten bei Tannenberg oder in Galizien. Auf beiden Seiten wurde erbittert gekämpft und gestorben, zunächst jedoch ohne Erfolg — ohne den Krieg beenden zu können.

Auch die großen politischen Ereignisse und Bewegungen werden neben den militärischen Entwicklungen aufgezeigt. Hierzu gehören die schon frühzeitig einsetzenden Friedensbemühungen und die Koalitionsverhandlungen, der diplomatische Kampf um den Kriegseintritt Italiens und der USA sowie die politische Entscheidung zur Einsetzung eines gemeinsamen Oberbefehlshabers an der damaligen Westfront. Im weiteren Verlauf des Krieges steigert sich die Not der Zivilbevölkerung ins Unermessliche, aus dem Hurratriotismus der ersten Kriegsmonate wurde eine immer drückendere Stimmung und die Lebensmittel immer knapper; der Hunger immer größer.

Der Autor hat mit diesem Werk eine fundierte Darstellung des Ersten Weltkrieges mit seinem politischen und gesellschaftlichen Hintergrund gegeben. Ein Buch für jeden Menschen, der sich mit der Geschichte des 20. Jahrhunderts auseinandersetzen und sich speziell mit der Geschichte Deutschlands und Europas befassen möchte. Man sollte ihm eine umfassende Verbreitung wünschen, damit auch die deutsche Geschichte wieder besser verstanden und betrachtet wird.

K. W. B.

Vor-Bilder für heute

Teil 4, Lateinamerika, Gottesdienste — Band 7, Martin Patzek/Elisabeth Prégadier, Verlag Bonifatius-Druckerei, Paderborn 1985, ISBN 3-87088-461-4, 158 Seiten, 10 Bilder.

Gewidmet ist der Lateinamerika-Band der Reihe „Vor-Bilder für heute“ Bischof Dr. Franz Hengsbach anlässlich des 25jährigen Bestehens der Bischöflichen Aktion „Adveniat“. Aus seinem Antrag, am Weihnachtsfest 1961 eine Kollekte zugunsten der Kirche Lateinamerikas zu halten, entstand diese Aktion, zu der die Bischöfe seither jährlich am 1. Adventssonntag aufrufen. Dienen sollen die Meßvorlagen der Publikation von Patzek und Prégadier aber auch der Vorbereitung in den Gottesdiensten auf ein großes kirchengeschichtliches Ereignis: Am 12. Oktober 1992 wird 500 Jahre Evangelisierung Lateinamerikas gefeiert.

In ihrem Vor-Wort betonen die beiden Herausgeber, daß die Verbindung der Christen unseres Landes mit den Kirchen Lateinamerikas nicht nur in einer einseitigen finanziellen Hilfe bestehen dürfe. Im Gegenteil: Das Ziel sei der gegenseitige Austausch, denn wir Christen möchten „als Gläubige voneinander lernen und uns gegenseitig bereichern“. Bekannt machen möchten die Autoren mit zehn Heiligen und Persönlichkeiten, die ihr Leben dem Auftrag Gottes gewidmet und das Leben ihrer Mitmenschen in Lateinamerika entscheidend beeinflußt haben. Vorgestellt werden ausdrücklich 10 Vor-Bilder aus Mittel- und Südamerika, die bei uns weniger bekannt sind, die zu den unterschiedlichsten Zeiten lebten, der verschiedensten Herkunft sind und ihr Leben auch jeweils anders gestalteten. Gemein ist ihnen allen, daß sie ihr Leben einsetzten, um Gott zu dienen. Das bedeutete für alle zehn ei-

nerseits Beten, andererseits das soziale Engagement durch die geistige und praktische Hilfe für die Armen, Bedrängten, Kranken, Hilflosen, Kinder, Opfer der Inquisition und des Sklavenhandels. Beide Aspekte waren für diese Persönlichkeiten des Glaubens untrennbar miteinander verknüpft. Sie ließen ihre Mitmenschen das „Antlitz der Liebe Christi erfahren“. Daß sie dabei zu keiner Zeit nur auf Unterstützung und Anerkennung stießen, machen ihre Lebenswege und Schicksale deutlich. Leid, Opfer und sogar den Tod mußten sie wegen ihres Glaubens und Wirkens auf sich nehmen. Daß es diese Vor-Bilder auch in unserer teilweise doch so naturwissenschaftlich-aufgeklärten Zeit noch gibt und daß sie trotz unserer größtenteils vernunftorientierten Epoche oft immer noch lebensgefährlich bedroht, bekämpft und rücksichtslos ermordet werden, zeigen die Vor-Bilder Oscar Arnulfo Romero (1917–1980) und Maria del Rosario Godoy de Cuevas (1961–1985), die zusammen mit ihrem zweijährigen Sohn und ihrem Bruder ermordet wurde.

Die Bedeutung der zehn Vor-Bilder für das Christentum und die Menschen über ihre Zeit und ihren Tod hinaus — und das wird in den kurzen Lebensbeschreibungen und den angebotenen Gottesdienstvorlagen deutlich — konnte ihr Tod oder ihre Ermordung nicht brechen.

In den Gottesdienstvorlagen und den knappen Lebensbeschreibungen wird das Bild dieser Menschen, ihres Lebens und Wirkens in ihrer Zeit und ihre Bedeutung für unsere Zeit gezeichnet. Die Gottesdienstvorlagen — sie sind verwendbar sowohl für Messfeiern als auch für Wortgottesdienste — geben nützliche Anregungen, Hilfestellungen und Informationen, lassen aber auch genügend Raum für die individuelle Ausgestaltung des jeweiligen Gottesdienstes. Hilfreich sind hierbei die zahlreichen Materialien in Form von Schallplatten, weiterführender Literatur, Lichtbildern, Folienprogrammen, etc., die jeweils am Ende des Kapitels angeführt werden. Entnommen sind sie der Heiligen Schrift, der Liturgie der Kirche, Predigten des Papstes in Lateinamerika und den Publikationen der Hilfswerke.

Ein gelungenes Werk, das Patzek und Prégadier vorlegen, das außerdem abgerundet wird durch eine Karte Lateinamerikas und einen Anhang mit praktischen Hinweisen auf weitere Literatur-, Material- und Adressenangaben.

E. A. F.

Berlin — Lubichow und zurück,

Bilder einer bedrohten Jugend 1939–1949, Felix Raabe, Don Bosco Verlag, Sieboldstr. 11, 8000 München 80, ISBN 3-7698-0546-1, 227 Seiten.

Dieses Buch hat der Autor (Jahrgang 1931), Historiker und Publizist, dem am 14. 12. 1985 verstorbenen Oskar Neissinger, einem der großen Männer des ND gewidmet. — Ein würdiges Gedenken. —

Trotz starker zeitlicher Belastung *mußte* ich dieses Buch lesen. Es packt von den ersten Seiten an.

Es enthält keine Heldentaten, aber es beschreibt das stille Heldentum des Alltags in der Diktatur, in einer verworrenen und verwirrten Nachkriegszeit und unter dem Schatten einer neuerlichen Diktatur. Raabe erzählt einfach seine Jugend. Diejenigen, die heute, in relativ ruhigen Zeiten, von Selbstverwirklichung und Aussteigen reden, sollte man dieses Buch zu lesen geben. Es ist so einfach, wenn man heute auf den Staat schimpft. Aber in einer Diktatur, wo man jederzeit bedroht werden kann, nur nicht teilzunehmen an „verordneten“ Jubelfeiern etc., das ist schon eine Tat, die Mut erfordert, der erste Schritt zum Widerstand.

So wird in diesem Buch eines Zeitzeugen deutlich, daß es eine innere Abwehr der Katholiken, einfach aus dem Glauben heraus, gab.

Die Kirche gab zunächst als Organisation Rückhalt. Man erlebt dann, wie die Nazis versucht haben, Stück für Stück diese Institution zu „verkleinern“. Konfessionsschulen wurden abgeschafft, Jugendbünde aufgelöst usw. Dieses Vorgehen gegen Glaubensformen ist bedrückend. Und es ist eigentlich eine Schande, daß heute liberale und sozialistische Kreise durch ihren Kampf gegen die Konfessionsschule eine bewährte Einrichtung zerstört haben, die so segensreich gewirkt hat.

Es werden verschiedene Stationen auf dem Weg zum Widerstand aufgeführt. Und immer wieder wird deutlich, wie die Kirche schützend helfen konnte.

Es werden viele Dinge beschrieben, die auf einmal nach Jahren wieder deutlich werden. So wurde in Polen die Haltung der Wehrmacht als korrekt bezeichnet, das Verhalten von Partei, SS, SA, Gestapo aber als das einer „üblen Bande“.

Man liest mit Erschütterung von der großen Zahl von Priestern, die ins KZ kamen.

Man erfährt von katholischen Männern, die sich tatkräftig für die Freiheit der Menschen eingesetzt haben. Die Rolle des Jagdfliegers Oberst Werner Mölders wird positiv gestreift.

Die Fülle der Eindrücke kann in einer kurzen Besprechung nicht wiedergegeben werden. Doch wird manche Begebenheit auch nach eigenem Erleben als ähnlich oder gleich empfunden, so z.B. die Versorgung der Soldaten mit religiösen Schriften durch die Heimatbistümer.

Der Autor spart den Niedergang des Reiches nicht aus, bringt aber dann auch einen überlegenswerten Bericht über die „Befreiung“ durch Sowjettruppen. Diese Grausamkeiten und vor allem die oft völlig sinnlose Durchführung von „Reinigungsmaßnahmen“ haben bei vielen Deutschen verhindert, daß man sich mit den nazistischen Problemen auseinandergesetzt hat.

Diese Überlegung hat viel für sich. Menschen, die gerade zu begreifen begannen, was staatliche Willkür bedeutet hat, werden auf einmal im Namen der Freiheit noch willkürlicher und menschenverachtender behandelt.

Das Buch bringt dann noch viele, fast vergessene Begebenheiten in und um Berlin. Man ertappt sich dabei, daß vieles aus dieser Zeit nicht mehr gewußt wird.

Den Neuaufbau der katholischen Bünde beschreibt Raabe dann auch. Dieses Kapitel müßte man noch öfter lesen. Denn es zeigt, daß nach meiner Meinung die ersten Ziele zu hoch gesteckt waren. Das religiöse Leben war der Mittelpunkt. Es ist auch mehrfach angedeutet, daß die katholische Soziallehre erkannt wurde. Aber sie wurde nicht zum dynamischen Faktor. Der Hauch der Romantik schwebt noch stark durch die Gedanken. Nicht daß das schlecht wäre. Leider hat man die Romantik so stark verbannt, daß man selbst die für den Menschen notwendige Pflege der Mystik — beide hängen ja als Regungen des Herzens irgendwie zusammen — verkümmern ließ. (Dadurch sind auch manche Kirchen so „unwohnlich“.)

Für den Leser ist vielleicht noch wichtig, der Autor lebte in Berlin. Lubichow, ein kleiner Ort in Westpreußen, war der Wohnort eines Teiles der Familie und ein begehrtes Ferienziel.

Dieses Buch sollte man lesen, wenn man die Vergangenheit aufarbeiten will. Es sollte aber auch von vielen Jugendlichen gelesen werden, damit sie eine Zeit verstehen lernen, die sie nicht erlebt haben, von der man aber wissen muß, damit man Grundwerte, Demokratie, Nation und Kirche schätzen lernen kann. H.F.

Was schreibt die Maus dem lieben Gott?

Zeichnungen und Texte von Stano Kochan. Verlag Herder Freiburg im Breisgau 1985. ISBN 3-451-20411-8, 56 Seiten.

Ein Mäuschen schreibt Briefe an den lieben Gott. Ihr Inhalt ist kurz und prägnant. In den Zeichnungen des im Exil lebenden tschechischen Zeichners Stano Kochan und in den kurzen Aussprüchen, die er seiner Maus in den Mund legt, spiegeln sich teilweise Lebensweisheiten wider, die zum Nachdenken anregen, teilweise bringen sie den Leser und Betrachter — auch „nur“ zum Schmunzeln. Direkte Antworten gibt Gott der kleinen, übrigens namenlosen, grauen Maus nicht, denn sie sind bereits in den Mäuse-Fragen verborgen und für den Leser erkennbar, wenn er sich ein bißchen Zeit nimmt, um Bild und Wort in Ruhe zu betrachten.

Insgesamt ist das vorliegende Büchlein äußerst gelungen und besonders — aber nicht ausschließlich — zum Vorschein geeignet. Dem im Vorwort erhobenen Anspruch, Lebensweisheiten zu vermitteln und zum Nachdenken anzuregen wird es jedoch nicht in jedem Mäuse-Brief gerecht. Aber muß das denn unbedingt sein? Die Freude am Lesen und Betrachten wird dadurch jedenfalls keineswegs reduziert.

Bei den wirklich gelungen Zeichnungen sollte man eine Weile verharren, um alle Details zu entdecken. Oder aber: Das Büchlein mehrmals durchblättern!

E. A. F.

Informationen aus Kirche und Welt

Gegen Totalverweigerung und Gewissensprüfung

Stellungnahme der Zentralleitung der Kolpingjugend

Auch wenn sicherheitspolitische Fragen nicht jederzeit im Brennpunkt des öffentlichen Interesses stehen, bleibt das Bemühen um den Frieden stets eine zentrale Aufgabe der Jugendverbände im BDKJ.

Anlässlich der gegenwärtigen Neubelebung der Diskussion über Wehr- und Zivildienst, die beide in einer gemeinsamen Erklärung von 1969 als Friedensdienste bezeichnet worden sind, gibt die Zentralleitung der Kolpingjugend folgende Stellungnahme heraus:

Die Existenzberechtigung des Staates gründet in der Verwirklichung des Gemeinwohls. Das Gemeinwohl erfordert den Schutz der unverletzlichen Rechte und Pflichten der Bürger, und zwar nicht nur im Innern eines Staates, sondern auch im Hinblick auf seine internationalen Beziehungen. Solange daher die Gefahr von Krieg besteht und solange es keine übergeordnete internationale Autorität gibt, die mit entsprechenden Mitteln ausgestattet ist, muß militärische Landesverteidigung als ein legitimes Recht und eine grundlegende Pflicht des Staates angesehen werden, es sei denn, die absolute Mehrheit der Bürger käme darin überein, sich gegen jede Form von militärischer Verteidigung auszusprechen.

In der Bundesrepublik Deutschland ist bis heute der Konsens jedoch nicht in Frage gestellt worden, daß Landesverteidigung notwendig und nur auf dem Weg allgemeiner Wehrpflicht leistbar ist. So ist im Grundgesetz die allgemeine Wehrpflicht für Männer vorgeschrieben (Art. 12a). Diese Verpflichtung zu einem Zwangsdienst ist aus Gründen der Subsidiarität gerechtfertigt.

Das Grundgesetz bestätigt allerdings in Art. 4.3 das unveräußerliche Recht des Menschen auf Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen und garantiert in Art. 12a, daß Kriegsdienstverweigerer nicht zum Wehrdienst herangezogen werden können.

Diese in Art. 4 und 12 genannten Rechte müssen auch in Zukunft uneingeschränkt wahrnehmbar sein.

Wer der staatsbürgerlichen Pflicht auf Wehrdienstleistung nicht nachkommt, soll — wie auch im Grundgesetz Artikel 12a vorgesehen ist — einen Ersatzdienst leisten.

Eine Totalverweigerung lehnen wir strikt ab, da sie in ihrer Unbegrenztheit den Grundlagen unserer staatlichen Ordnung und dem Solidaritätsprinzip widerspricht.

Ersatzdienste sollen statt dessen alle gleichwertig und gleich wählbar sein. Sie sind jedoch — wie bereits die Bezeichnung selbst besagt — nicht als eigenständige und unmittelbar vom Staat einforderbare Dienste neben dem Wehrdienst anzusehen. Eine solche Erweiterung der Pflichtdienste würde dem Personalitätsprinzip widersprechen, demzufolge Zwangsdienste nur dort zulässig sind, wo aus Gründen der Subsidiarität eine andere Lösung nicht möglich ist.

Der Ersatzdienst ist vielmehr aus gesetzlich-juristischer Sicht dem Wehrdienst nachgeordnet. An dieser Rangfolge sollte festgehalten werden.

Nach der derzeitigen Regelung ist der Ersatzdienst allerdings erst nach einer Gewissensprüfung zugänglich. Im Gegensatz dazu birgt die bestehende Praxis der Erfassung, Musterung und Einberufung die Gefahr, daß der Wehrdienst ohne eine bewußte Gewissensentscheidung vollzogen wird.

Die Doktrin der Abschreckung erfordert jedoch wie jedes andere Konzept militärischer Verteidigung die ausdrückliche Bereitschaft, im Kriegsfall zur Landesverteidigung beizutragen.

Es ist daher grundsätzlich von jedem jungen Menschen gefordert, sein Gewissen in Verantwortung gegenüber der Solidargemeinschaft und auf der Basis eingehender Information ernsthaft zu prüfen, ob es ihn verpflichtet oder verbietet, im Kriegsfall zur Landesverteidigung beizutragen.

Auch derjenige, der bereits seine Entscheidung getroffen hat, sollte sie stets neu überprüfen.

Wir rufen den Staat, aber auch Kirchen und Verbände dazu auf, sowohl die Entscheidung für als auch gegen den Kriegsdienst als eine verpflichtende Gewissensentscheidung zu verdeutlichen. Der Staat sollte jedoch darauf verzichten, diese Gewissensentscheidung durch ein besonderes Verfahren — das von der Natur der Sache her stets unbefriedigend bleiben muß — zu überprüfen.

Wir lehnen es ab, die Gewissensentscheidung unserer Mitglieder dahingehend zu beeinflussen, daß wir als Verbandsleitung der Kolpingjugend verbindliche Aussagen über die moralische Wertigkeit des Wehrdienstes und des Ersatzdienstes machen.

Wohl aber werden wir uns dafür einsetzen, unseren Mitgliedern geeignete Hilfeleistungen zu geben, die es ihnen erlauben, das jeweilige Für und Wider sachlich abzuwägen und eine verantwortliche Entscheidung zu fällen.

Eine generelle Bezeichnung von Wehr- und Ersatzdienst als Friedensdienste erscheint uns nicht sinnvoll, da sie letztlich eine vorbehaltlose positive Bewertung der konkreten Optionen und Vorgehensweisen der Bundeswehr als auch der jeweiligen Formen und Leistungen des Zivildienstes mit einschließt.

Es stellen sich diesbezüglich noch zahlreiche Fragen und Probleme, zu denen wir im Interesse unserer Mitglieder in Zukunft Stellung beziehen werden.

Wußten Sie schon?

Von den rund 22 Millionen Erwerbstätigen in der Bundesrepublik Deutschland verdienen im Jahr

- 3520000 oder 16% unter 9600 DM. Darin sind auch alle Lehrlinge, Teilzeitbeschäftigte usw. enthalten;
- 3740000 oder 17% 9600 DM bis 25000 DM. Hier findet man sehr viele Zweitverdiener;
- 7920000 oder 36% 25000 DM bis 50000 DM;
- 4620000 oder 21% 50000 DM bis 75000 DM;

- 1540000 oder 7% 75000 DM bis 100000 DM;
- 660000 oder 3% 100000 DM und mehr.

Aus diesen Zahlen geht einiges hervor:

- Unter 1000 DM im Monat haben etwa 20% der Erwerbstätigen = 4400000. Rechnet man die rund 1,2 Millionen Lehrstelleneinhaber ab und setzt die Zahl der Zweitverdiener mit etwa 50% vom Rest an, dann leiden 1500000 tatsächlich für unsere Verhältnisse Not. Leider sagt diese Statistik nicht, wie es im einzelnen aussieht;
- rd. 70% aber geht es den Umständen entsprechend gut bis sehr gut;
- rd. 10% geht es ausgezeichnet.

Zugleich wird aber erkennbar, daß man immer die mittleren Einkommen in einen Finanzausgleich — welcher Art auch immer — einbeziehen muß. Denn würde man z.B. die echten Großverdiener mit 1000,— DM monatlich zur Kasse bitten (Sondersteuer o.ä.), würde das tatsächlich nur erbringen: $12 \times 1000 = 12000 \times 660000 = 7920000$ DM.

Würde man von jedem Großverdiener nun noch mehr verlangen, dann würden viele unter die „magische Grenze“ von 100000 DM rutschen und der „Einzugsbereich“ würde noch geringer. So würde also auch ein Betrag von 1500 im Monat, im Jahr 18000 DM \times 650000, denn ein Teil der Großverdiener rutschte aus der besonders zu belastenden Gruppe raus — nur 11700000 DM bringen — also für den Rest der Beschäftigten noch etwas mehr als 0,50 DM.

Würde man dagegen — wenn auch unterschiedlich — oder abgestuft — alle Einkommen — außer der untersten Stufe mit 2,— DM pro Monat belasten, dann wären im Jahr 24,— zu entrichten, die immerhin 36960000, also fast 40 Millionen DM bringen würden.

So wird erkennbar, daß einige Prozent, auf die Masse verteilt, mehr bringen als ein großer „Schlag“ auf einen kleinen Kreis.

Daraus wird aber auch deutlich, daß es vielleicht sinnvoller ist, zusätzlich Mittel durch entsprechende Arbeit zu erwirtschaften. H.F.

Die Länder des Baltikums im Sturm

„Ich war zu kurzer Ruhe in einem Landhaus, als ich durch einen Anruf erfuhr, Radio Vatikan habe gerade meine Erhebung zum Kardinal mitgeteilt. Ich glaubte, mein Anrufer habe schlecht verstanden. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß ein so alter Mann, der sich nur etwas Feuer in einem kleinen Zimmer wünschte, Kardinal werden könne. Als ich mich von den Tatsachen überzeugen mußte, kniete ich nieder und weinte...“ So beschrieb Msgr. Vaivods seine Reaktion auf seine Kardinalsernennung 1983, als er 87 Jahre alt war. Er wurde der erste Kardinal des Baltikums seit den Anfängen der Russifizierung. Öffnung Moskaus? Sicher nicht! Diese Ernennung erschien vielmehr wie Aufbau einer diplomatischen Brücke zwischen Vatikan und Kreml. Denn im Baltikum ist die Verfolgung der Gläubigen stets gleich geblieben, ja heftiger geworden.

Man könnte die Opfer des Gulag in den drei baltischen Ländern Lettland, Estland und Litauen (nur das letztere ist mehrheitlich, wenn nicht ganz, katholisch) nicht aufzählen. Nennen wir unter so vielen anderen Yuris Burmeister und Daniel Lismanis, 1983 verurteilt zu 15 Jahren strengen Lagers — werden sie von dort heimkehren? — wegen der Verteilung eines für die Konferenz von Madrid bestimmten Dokuments und der Forderung auf freie Selbstbestimmung ihrer Länder, oder des 17jährigen Schülers, in Riga ins Hospital gesteckt, weil er von der Spitze des Freiheitsdenkmals der Stadt laut die Bibel gelesen hatte. Eins der schrecklichsten Beispiele ist das der beiden Priester Svarinskas und Tamkevicius, Gründer des „Katholischen Komitees für die Verteidigung der Rechte der Gläubigen“ (Litauen). Die Initiative stammt vom Dezember 1978. Im Mai 1983 wird Pfarrer Svarinskas zu 7 Jahren strengen Lagers und 3 Jahren Exil verurteilt. Im Dezember 1983 Pater Tamkevicius zu 6 Jahren Lager und 4 Jahren Exil (Chronik der Kirche in Litauen, 58/1983). Bei der Verkündung des Urteils hat Pater Svarinskas erklärt: „Ich glaube nicht, während der ganzen Strafzeit zu einer Entschuldigung zu kommen. Habt ihr Angst vor mir? Vielleicht, daß ich mit meinen leeren Händen (sogar den Rosenkranz habt ihr mir genommen) eure Kampfpfänger zerstören

könnte? Wird ein Tag kommen, an dem ihr die Wahrheit annehmt?

Während die Ernennung von Msgr. Vaivods im Westen als Zeichen des guten Willens Moskaus dargestellt wurde, schritt das ZK der KP der UdSSR im Gegenteil zu einer Verhärtung seiner Haltung. Am 1. August 1984 veröffentlichte die Prawda eine deutliche Warnung an Estland und forderte Organisation einer energischen Entgegnung auf die „ideologischen Ablenkungen von Fernsehen und Funk des Auslands, der reaktionären Emigration und der klerikalen Zentren.“ (La Croix, 3.8.84) Am 26. des gleichen Monats gab der Heilige Vater nach dem Angelus in Castelgandolfo bekannt, dabei mit der Tradition der Geheimhaltung auf diesem Gebiet brechend, daß ihm die Genehmigung zur Reise nach Wilna verweigert worden sei. „Man hat mir nicht die Möglichkeit gegeben, an den Feierlichkeiten zur 500-Jahrfeier des Hl. Kasimir teilzunehmen, noch Kardinal Casaroli als meinen Vertreter dorthin zu schicken.“ (Le Monde, 28.8.84)

Zur Brechung des Widerstandes der baltischen Völker verschärft Moskau noch die intensive Kampagne der Russifizierung. Schon von 1945 bis 1970 war der Prozentsatz der Nichtbalten in Estland von 8 auf 40%, in Lettland von 25 auf 43% und in Litauen von 16 auf 20% gestiegen. „Wenn Litauen relativ verschont worden zu sein scheint“, erklärte Otto von Habsburg am 31. März 1982 vor dem Europa-Parlament, „dann, weil es sich um ein hauptsächlich landwirtschaftliches Land mit katholischer Bevölkerung handelt, deren Geburtsraten höher sind als die Gebiete mit protestantischer Mehrheit.“ In den Städten haben die Russen bei der Wohnungszuteilung Vorrang vor der bodenständigen Bevölkerung. So ist in Riga der Anteil der Balten schon geringer als 40%. Auf allen Gebieten beutet Moskau die örtlichen Schätze aufs äußerste zu eigenen Zwecken aus. So wird der bituminöse Schiefer Estlands für Wärmekraftwerke verwandt, deren Produktion fast völlig für russische Gebiete bestimmt ist (Elta, Sept. 1982). 1975 ist ein Gesetz von 1929 in Kraft gesetzt worden, das der Partei erlaubt, alle praktizierenden Gläubigen besonders zu besteuern. Damit die Dinge klar sind, sind 500 000 sowjetische Soldaten im Baltikum stationiert, während der Ein-

fluß des KGB unaufhörlich verstärkt wird. So wurde April 1984 bekannt, daß General Pugo zum Ersten Sekretär der Republik Lettland ernannt war (Le Monde, 21. 4. 84). Es scheint, daß es Ziel der Machthaber ist, auf religiösem Gebiet von jetzt an jede Veranstaltung zur 600-Jahrfeier der Taufe Litauens im neuen Jahr kurzzuschalten: so ist vorgesehen, daß die Behörden selbst die Gedenkfeier organisieren. . . Zur Zeit leiden und beten die baltischen Länder nach der Vorstellung der geheimen Journalistin Sofia Botschawara, die im Wissen, daß ihre Stunde gekommen, ausrief: „Hier besteht die Welt schon nicht mehr für mich. . . Ich lebe durch meine nahe Begegnung mit dem Herrn. . .“ (Catacombes, Juli 1983). (MAG-INFO, Nr. 328-1)

Die Kirche in Vietnam

Der Heilige Vater hat den Katholiken in Vietnam seine Bewunderung angesichts ihrer schweren Prüfungen ausgesprochen (zum „Ad-limina“-Besuch durften auch nur drei der 39 Bischöfe nach Rom reisen). Der Erzbischof von Hanoi, Kardinal Joseph-Marie Trinh Van Can, sagte am 24. November zum Papst: „Die sechs Millionen Söhne und Töchter der Kirche Vietnams schauen weiter auf den lebendigen und wirksamen Glauben ihrer heroischen Vorfahren, den diese mit einer Unerschrockenheit ohnegleichen seit Beginn der Evangelisierung unseres Landes bewahrt haben, seit etwa 1550 also. Die 117 Seligen Vietnams sind dafür der überzeugendste Beweis und das mächtigste Zeugnis. Trotz des Priestermangels, vor allem im Norden des Landes, wird das Wort Gottes besonders an Sonn- und Feiertagen in den Pfarren verkündet. Die Anbetung des Allerheiligsten Sakraments und die Verehrung der Allerseligsten Jungfrau Maria, Mutter und Königin, sind die beiden wichtigsten Mittel, um die Einheit und den Eifer unserer Christen zu fördern. Diese Manifestation des Glaubens zieht die Aufmerksamkeit der Ungläubigen und Gleichgültigen an und erregt ihre Bewunderung.“ (idu, Nr. 51/85)

Polen: Erstaunliche Zahlen über das Verhältnis zur Kirche

Der Vorsitzende der Polnischen Soziologischen Gesellschaft, Prof. Dr. Janusz Ziolkowski, beantwortete Fragen über polnische Religiosität

1985 auf Anfrage des von der Erzdiözese Warschau herausgegebenen „Przegląd Katolicki“ in dessen Nr. 36 vom 8. September 1985 wie folgt: „Man kann den polnischen Katholizismus vom Gesichtspunkt der Grundindikatoren betrachten, welche die Religiosität jedes Volkes statistisch erfassen. Dies sind Indikatoren, welche selbstverständlich die äußeren Erscheinungen bezeichnen. Zum Beispiel werden von 100 Kindern 94 getauft, von 100 im Standesamt eingetragenen Ehen werden 84 auch in der Kirche geschlossen, von 100 Beerdigungen finden 97 nach katholischem Ritus statt, was wohl am charakteristischsten ist. Aus soziologischen Forderungen geht ebenfalls hervor, daß 60% der Polen sogenannte „dominantes“ sind, d. h. solche, die sonntags zur Messe gehen, und 84% „paschantes“, d. h. solche, die wenigstens einmal im Jahr zum Sakrament der Buße und Kommunion gehen. Aufgrund von Umfragen kann festgestellt werden, daß sich 84% als gläubig erklären, 5% (jeder 20.) als nicht-gläubig, die übrigen 11% stehen der Religion gleichgültig gegenüber. Wir haben es also mit einem massenhaften Typ der Religionspraktikanten zu tun, was äußerst charakteristisch ist, mit einem hohen Grad ihrer Stabilität. (idu, Nr. 1/86)

Ein Negativ-Image der Kirchen

„Welche Rolle spielt die Religion bei Entscheidungen in der Wirtschaft?“; Bayernteil vom 17. Februar

„Ich glaubte meinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Auf meine Frage an einen 13jährigen: ‚Was macht ihr zur Zeit im Religionsunterricht?‘, erhielt ich die Antwort: ‚Wir diskutieren über das Wirtschaftssystem in China.‘ Sollten es derartige Ergebnisse sein, die der ablehnenden Haltung der meisten von 530 befragten Führungskräften der Wirtschaft gegenüber der Autorität der Kirchen zugrunde liegen?

Genau besehen ist nämlich das Umfrageergebnis eher erfreulich, wenn 85 Prozent der Befragten sich an ihrem Gewissen orientieren, wenn die Orientierung am Rechtsstaat an zweiter Stelle steht und dann Freiheits- und Menschenrechte und die Erhaltungswürdigkeit der Natur ganz vorne liegen. Was ist das letztlich anderes als eine Orientierung an den von Gott gesetzten Fakten? Lehnen diese sicher zur kritischen Intel-

lizenzen zu rechnenden Führungskräfte in Wirklichkeit gar nicht die Autorität der Kirchen ab, sondern nur eine oft durch wenig Sachverstand gekennzeichnete Einmischung vereinzelter kirchlicher Amtsträger in Dinge dieser Welt? Bliebe die Frage an die Kirchen, wodurch wohl sie ein weit über diese Kreise hinausreichendes negatives Image erworben haben.

Ohne Anspruch auf richtige Gewichtung oder Vollständigkeit möchte ich zwei Aspekte in den Vordergrund rücken: Da ist die Zersetzung fundamentaler Glaubensinhalte durch die eigenen Theologen. Wenn z.B. die Wunderberichte des Neuen Testaments nur als ‚Symbole‘ zu verstehen sind, wodurch hat sich dann Jesus von Nazareth als der ausgewiesene, der er zu sein behauptete, als ‚Gott von Gott‘? Wenn es eines Beweises für eine solche Selbstoffenbarung nicht bedürfte, dann könnte ja jeder mit einem solchen Anspruch kommen, wie es diverse Sektengründer auch tun.

Ein Zweites: Nach meinem sicher sehr subjektiven Eindruck befaßt sich die Kirche zu sehr mit der ‚Verpackung‘ religiöser Inhalte in der Liturgie und zu wenig mit den Inhalten selbst. Dadurch fehlt die Brücke zum täglichen Leben. (Die bei ihren Oberen nicht sehr geschätzten Arbeiterpriester hatten sie offenbar.) Nicht wenige Prediger von heute verdunkeln aber eher den Sinn des Evangeliums, indem sie einen Wust theologischer Symbolbegriffe auf ihre Hörer abladen. Die aber wollen Antwort auf die vier klassischen Fragen: Was können wir wissen? Was dürfen wir hoffen? Was sollen wir tun? Was ist der Mensch?“

Dr. Robert Burger, Sibichhausen
(aus Münchner Merkur 47)

Junge Männer sind Lückenbüßer

„Frauen als Zeitsoldaten“; Seite 1 vom 14. Februar

„Der jüngste Vorschlag einer Bundestagsabgeordneten, Frauen nicht mehr generell zu hindern, Soldat in der Bundesrepublik zu werden, stieß namentlich bei Verfechterinnen der modischen Emanzipation und des modernen Egoismus der Frau auf ziemlich militante Abwehr. So etwas verstoße gegen die Verfassung; die Frauen seien dazu da, Leben zu schaffen, und nicht, es

zu vernichten, sie dürften unter keinen Umständen als Lückenbüßer(innen) in die Bundeswehr eingegliedert werden, wurde argumentiert.

Nach dem Bonner Grundgesetz gilt allerdings eine prinzipielle Handlungs- und Berufsfreiheit für Frauen wie für Männer, und nur die Pflicht, Wehrdienst leisten zu müssen, wurde aus alter Tradition allein letzteren auferlegt.

Auch das zweite Argument kann kaum überzeugen. Dienst in der Bundeswehr ist keineswegs dazu bestimmt, Leben zu vernichten, sondern soll Aggressoren abschrecken und so dem Bürger ein Leben in Sicherheit und Freiheit gewährleisten. Nicht wenige deutsche Frauen verzichten heute freiwillig auf Kinder und wählen andere Lebensziele. Weshalb ihnen da die Bundeswehr als Tätigkeitsfeld verboten werden sollte, sei als Frage mit aller Ehrerbietung und Toleranz gestattet.

Die wehrpflichtigen jungen Männer können seit langem als Lückenbüßer der Nation dafür gesehen werden, daß in Deutschland nach zwei katastrophalen Weltkriegen kaum genügend freiwillige Soldaten zur notwendigen Verteidigung des Landes gefunden werden können. Mancher Wehrpflichtige wird sich vielleicht gerade deshalb sozial mißbraucht fühlen, weil das Potential weiblicher freiwilliger Soldaten überhaupt nicht in Anspruch genommen wird. Der emanzipatorische Gedanke einer gewissen A. Schwarzer, die Frauen aus der Bundeswehr herauszuhalten und die Männer aus der Wehrpflicht herauszuholen, bietet keine ernst zu nehmende Lösung. Wer im Konfliktfall — womöglich in atomwaffenfreien Zonen — ohne ausreichende Gegenwehr dasteht, der wird vom überlegenen Angreifer nach Lust und Laune vergewaltigt. Da hilft kein passiver Widerstand, und da helfen nicht einmal die vielzitierten natürlichen ‚Waffen einer Frau‘.“

M. Günter Edelman, München
(aus Münchner Merkur 47)

Gewählt

Der Chefredakteur von auftrag, Oberst a.D. Helmut Fettweis wurde am 5. März '86 mit überzeugender Mehrheit zum Vorsitzenden des Katholikenrates (Stadtdekanatsrates) Bonn gewählt.

Ein neuer Tag

Du hast mir neu heraufgebracht,
mein Gott, des Tages Licht.
Nun hebe ich nach dunkler Nacht
zu Dir mein Angesicht

und bitte: Laß mein Dankgebet
durchdringen Raum und Zeit,
schaff dem, was aus dem Herzen geht,
den Weg zur Ewigkeit.

Gib, daß das Kreuz von Golgatha
mir Deine Liebe weist
und daß, was einst der Jünger sah,
mein Glaube tätig preist.

Gib, daß mein Geist — von Deinem Geist
geläutert und gelehrt —
den Weg, den Du mich gehen heißt,
zu gehen auch begehrt.

Schließ in den Segen Deiner Gnad'
heut' alle Menschen ein,
die mir Dein Wort befohlen hat.
Laß sie geborgen sein

vor Angst, vor Sünde und Gefahr
in dieses Tages Licht,
Ich weiß: Der immer bei uns war,
läßt uns auch heute nicht.

Sigo Lehming

Der Königsteiner Engel

In der Offenbarung des Johannes, auch Apokalypse genannt, geschrieben gegen Ende der Regierungszeit des römischen Kaisers Domitian (81 bis 96 n. Chr.), wird im 8. Kapitel von den sieben Engeln mit den sieben Posaunen berichtet. Jeder Posaunenton bringt Not und Elend. Der siebte Engel mit der siebten Posaune (11, 15–19) aber ist der Bote der Hoffnung.

So steht im Vers 15: „Der siebte Engel blies seine Posaune. Da ertönten laute Stimmen im Himmel, die riefen:

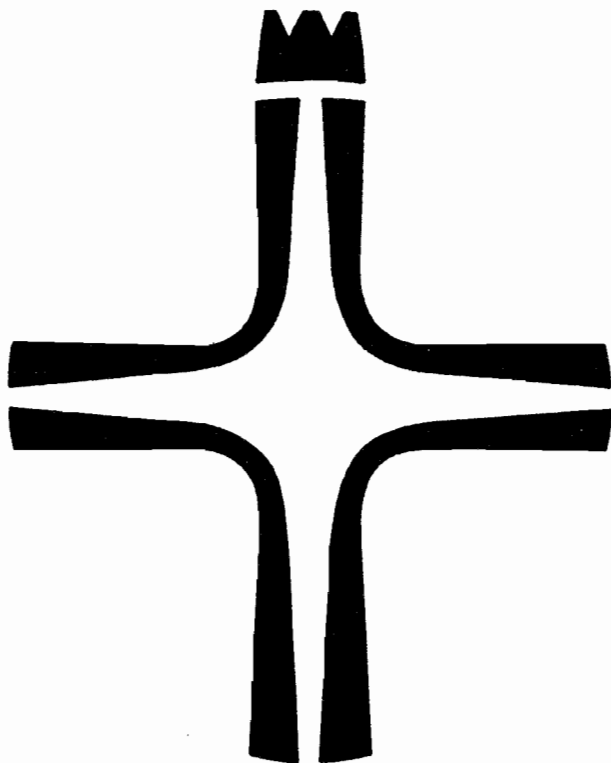
Nun gehört die Herrschaft der Welt
unserem Herrn und Gesalbten;
und sie werden herrschen in alle Ewigkeit.“

Dieser Engel mit der siebten Posaune, der die uneingeschränkte Herrschaft Gottes ankündigt, hat den Künstler inspiriert. Er schuf in der schweren Zeit des Aufbaus nach dem Krieg am Haus der Begegnung in Königstein diesen Engel der Hoffnung.

In Königstein begann 1960 die organisierte Laienarbeit katholischer Soldaten.

Der Königsteiner Offizierkreis übernahm diesen Engel, weil auch er sich mit dieser Hoffnung identifizierte. So wurde der Engel zum Zeichen des Königsteiner Offizierkreises (KOK) und auf den Königsteiner Offizierbriefen. „auftrag“ übernahm das Hoffnungszeichen und die „Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS)“ wählte es als ihr Symbol.

Der Engel der Hoffnung ist damit Begleiter und Symbol katholischer Laienarbeit in der Militärseelsorge seit mehr als 25 Jahren



„auftrag“ ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Herausgeber: GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Redaktion:

Helmut Fettweis (Oberst a.D.), Chefredakteur
Wilhelm Lehmkämer (Oberstleutnant a.D.), Gesellschaft und Kirche
Helmut P. Jermer, Hauptmann, Information, Beiträge z. Frieden

Brief-Zuschriften: auftrag, Postfach 200125, 5300 Bonn 2

Überweisungen: auf Konto Nr. 2532786 BLZ 38040007 Commerzbank Bonn,
Zweigstelle Adenauerallee oder 165035-506 Postscheckamt Köln — General-
vikariat des Katholischen Militärbischofs — Vermerk: „Spendenkonto der GKS“

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und mit Genehmigung der
Redaktion.

Druck: Köllen Druck & Verlag GmbH, 5305 Bonn-Oedekoven, Schöntalweg 5

Nachbestellungen gegen eine Schutzgebühr von 5,— DM an den ausliefernden
Verlag.